ROMANTISCHE MÄRCHEN UND SAGEN

Ludwig Bechstein





<36607870950011



Romantische Märchen und Sagen,

von

Ludwig Bechstein.



Altenburg,
Verlagsbuchhandlung von H. A. Pierer.







Ihrer Königlichen Hoheit

Helene,

verwittweten Herzogin von Orleans,

geborenen Prinzeßin von Mecklenburg-Schwerin,



in tiefster Ehrfurcht zugeeignet

von dem Verfasser.







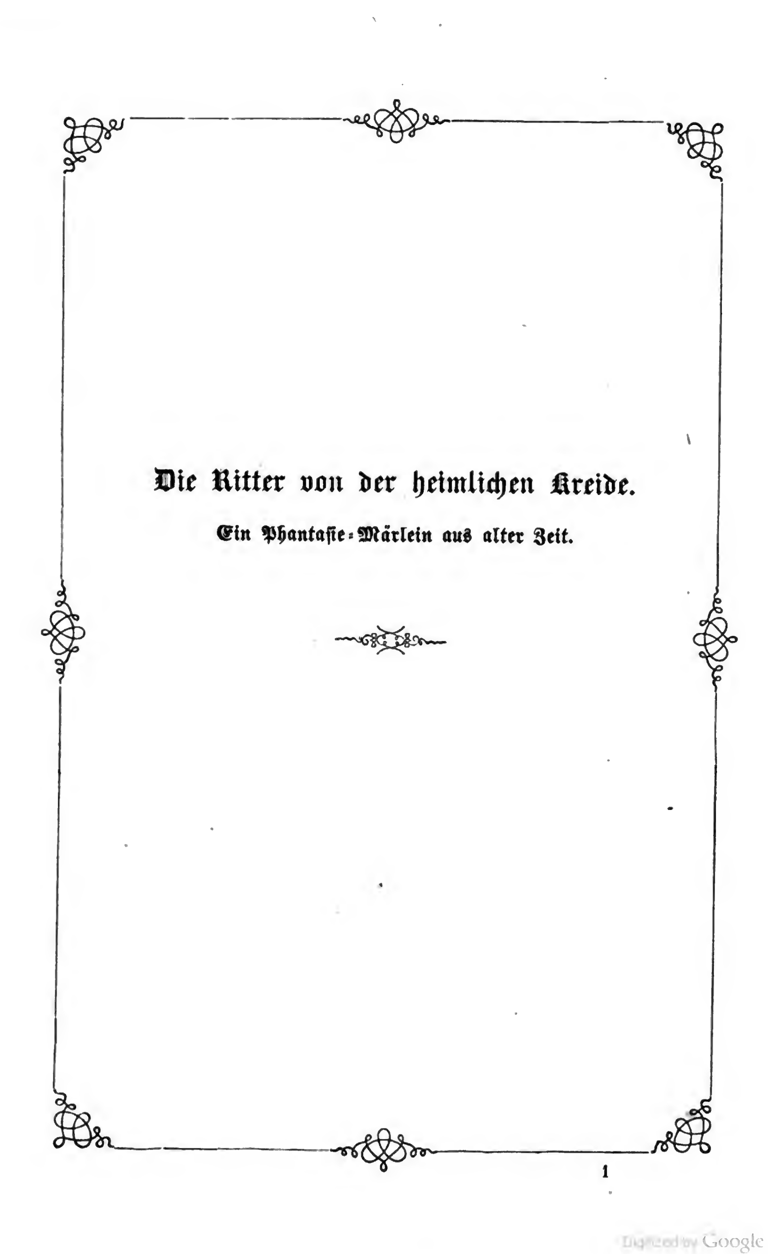
Oft wandelst sinnend Du in Wartburghainen,
Wo Märchen blühen, Sagenwunder leben,
Wo grauer Vorzeit ernste Geister schweben,
Und um die Grotten gleiten Bergesfeinen.

Dort nicken Blumen von den Felsgesteinen,
Auf denen Thauesperlen glitzernd beben,
Und der Natur geheimnißvolles weben
Läßt ihre Sprache deutsam Dir erscheinen.

Erhab'ne Frau! der großes Leid zu tragen
Der HERR gebeut, wie tief es Dich bewegt,
Und die, gleich hohen Frauen frommer Sagen,
Dieß Leid mit edler Seelengröße trägt,
Nicht zürne, daß der Dichter, fast mit zagen,
Dir diesen Waldesstraus zu Füßen legt.







Die Ritter von der heimlichen Kreide.

Ein Phantasie-Märlein aus alter Zeit.



Etwas gar wundersames hat sich in derselben Gegend, in welcher die nachstehende Mär vom Ringlein und der Perlennadel sich ereignet, vor alten Zeiten zugetragen, und zwar auch mit einem Goldreif, welcher verloren ging, und bei dessen Verlust und Wiedererlangung über- und unterirdische Mächte thätig waren.

Jedermänniglich ist bekannt, daß nicht allzufern vom stolzen Schlosse der Wartburg eine schwer zugängliche Felsgruppe an steiler Bergeshöhe gelegen ist, in der eine enge Spalte zu einer Grotte führt, welche die verwünschte Jungfernhöhle heißt.

In jenen Tagen wohnte auf der Wartburg ein gar freisamer junger Rittersmann, welchem des Schlosses Obhut übertragen war, denn das Geschlecht der alten Landgrafen von Thüringen war erloschen und abgestorben, und die neuen Herren, die Markgrafen von Meissen und auch Landgrafen von Thüringen und Herzoge, wie Kurfürsten zu Sachsen, bewohnten die edle Bergfeste nicht mehr, sondern hatten ihre Residenzen zu Dresden, Torgau, Leipzig, Weimar, Altenburg, Weißensee, Eckartsberge oder auf andern Schlössern des Meißner und Pleißnerlandes, und Schloß Wartburg, der viertehalbhundertjährige Sitz der Thüringer Landgrafen, wäre verödet, wenn nicht die wackern Burgmannen, die droben Wohnsitz hatten, der Burg mit Liebe ge-



pflegt, sie baulich erhalten, und sie zu einem gastlichen Asyle für Pilgrime, Minne- und Meistersinger und reissige Mannen gemacht hatten. Unter diesen Burgmannen, deren Namen die Geschichte aufgezeichnet hat, darunter sich Angehörige der thüringischen Grafen- und Rittergeschlechter von Erffa, Uetterodt, Gleichen, Baumbach, Boineburg, Berlepsch, Harstall, von der Thann und andere finden — zeichnete sich nun der genannte ritterliche auch sangeskundige Bernhard von Swandtlar absonderlich aus, indem er in Kampf und Minne gleich erprobt, eine Freude hatte an allem Hohen und Edlen, viel schöner Künste pflag, die Laute und Zither wohl zu schlagen, und mit süßen Melodeien zu begleiten verstand, auch manch trefflich Gemäl und Bildwerk meisterlich herfürbrachte. Auch war er der Gegend kundig wie keiner, ja er verstand etwas von der Nekromanzei, und ward ihm nachgesagt, er sei oftermalen in der Nähe des grauslichen Hörseelenberges gewesen, auch habe er wohl schon zum öftern in Johannisnächten die verwünschte Jungfer gesehen. Mit sothaner Jungfer hat es eine seltsamliche Bewandtniß, die noch gar nicht recht bekannt worden, dieweil über dieselbe wenig oder nichts in den alten Chroniken dieser Gegend zu finden. Nur drunten in der schaurigen, von düstern Waldbäumen umschatteten Carthause lag in der Liberei des Klosters ein Buch an einer starken Kette mit einem Hangeschloß, zu dem nur der Prior der Carthause den Schlüssel hatte, und darin stand die Geschichte, aber mit alter, schwer oder kaum lesbarer Schrift. Dieser Prior nun, Pater Floribundus geheißen, war traun gar eng befreundet mit dem Burgmann hoch oben auf dem Wartburgschloß, und wohnte so, daß er leichtlich sich mit jenem Zeichen geben und Zeichen empfangen konnte, und war besagter Pater Prior auch ein Geweihter des Bundes von der heimlichen Kreide, insgemein der Humpenbund genannt, so gar

wenige Mitglieder, wegen absonderlicher Heimlichkeit zählte, auch gar kein geschrieben Gesatz oder Statut hatte, und sein Verbündniß auch nur an ganz Auserwählte offenbarte.

Sothaner Humpenbund war auf eine eigenthümliche Weise entstanden, und zwar auf der hohen Wartburg selbst an einem Pfingstentag, da der holde Frühling minniglich in die Welt hineinlachte und da viele Pilger von nahe und fern dem Wartburgschlosse ihre Schritte zugelenkt hatten, so daß kaum der Speiser genugsam Gebäckes und Getränkes hatte, alle zu laben und zu ersättigen. Bei Bernhard von Swandtlar waren auch schon viele Pilgergäste eingesprochen, als da war sein leiblicher Bruder, des Namens Hermann, zubenamt der Getreue, ein Kriegsheld und Capitan eines Fähnleins reissiger Fußknechte vom Heere des Sachsenherzogs — so wie der Prior Pater Floribundus, der gern sein Brevier auf den Höhen betete, und fleißig zum Brunnen der heiligen Elisabeth wallete, nud dann etwas höher hinanf zum Weinkrug des biedern Burgmannes und Freundes. Auch war ein Bürger herauf gekommen aus der Stadt Eisenach, gar ein lieber Nachbar und guter Gesell, mancherlei Wissens kundig, welcher seine Abkunft herleitete von dem berühmten Heinrich von Ofterdingen, und einer holden Maid ans dem Gefolge der Landgräfin Sophia, als der Sängerkrieg auf Wartburg statt fand, wo Meister Klinsor die Sänger versöhnte. Dieses biedern Mannes und guten Gesellen Name war Hilarius, und dies mit vollem Recht, denn sein Gemüth war heiter geartet, und er war gern allda wo man lachete und fröhliches Wesen an das Licht brachte.

Am selbigen Pfingsttage, als diese Mannen bei einem guten Trunke auf Schloß Wartburg im traulichen Klosett des Burgmanns beisammen saßen, das mit Waffen, Humpen, Jagd-

geräth, und allerlei meisterlichem Schnitz- und Bildwerk ausgeziert war, und neben dem Becher auch Lied und Laute erklingen ließen — denn Bruder Hermann der Getreue war ebenfalls des Saitenspieles ein kundiger Meister — wandelte ein fahrender Sänger über die Waldhöhen und schmalen Pfade nach dem hohen Wartburgschlosse hinauf, und brachte mit sich einen fremden Mann, der ein Maler war, bürtig aus dem goldenen Mainz, das vor Zeiten seinen Krummstab mildiglich über einen schönen Theil von Thüringen und zumal über dessen uralte Hauptstadt Erfurt streckte. Besagter Maler war ein Abkömmling jenes Lindenschmits, von dem alte rheinische Liedlein und Mären viel singen und sagen, und war Meister Wilhelm geheißen, der Sänger aber, in dessen Geleit der Maler zum erstenmale in seinem Leben, und leider, Gott sei es geklagt, auch zum letztenmale, diesen gebenedeiten Wartburgboden betrat, war kurzweg Meister Ludwig benamset. Letzterer nun war schon seit längerer Zeit den auf der Wartburg versammelten bekannt und befreundet, ersteren aber kannten sie noch nicht, hießen ihn aber, da er in so willkommener Begleitung kam, mit Herzlichkeit willkommen und boten ihm den vollen Humpen zum Gruße dar. Deß freute sich baß des Malers Herz, denn sein Sinn war etwas trüb und düster und mißtrauisch gegen die Menschen, dieweil er manche unliebe Erfahrung schon gemacht, und er hatte erst gar nicht recht daran gewollt, in einen ihm fremden Kreis einzutreten. Um so mehr ward ihm dann, als er sich unter eitel gemüthstreuen und gemüthsfrohen Menschen sah, wohlig zu Muthe, und der edle Wein, daran kein Mangel war und auch nicht am trinken desselben, weckte ihm die volle angeborene Munterkeit, daß er bald auch begann, schöne Liedlein vorzusingen, absonderlich das rührende vom jungen Grafen, und dem Klosterfräulein, so beginnet:



„Stand ich auf hohem Berge,
Sah in den tiefen Rhein;
Ein Schifflein sah ich schweben — schweben,
Drei Grafen saßen drein.“

Dieses Lied wußte Meister Wilhelm so herzbeweglich zu singen, daß allen Kumpanen Thränen in die Augen stiegen, und begann absonderlich der Prior aus der Carthause zu stöhnen und helle Zähren zu weinen, als der wehmüthige Schluß des Liedleins anhub:

„Mit ihrem schneeweißen Händelein
Grub sie dem Grafen ein Grab;
Aus ihren schwarzbraunen Aeugelein — Aeugelein,
Sie ihm das Weihwasser gab.“

„Mit ihrer schönen Stimme,
Sie die Vigilien sang.
Mit ihrer hellen Zunge — Zunge
Schlug sie den Glockenklang.“ —

Denn der Carthäuser Prior hatte vordessen auch ein feines Lieb gehabt, ehebevor er sich in das düstere Kloster begrub, und hatte sothanes Lieb erst zuvor begraben und die Erinnerung an der Minne Glück und Qual drang ihm warm vom Herzen in die Augen. Aber nicht lange ließ der sangeskundige Maler die Rührung vorwalten, sondern begann bald das Lied, so tituliret ist: „der Jäger aus Kurpfalz,“ als welches sein Lieblingslied war, und das sang er lustiglich, daß bald die Kumpane mitsangen und Chorus machten, und klang es gar schön hinaus über die Waldpracht, die wie grüne Wogen unermeßlich weit unter der Wartburg sich hinstreckte, wie eitel Jagdlust und Weidmannswonne:

„Ein Jäger aus Kurpfalz
Der reitet durch den grünen Wald,
Er reitet hin und her, gleich wie es ihm gefallt.
Ju ja juh — ja lustig ist die Jägerei
Allhier auf grüner Haid!“





Dazu klangen Humpen und Pokale voll an einander und war gar ein schönes trinken.

„Knapp sattle mir mein Roß,
Und leg' darauf den Mantelsack,
So reit ich hin und her als Jäger aus Kurpfalz.
Ju ja juh — ja lustig ist die Jägerei
Allhier auf grüner Haid!"

Und die Zittern klangen voll und klar in den Händen des Burgmanns und des Capitan, daß es zumal ein herrlich klingen und singen war.

Und die Sonne neigete sich schon abwärts den Bergen und Burgen zu, die im Westen der hehren Wartburg aufragen, dem hohen Normannstein, der stattlichen Brandenburg, und dem Brandenfels, und über die tiefen Waldthale voll Maienduft und Blumenfülle schollen des Kukuks einförmige glockentönige Rufe.

Da sang der lustig gewordene Maler:

„Jetzt reit' ich nicht mehr heim,
Bis daß der Kukuk Kukuk schreit;
Er schreit die ganze Nacht allhier auf grüner Haid.
Ju ja juh — ja lustig ist die Jägerei
Allhier auf grüner Haid!"

und die Kumpane, die vor schon versammelt gewesen waren, danketen dem Meister Ludwig, daß er einen so wackern sang-, klang- und trankkundigen Meister mit zur Stelle gebracht, und wurde darauf ein anderer Ort erkieset, um der Abendfrische und der Aussicht mehr zu genießen, und war selbiger Ort kein anderer, als die ehrwürdige Waffenhalle, wo in Pracht und Glanz die alten Harnasche der Landgrafen und Burgherren rings an den Wänden umher standen, manche auf hohen Turnierroßharnischen, und rings die Wehren an Schwertern, Schilden, Streitäxten und Hellebarden sammt manchen Helmen, Halskragen, Panzerhemden und sonstigen Waffenarten. Diese Halle



ward getragen von einem gewaltigen byzantinischen Steinpfeiler und durch die byzantinischen Fenster hinaus war der Blick frei auf den gefeiten Venusberg der deutschen Sage, der, wie dunkel und graulich er sonst erscheine, heute erglühete wie rothes Gold im Brande der untergehenden Sonne, wie eine Alpe, die ein riesiges Zackenhorn hoch über dem Eingang zur verzauberten Tiefe gen den blauen Himmel streckte.

Meister Wilhelm, so diese Pracht zum erstenmale erschaute, stand wie gefeit im Anblick des Berges und in seiner Seele wurde alle Romantik der Vergangenheit lebendig, und es zogen ritterliche Bilder voll Farbenpracht und Schönheit an seinem innern Auge vorüber, Bilder aus der Vorzeit des Wartburgschlosses, dessen Geschichte er gar wohl kannte, von der Minnesinger Kampf und Streiten, unter Landgraf Hermann dem Sängerfreunde, und wie Landgräfin Sophia den verfolgten Ofterdingen schirmte. Von der heiligen Elisabeth schmerzlichem ahnungsvollen Abschied von ihrem Herrn und Gemahl, Ludwig dem Frommen, von Friedrich des Freudigen Brautraub und Vatertreue, und stand lange im sinnigen sinnenden Anschaun.

Mittlerweile hatten einige Knappen alle die Zubehör in die Halle getragen, welche nöthig schien zu der Kumpane andauerndem Wohlsein, volle Humpen und Kannen, Becher und Pokale, und was zu ritterlichem Imbiß gehörte, freilich keine Pfauen und Pfauen-Pasteten, keine Bärenklauen und Bärenschinken, die gab es damals schon nicht mehr, aber doch zur Genüge, und hatten auch die Zithern nicht vergessen, und da faßte den Maler ein unwiderstehlich Gelüst, er setzte einen Helm auf sein Haupt, nahm einen Schild in die linke, eine Lanze in die rechte Hand, und sah gleich aus, wie der mannlichsten Recken einer, da setzten die andern alle auch Helme auf, tranken einmal tief gnug und richteten sich so, daß zuerst der Maler an des Zuges

Spitze stand, dann die beiden Brüder mit dem klingenden Zitherspiel, dann Meister Ludwig, mit einem zweihandigen Flammberg, dem dann wieder als ein Paar Pater Floribundus und der gute Gesell Hilarius, ebenmäßig bewehrt, folgten. Und ward nun zu der Saiten Klang dreimal um den Steinpfeiler in der Halle gewandelt, und dazu ein schallend Lied gesungen, daß vom Sang und Klang und der Männertritte Hall und Schall die weite Halle schütterte und die Harnasche und Gewaffen an den Wänden laut erklirrten. Verwundert standen Knappen und Leute in der Thüre und sahen dem Treiben zu, doch sahen sie mit nichten, daß der Carthäuser-Prior solchen Spuk mittrieb, denn selbiger hatte sich unsichtbar gemacht vermöge der Kraft eines Zauberkrautes, das nahe an der Carthause wuchs, und welches der Prior wohl kannte, denn er war, obschon er noch jung war, gar ein erfahrener Gärtner, hatte auch zu allererst den Klostergarten angelegt, da zuvor keiner vorhanden gewesen. In jetziger Zeit ist die ganze Stätte der ehemaligen Carthause ein großer und schöner Garten und Parkwald.

Unsichtbar machte sich der Carthäuser aber derohalben, weil einem Mönchlein und zumal einem Prior solch tumultisches Gebaren und Trinkgelag-ähnliches Zechen vor *weltlichen* Zeugen nicht ziemen wollte.

Als der hallende und schallende Rundgang dreimal durch die Halle und rund um dem mit mystischem Bildwerk am Sockel und Kapital verzierten Steinpfeiler vollendet war, hub Meister Ludwig ein Gedicht an zu sprechen, welches das ritterliche Ebenteuer eines Grafen von Klettenberg feierte, und hatte jede Strophe sothanen Gedichts den Kehrreim:

Trinkt Brüder trinkt,
Bis der letzte sinkt!





welchen Kehrreim die Mannen im Chorus sprachen, war gar schön anzuhören und hallete zuletzt ganz schaurig, da der trunkene Grave auf seinem Rößlein in die Kirche zu Ellrich einritt, und der liebe Herrgott ob solchen Frevels dem Rößlein vor dem Hochaltare die Hufeisen allzumal von den vier Füßen abfallen ließ.

Und wie selber ritterliche Grave hernachmals noch gar viele Humpen und Kannen, nach dem Gedicht leerete, und noch gar manchen guten Trunk that, also wurden die versammelten Mannen eins, es auch ebenso zu halten und machten einen Bund miteinander, den nannten sie den Humpenbund, der sollte keine geschriebene Satzung haben, kein Kaiser, Fürst oder Grave sollte ihn bestätigen, kein Sigill sollte er führen, kein Diplom sollte er ausstellen, keine Beiträge sollten die Mitglieder zahlen, kein Mitgliederverzeichniß sollte niedergeschrieben werden, aber einen Ordensmeister sollte er haben, und wo drei Mitglieder des Ordens sich beisammen fänden, sei es auf Wartburg oder anderswo, sollten sie Macht haben, Kapitel zu halten und neue Mitglieder aufzunehmen, jedoch nicht ohne Prüfung und Noviziat oder absonderliche Bürgschaft eines der anwesenden Brüder. Ordensoberhaupt sollte Meister Ludwig sein, weil er in Diplomen, alten Urkunden und Ordenssachen am meisten erfahren, zugleich auch, weil er der ätleste unter den anwesenden Mannen. Das Ordenshaupthaus solle die Wartburg sein und bleiben, doch könnten auch auf andern Burgen und Burgsitzen Commenthureien errichtet werden. Müsse ja nothgedrungen etwas in Angelegenheiten des Bundes geschrieben werden, so habe dieses mit der heimlichen Kreide zu geschehen, von welcher Kreide sich nichts offenbaren lässet, doch geht die Vermuthung, daß sie nicht auf deutschem Grund und Boden wachse, und daß die erste der Pater Floribundus,



da er in wälschen Landen umgefahren, auch dorten mancherlei Gesteine und Pflanzen kennen gelernt, aus dem wälschfränkischen Landen, und zwar aus einer Provinz, so sich Campania nennet, mit nach Thüringen bracht habe.

Commenthur des neuen Ordens wurde alsobald der wackere Burgmann Bernhard von Swandtlar, zubenannt der Minstrel, der Pater Prior wurde des Ordens Superior, Hermann von Swandtlar, Hilarius und der Maler wurden Ritter von der heimlichen Kreide.

Da nnn der Humpenbund gegründet war, wobei es dunkel ward und die Thüren verschlossen wurden, wobei auch jeder einen richtigen Humpen bis zur Nagelprobe geleert hatte, wurden die Diener und Knappen mit Windlichtern berufen, und nahm jeder Ritter des Humpenbundes seinen Humpen in die Hand oder auch zwei, und wer nicht zwei Humpen trug, der trug einen Humpen und eine Kanne, und die Zithermeister nahmen keine Humpen, sondern die Zithern, und zogen wieder alle mit Sang und Klang aus dem Landgrafenhause die hohe Steintreppe herunter, (fiel aber keiner), und zogen durch den vom Mondenlicht zauberisch erhellten Burghof und wieder vor in das Ritterhaus, allwo auf dem Gange, gegenüber dem Gemach des Burgmanns, ein geräumiges Gastzimmer war, mit einem sehr breiten und hohen Himmelbette und einem gewaltigen Kachelofen. Hinter dem Ofen aber stand ein uralter hölzerner Wandschrein mit Thürlein oben und unten, in diesen Schrein wurde die heimliche Kreide verborgen und versprochen, worauf sie alsbald unsichtbar ward. Dies bewirkten der gute Burgmann und der Pater Floribundus vermöge ihrer Nikromanzei. Selbiger Schrein mit der versprochenen heimlichen Kreide stehet noch bis auf den heutigen Tag in demselben Gastgemach, welches kein anderes ist, als das, in welchem hernachmals der selige





Gottesmann Lutherus zehn Monden lang gewohnt, und in welchem er sein Tintenfaß dem Teufel an den Kopf geworfen hat, wie noch immer an der Wand zu sehen, dieweil er nicht mit heimlicher Kreide schrieb, sondern mit offenbarer Tinte, und so lesbar, daß man die Schrift selbst in der alten Roma deutlich erkennen konnte. Im Closet des biedern Burgmanns redeten nun die Freunde noch dieß und das von alten Mären und Sagen, davon die Wartburg und ihre Umgebung schier voll ist, und da lenkte sich die Rede auch auf die verwünschte Jungfer, und trug absonderlich der Maler ein mächtiges Verlangen, von ihr, wo nicht etwas zu sehen, doch viel zu hören, und hätte wenig gefehlt, so wäre er am liebsten gleich aufgebrochen und hätte im Mondschein ihre Höhle aufgesucht, was ihm jedenfalls den Untergang und jähen Sturz von der steilen Felswand zugezogen hätte. Da verhieß der Prior der Carthause den Freunden, andern Abends wiederum auf die Burg zu kommen, und das alte Buch von der Kette zu lösen und mit herauf zu bringen, und den Fremdlingen die Mären vorzulesen. Solcher Vorschlag fand guten Anklag nicht nur im Gemüthe der Mannen, sondern auch mit den Humpen ward Anklang kundgethan und thät jedweder noch einen tüchtigen Abend- und gute Nacht-Schlurf — trenneten sich dann, und stiegen die aus der Stadt und der Carthause hinab, jeder nach seiner Behausung, die Burggäste aber in den großen Bettschragen, allwo sie schliefen wie die alten heidnischen Götter und vom Ritter Tanhäuser und seiner Frau Venus träumeten.

Der folgende Tag, als welches der zweite des heiligen Pfingstfestes war, weckte mit goldenen Morgenstrahlen die wackern Schläfer und bald war ein rüstiges Leben in der ganzen Burg wach. Andächtige Pilgerschaaren, Männlein und Weiblein, junge fahrende Schüler, Baccalaurei, Doctores und Magistri

und Studenten von den Hochschulen, auch zarte Jungfräulein, alles zog den steilen Felsenberg heran, um der Gnaden St. Elisabethä froh und theilhaft zu werden, denn war auf Wartburg auch von ihr nicht mehr wie vordessen, ein Heiligthumb, so waren allda doch die Stätten, wo sie, die Heilige des Thüringerlandes, in Demuth gewandelt, wo sie die Armen gespeist, und Werke der Barmherzigkeit an die bekümmerten Menschen gelegt hatte. Da war ihr Brunnen, dort ihr Teich, da zeigte man ihre Bettlade und da ein altes geschnitztes Holzbild, das ehedem in der Wartburgkapelle stand, und sie treulich vorstellete mit ihrem Brod und ihrem Krüglein. War selbiges Bildniß gar ein köstlich Schnitzwerk von dem kunstvollen Meister Veit Stoß in Nürnberg, stand aber nicht mehr in der Kapelle, sondern lag etwan in einem Winkel und hatten's die Nachkommen also mißachtet, dieweil ihnen schier nichts mehr heilig ist. Soll aber nunmehr die erneute Wartburgkapelle aufs neue mit seiner ernsten Schönheit zieren.

Die Burggäste wurden nun aus ihrem Gemach von dem Burgmann Bernhard von Swandtlar abgeholt, und umhergeführt im alten Landgrafenbau, auf den Zinnen des Lug ins Land und auf dem Gang, von dem sich Margaretha, die Kaisertochter, nach dem Wangenbiß, den sie im Mutterschmerz ihrem Sohne gebissen, thurmtief hinabgelassen in den steilen Abgrund und in die schauerliche Waldeswildniß. Es wurden nun auch die Rüstungen, Harnasche und Gewaffen des näheren besehen, und dabei die Namen derer genannt, die sie einstens getragen. Als zum Exempel Landgraf Ludwig der Springer vom Giebichenstein, Landgraf Ludwig, zubenamt der Eiserne, Markgraf Heinrich der Erlauchte, Landgraf Albert der Entartete; so auch eine Damenrüstung, welche des vorgenannten Buhle, die viel schlimme Kunne von Eisenberg sollte getragen haben.



Nicht minder die Rüstung Landgraf Friedrich des Gebissenen, und die von dessen erster Gemahlin, die seines Bruders Dietzmann und die von Landgraf Friedrich dem Ernsthaften. Ernsthaft genug sahen alle diese Rüstungen aus. Ferner stunde allda die Rüstung des abscheulichen Prinzenräubers Kunz von Kaufungen, einen Kopf länger als alle übrigen, welcher schlimme Mann um einen Kopf kürzer gemacht ist worden. Die köstlichste Rüstung war die des König Heinrich II. von Frankreich, kenntlich am Lilienwappen und dem der schönen Diana von Poitiers, über und über künstlich gravirt und reich mit Gold ausgelegt. Endlich war auch zu sehen die Rüstung der freisamen und tapfern Ritter Feige von Bomsen und Hasper a Spada, welche zwar niemals gelebt haben, doch konnten ihre Rüstungen gleichwohl mit ebenso vielem Recht vorhanden sein, als der lederne Koller von Elennshaut, darin der hochselige König Gustavus Adolphus erschossen wurde, in Stockholm, Dresden, Schwarzburg und wo sonst noch gezeigt wird, wie auch der ungenähete Rock unsers Herrn und Heilandes so zahlreich vorhanden, daß es zum erstaunen. Nach dem Imbis wurden die schönen Stätten außerhalb der Burg besucht, und verging der Tag den Kumpanen und Brüdern von der heimlichen Kreide gar schnell und sehr angenehm; auch ließen sie Fähnlein fliegen zum Zeichen, daß sie des Bruders drunten in der Carthause gedächten, deren Glöcklein sie öfters bimmeln hörten.

Als das Abenddunkel über den Bergen zu schatten begann, stieg Pater Floribundus auf steilem Felsenpfade, welcher der Carthause gerade gegenüber lag und der zu jener Zeit gar selten oder nie von einem andern Fuße betreten wurde und nur von wenigen gekannt war, zur Wartburg hinan, und trug das dunkle Buch, darin gar viel Geheimnißvolles stand. Er



fand die Brüder schon im Closet versammelt und die Humpen gefüllt, und gab ihnen den Gruß des Segens.

Alle Blicke richteten sich auf das geheimnißvolle Buch; selbiges war mit dem Einband zwei Finger stark, in kleinem Bogenformat, es hatte dicken Holzband mit Klausuren, und waren die Holzdeckel mit braunem Leder überzogen, in welches die Kunst des Buchbinders allerlei Linien, Stern-, Rosen- und Lilien-Stampillen geschlagen hatte.

Doch bevor Pater Floribundus dieses Buch aufschlug, fragte ihn Meister Wilhelm, der, obschon ein Maler, doch gar große Freude daran hatte, sich in der Geschichte des Thüringer Landes fleißig und gründlich zu unterrichten, was es denn eigentlich für eine Bewandtniß damit habe, daß bei der Stadt Eisenach eine Carthause sich angebaut, und wie die Eisenacher Carthäuser es mit ihrer Regel hielten, denn es dünkete dem Maler schier verwunderlich, daß Pater Floribundus die bekannte, den Carthäusern auferlegte Regel mit nichten befolge?

Pater Floribundus lüftete seinen schwarzen Kapuze-Mantel, denn ihm war warm geworden vom steilen Bergsteigen, und ließ seinen weißen Rock, den ein hanfener Strick umgürtete, sehen. Er setzte sich in den für ihn bereitstehenden Sessel, that einen guten Trunk, und dann sprach er: „Geliebte Brüder und Humpenbundesgenossen. Mit kurzen Worten will ich euch Kunde geben über das, was unser Bruder Meister Wilhelm zu wissen begehrt. Unser heiliger Orden wurde in Frankreich, in einer Einöde, auf wälsch Chartreux, bei Grenoble, durch den heiligen Bruno gegen das Ende des eilften Jahrhunderts gegründet; aus dem wälschen Worte Chartreux wurde das deutsche Wort Carthaus. Der Orden erhielt Zuwachs, und mit der Zeit gab es auch Carthäuserinnen. Jedem Carthäuserinnennonnenkloster ist ein Vikar aus unserm Orden



vorgesetzt. Auch ich war einst Vikar.“ Dabei erseufzete Pater Floribundus. Mochte ihn wohl eine süß-schmerzliche Erinnerung bewegen.

„Allhie zu Eisenach siedelte sich unser Orden unter den Landgrafen von Thüringen Friedrich Balthasar und Wilhelm an, gegen das Ende des vierzehnten Säculi. Unser Kirchlein drunten im Thale ist Sankt Elisabethen geweiht, darum nennt man es auch Elisabethenhaus, und die Umgegend Elisabethenthal. Um die Kirche her stehen unsere einzelnen Zellen. Wir haben nicht einmal, wie andere, ein Haus. Durch fromme Stifter und Gutthäter ist das Kirchlein ziemlich begabt mit Zinsen und Gülten an Geld, Getraide, Hopfen, Wies'wachs, Wonne und Weide, mit Zinshühnern, Zinsgänsen, Lammsbäuchen und Häringen. Auch haben wir Heilthümer von Sankt Elisabethen: den Gürtel der heiligen Frau, ihren Suppennapf und ihren Speiselöffel. Sehr merkwürdig ist auch dieses Buch, so herrührt aus der alten Landgrafen-Liberei und gar mannichfach köstlichen Inhaltes ist.“



„Ei so lasset sehen!“ riefen ungeduldig einige der Hörer. „Sogleich!“ sprach Pater Floribundus, und legte beide Hände gefalten auf das Buch. „Ich muß euch nur noch sagen, daß unsere Regel sehr streng ist. Wir leben in großer Armuth, tragen unterm Rock ein härenes Hemde und niemals eins von Leinwand, schlafen auf Strohsäcken, in ganz vereinzelten Zellen, genießen wenig, zumal daheim in unsern Klausen, doch ist uns der Wein mit nichten gänzlich untersagt.“

Bei dieser Erinnerung thät Pater Floribundus abermals einen tüchtigen Schlurf aus dem großen Humpen, ehebevor er fortfuhr: „Unsere Beschäftigung theilt sich in den Gottesdienst, in Bücherabschreiben, Pflege der edlen Gartenkunst und Handarbeiten. Ihr sollt wissen, meine lieben Brüder und Humpen-

bundesgenossen, daß die Carthäuser vor allen es waren, welche durch Fleiß und Kunst Wildnisse in schöne Gärten umwandelten; dazu haben wir auch drunten bereits einen guten Anfang gemacht. Der fünfte Prior des Ordens in Frankreich, Namens Guignes, der vor einigen hundert Jahren gestorben ist, legte uns gänzliche Einsamkeit und ewiges Schweigen auf. Damit nehmen wir es nicht allzu streng. Unnützes aber wird nicht geredet. Und wenn ich so des Abends nach beendetem Gottesdienst oder in der Morgenfrühe mein Gebet auf den Bergen verrichte, so erachte ich das für keine Sünde."

„Und Berge ersteigen macht Durst!" unterbrach Bernard, der Minstrel, den Sprecher, und füllte ihm den Humpen aufs neue, und die Genossen lachten, vor allem Hilarius, der gute Gesell, und ward wiederum ein schönes, fröhliches trinken, darauf schlug Pater Floribundus das dunkle Buch auf, und hielt die Schrift dem Meister Wilhelm vor die Augen. Dieser starrte darauf hin, zog die Stirne kraus, und murmelte dann: „Krakenbeine! Das mag der Teufel lesen!" Neues Gelächter der Kumpane, Pater Floribundus aber schlug ein Kreuz.

„Das Buch enthält allerlei Sentenzen und asketische Betrachtungen," theilte er mit: „vornehmlich aber auch die Geschichte von der verwünschten Jungfrau, nicht minder das geistliche Spiel von den zehn Jungfrauen, welches die Predigermönche in den letzten Zeiten Landgraf Friedrich des Freudigen mit ihren Schülern neben Sankt Georgen auf der Rolle aufgeführt haben."

„O Wunder!" rief Meister Wilhelm. „Das möcht' ich auch gern hören!"

„Kommt Zeit, kommt Rath!" sprach Hermann, der Getreue, und Ludwig, der von jeher ein Freund der Jungfräulein gewesen, rief: „Erst die Geschichte der einen, der ver-



wünschten, dann können die andern zehn auch daran kommen, und meinetwegen auch noch die eilftausend der heiligen Ursula!"

„Frevlet nicht!" mahnte Pater Floribundus mit schalkhaftem Lächeln, und schlug die Legende von der verwünschten Jungfrau auf. Doch bevor er las, netzete er Lippen und Gaumen mit manchem guten Schluck, und thäten die Freunde und Humpenbrüder dem würdigen Beispiel alsobald Folge leisten.

Hierauf begann Pater Floribundus vorzulesen:

„In der Nähe der Stadt Eisenach hat es sich begeben, daß vor dem Frauenthore auf der Frauenburg eine Mutter mit einer Tochter lebte, und war die Tochter ein Wunder von Frauenschönheit; ihre Haut war roth und weiß, wie eitel Milch und Rosen, ihre Zähne waren wie eine Reihe Perlen, und ihr Haar war lang und goldgelb, und umfloß sie, wenn sie es kämmete, vom Scheitel bis zu den Knieen in sanften Wellen. Aber da nun die Jungfrau wußte, daß sie also schön war, so ward sie stolz und eitel, strählete ihr Haar fast allstündlich, und vergaß über Putz und Tand nicht nur das zu verrichten, was einer Maid im Hause zu thun obliegt, sondern sie vergaß sogar des Gotteshauses, ward in selbigem mit nichten gesehen. Und ist bekannt, daß vor Zeiten die Alten gar unmaßen gern mit ihrem goldgelben Haar gepranget, wie auch die leibliche Schwester der heiligen Elisabeth, Radegundis geheißen, zu einer Zeit auf die Wartburg kam, und mit ihren goldgelben Haaren prangete. Sankt Elisabeth aber verwies ihrer Schwester sothane Hoffarth, nahm eine Scheere und schnitt der Prinzessin Radegundis ihre gelben Haare ab, beredete sie auch ganz und gar zum Klosterleben, und bekannte hernach Radegundis, daß sie wohl zum öftern den Wunsch gehegt, geistlich zu werden, daß aber der Gedanke an ihr schönes gelbes Haar, wel-



ches sie dann verlieren müssen, sie stetig von solchem Gedanken abgebracht habe."

„Besagte Jungfrau in der Frauenburg nun hatte unmaßen viel schöne und reiche Gewande, zog eines aus und das andere an, betrachtete sich voll eitel Wollust immerdar im Spiegel und hatte ihre Freude an ihr selbst, gleichwie der schöne Narcissus in der heidnischen Märe; pries im Stillen nur ihre holdselige Gestalt und strählete ihr goldenes Haar mit einer goldenen Bürste, wurde nimmer und nimmer fertig mit ihrem Putz, und verbrachte somit ihre beste Jugendzeit, setzte Gebet und Gottseligkeit hintan, bis ihre Mutter zu dem Wunsche aus Gottes Verhängniß bewegt ward — es möge doch die Tochter in dem alten Steinfelsen unter der Burg ewig sitzen, sich allda putzen und ihr Haar strählen immerdar bis zum jüngsten Tage, oder bis einer sie erlösete."

„Und siehe da, alsobalden ist dieses schöne Jungfräulein in das Felsloch entrückt worden, sitzet allda fort und fort, hat bei sich ein rothes Hündlein, wird nur alle sieben Jahre einmal gesehen, und zwar am Sonntage der heiligen Dreifaltigkeit, und strählet dann im Sonnenschein mit goldener Bürste ihr goldgelbes Haar. Ist oftermalen schon nahe daran gewesen, erlöset zu werden, konnte aber dennoch nicht geschehen."

„Die Felshöhle, darin die also verwünschte und verfluchte Jungfer sitzet, ist unter dem Berggipfel, darauf ehedessen die Frauenburg gestanden, gelegen, und muß einer, ehe er hinzu kommt, einen ziemlichen Berg hinanklimmen, alsdann gelangt er in eine enge Schlucht, durch die er hindurch dringen muß, dann gehet es weiter über Gesträuche und Gesteine bis an den Mund der Höhle, da wachsen Ebereschen und Hagedorne, auch mancherlei giftige Kräuter, als Fingerhütlein und Bingelkraut, genannt Herba Mercurialis, und wilde Kirschen, so auch Scolo-

pendrium und Lunaria. Die Höhle selbst ist rund und nicht allzu groß, vor ihr wächset weder Kraut noch Gras, und gehet noch eine Kluft hoch hinauf, wie ein Schornstein, ist gräßlich anzusehen. Auch haben manche, so sich hinein gewagt, ein fernes Rauschen in der Tiefe vernehmen wollen, wie von einem Wasserfall, gleichwie im Loch des Hörseelenberges auch vernommen wird, und ist ein sehr gefährlicher und grauslicher Ort, und jedermann zu warnen, dort hinein zu gehen, er müßte denn berufen sein, die verwünschte Jungfrau zu erlösen, da könnte er viel Geld und Gut gewinnen."

„Aber damit dürfte es einem nicht allzuschnell glücken, denn die bösen Geister sind gar mächtig alldorten, hüten die Höhle, die Jungfrau und deren Schätze, nehmen einem ebender, als daß sie ihm geben, ist schon mancher dort übel gefahren, hat sich in den Felsklippen also verstiegen, daß er weder hinauf noch herab gekonnt, auch haben manche schlimme Stürze gethan, Arme und Beine oder Rippen gebrochen, die da versucht haben, zu dem Jungfräulein zu gelangen. Folgen hernach noch etwelche Geschichten, wie sie einem Fuhrmann eilfmal zugenießet, wie sie eines Hirten Kind zu sich in die Höhle entrückt, wie sie sich von einer armen Frau ihr Haar strählen lassen, und selbe reich belohnen wollen, die Frau aber sich vor dem Hündlein fast sehr gefürchtet, vermeinend, selbes beiße, und geredet habe, da dann der reiche Lohn mit der Jungfer hinweg und die Höhle mauerfest zu gewesen."

Als Pater Floribundus so weit gelesen, klappete er das dunkle Buch zu und langete wiederum nach dem Humpen, dieweil ihme immer noch von dem beschwerlichen Bergsteigen fast sehr dürstete.

Hierauf beschlossen die Humpenbrüder einmüthiglich, des andern Tages in der Mittagsstunde in die Höhle der verfluch-





ten Jungfrau einzudringen, sie vielleicht zu erlösen, oder doch sonst ein Ebenteuer zu bestehen; sie wurden noch allzumal sehr fröhlich, sangen zu Zither- und Becherklang abermals schöne Liedlein, und absonderlich war es Meister Wilhelm, der Maler, der die schönsten und herzbeweglichsten sang von denen, die das herrliche Rheinthal und die Gaue um das goldene Mainz durchklingen. Alle diese Liedlein aber athmeten ahnungsvolle Schwermuth, und die Humpenbundesgenossen mußten endlich weinen, sie wußten nicht wie, als der Abkömmling des Lindenschmits sang:

„O Rhein — o Rhein — du liebster mein!
Schön Lindenzweig!
Hier will ich leben — begraben sein;
O Abend, o Abend, die müden Arme ruhen!" —

Und gingen nicht ganz so fröhlich auseinander, wie am gestrigen Abend. —

Und als der andere Morgen anbrach, da weinete sogar der Himmel und verdarb vielen guten Menschen die Freude auf den dritten Pfingsttag, und das Ebenteuer unterblieb, und es ward von Hermann, dem Getreuen vorgeschlagen, daß die Bundesbrüder am nächsten Sonntag, als welches der Dreifaltigkeitssonntag, das Ebenteuer, als am allergeeignetsten Tage, mitsammen bestehen sollten, aber so lange hatten Meister Ludwig, der am benachbarten Hofe des Fürstgrafen von Henneberg bedienstet war, und auch Meister Wilhelm, der eine neue Burg desselbigen Fürsten mit stattlichem Gemäl und Schildereien auszuschmücken berufen war, nicht Urlaub, und so blieb das Ebenteuer unbestanden.

Zwar wurde baldige Wiederkehr der fahrenden Genossen erbeten und auch zugesagt, aber die Zeit hinderte selbige immerdar. Meister Wilhelm malte seine Bilder alle, wie sie ihm durch die Seele gezogen waren und vor dem innern Auge ge-



standen hatten an jenem unvergeßlich schönen Abend der Gründung des Humpenbundes, und noch andere, und malte ziemlich lange daran, dann zog er in die Heimath, nach dem geliebten goldenen Mainz, und mit einemmale kam zu den Brüdern die Trauerkunde, daß er dort im Schooße der geliebten Heimath Todes verblichen. Nun wußten die Brüder, warum sie damals weinen mußten, als der Bruder so schwermuthvoll sang:

Hier will ich leben — begraben sein —
O Abend, o Abend, die müden Arme ruhen. —

Darauf sind Jahre vergangen, und der Humpenbund hatte feste Dauer. Von Zeit zu Zeit kehrete auch der Sänger wieder zur Wartburg, und hielt Ordenskapitul.

Und Bruder Hilarius, der gute Gesell, erwarb eine Kemnate an dem Fuße der Wartburg, auf freier Höhe, welche das Hörsel- und Nesse-Thal beherrschte und schmückte sie aus. Darinne wurde auch Kapitel gehalten, und wurde eine neue Commende begründet, und wurde Bruder Hilarius auch Comthur. Mit Absicht aber wurde dem Humpenbunde außerdem keine weite Verbreitung gegeben, sonst hätte Meister Ludwig dies leicht vermocht. Humpenbrüder hätte er wohl überall gefunden, denn die Welt war dazumalen gar durstig (weiß nit, ob es heutiges Tages noch also befunden wird?), aber nicht die rechten; sie paßten wohl für den Humpen, aber nicht für die heimliche Kreide. Gleichwohl drang die Kunde von dem Humpenbunde in eine weite Ferne, denn Meister Wilhelm, welcher zuvor in der berühmten Residenz der Bayernherzoge, zu München, gelebt, hatte alldort einen Freund, der war ein großer Meister in allerlei Bildwerk, und schmückete damit Tempel und Hallen, und sein Ruf flog durch ganz Deutschland und Europia; selbiger Meister hieß auch Ludwig, und war ritter-



lichen Geschlechts und führete einen Schwan in seinem Wappen. Dieser und noch ein anderer Freund, des Schwanritters leiblicher Bruder Xaver, genannt Kunivogl, wurden bei einem Kapitel, welches auf der neuen Burg, so Meister Wilhelm, der Maler, mit Bildern ausschmückete, gehalten ward, da eines schönen Tages Bruder Hilarius die Freunde besuchte, als Ehren-Mitglieder des Humpenbundes aufgenommen. Solches thät des hohen Künstlers Gemüth mächtiglich bewegen, und er thät Briefe schreiben an seinen Herzensfreund, den Maler, darin er seine Stimmung, Sehnsucht und ganzes Gemüth offenbarete. Lautete der eine dieser Briefe also:

Lieber Lindus!

Beiliegende Zeichnung der Humpenburg, welche ich den geharnischten Wartburgern einzuhändigen bitte, sei Dir ein Beweis, daß ich nebst Kunivogl uns gern dem ehrenvollen Ritterbunde anschließen.

(Folgt die Federzeichnung zweier mit dem Schwert zu Fuße kämpfender geharnischter Ritter. Darunter stand:)

Kampf auf Leben und Tod allen Feinden des Bundes!

sü sü!

Versetze dich in Gedanken an meine Seite ins Kämmerlein. Heute über acht Tage um halb acht Uhr Abends trink' ich zu Ehren der guten Xellenschaft. Grüße die Mitglieder und trinke, wenn's möglich, zu nämlicher Stunde. Gott befohlen! Stets

Dein

Schwan.

Die beigelegte Zeichnung war keck und phantasievoll; eine Halle voll Bildwerk und zahlreiche Humpen stellte sie dar. Hinter einem behangenen Tisch ein dunkler Geharnischter. Auf dem Tisch ein Graal und eine Hellebarte.





Ein zweiter Brief des wackern Schwanritters lautete:

Lieber Lindus!

Dein Brief hat mich sehr erquickt. — Es giebt keine Ritter mehr, seit Du fort bist, Waldpoesie ist alles, was man noch aus zweien oder dreien herausbringt. Will die Fetzen noch mit Bolzen erschießen, hei! Ich habe jetzt einen Waldthurmbau durchzuführen im Sinne. —

Zugbrücke — und Steinböcke auf die Mauern! Sollen nur kommen. Niemand tritt ein, wer nicht die heimliche Kreide kennt.

Neues gar nichts, außer den alten Gäulen Habsucht und Wollust. Wollt' ich säß auf der Wartburg, bei den Minnekrügen, treue Kämpen um mich! Mit Gott! Jenseits blüht unser Heil!

Dein

Schwan.

Wohl baute am alpenblumenreichen Isarstrande sich der wackere Kämpe seinen Waldthurm, eine neue Humpenbundescomthurei, wohl saß er dort und trank mit Kunivogl auf das Heil des Bundes — aber „jenseits blüht unser Heil!" auch er sang in einem riesigen unsterblichen Gebild sein Schwanenlied — und folgte dem verklärten Freunde in jenes verhüllte Jenseits nach.

O Abend, o Abend — die müden Arme ruhen! —

So waren mehrere Jahre vergangen, und die überlebenden Bundesbrüder hielten, die nahen, wie die fernen, in treuer Liebe und Herzinnigkeit um so fester zusammen und zu einander, weil ihnen der Tod gezeigt, wie nahe er dem vollen Leben sei, und wie es ihm ein leichtes, Freunde zu trennen.

Da geschah es, daß einstmals Meister Ludwig der Sehnsucht nach der Bundesgenossen freundlicher Nähe nicht länger widerstehen konnte, und gen Wartburg sich erhob. Fand die



Brüder alle wohlauf, bis auf Hilarium, den ein Fluß krank machete und ihn an seine Kemnate fesselte, was allen, und ihm am meisten, sehr schmerzlich war. Wurde jedennoch auf den nächsten Abend, welches der Abend des Trinitatissonntags war, Bundeskapitul anberaumt. Lenkete sich im trauten Kreise der Brüder das Gespräch gar bald den lieben schönen und auch wehmüthigen Erinnerungen der früheren Tage zu, und wurde auch des immer noch nicht bestandenen Ebenteuers gedacht. Da rieth Ludwig, man solle es doch zu bestehen versuchen, zumalen morgen wiederum der goldene Sonntag sei, an welchem die verzauberten Höhlen offen, die verborgenen Schätze sichtbar, die Wunderblumen blüheten, und die Waldfeinen wandelten und den Geweiheten sich zeigten, absonderlich den Poeten, die immer etwas vor andern Menschenkindern voraus hätten und haben wollten.

„Und den frommen Eremiten, zumal wenn sie auch zugleich Poeten sind, wie ich!“ fiel Pater Floribundus ein, dem schon manches Gedicht zum Preise der allerseligsten Jungfrau Maria, der heiligen Frau Elisabeth, auch mancher schönen Carthäuserin, absonderlich e i n e r — gelungen war, durft's nur nicht offenbaren, war nicht der Ordensregul gemäß, daß die Carthäuser Meistersingerei trieben, sollten blos beten, arbeiten, Blumen und Kohl bauen.

„Ja, ja und wohlan! Wir wollen uns aufmachen nach dem Schloß der verzauberten Waldfeine, der holdseligen Jungfrau mit dem goldenen Haar, das sie strählet mit goldenem Kamme!“ riefen die Bundesbrüder, und beredeten, wie sie das Ebenteuer bestehen wollten.

Und am andern Morgen versammelten sie sich in der Carthause, Bruder Bernhard der Minstrel, Bruder Hermann der Getreue, Bruder Ludwig der Meistersänger, und Bruder Bern-

hard brachte auch noch einen Knappen mit von der Burg und eine Eselin, Bella geheißen, und der Pater Floribundus nahm geweihete Kerzen zu sich, und Zauberlichter, die da entbrunnen, sobald ihr Docht nur an einen Stein rührete, und lebeten alle der Hoffnung zuversichtlich, daß sie das Ebenteuer bestehen würden, und würden die Jungfrau zu sehen bekommen, und ihren Schatz heben, maaßen sie allzumal des Schatzes sehr bedürftig waren, zumal die Ritter und die Poeten, als welches leider, Gott sei es geklagt, nur arme Ritter und arme Poeten waren. Hatte Meister Ludwig zumal auch einen Zauberring am Finger, war ein starker Goldreifen mit einem großen rothen Karfunkelsteine, und in selbem Stein war kunstvoll gegraben das Bildniß eines gar großen Geisterkönigs, der mächtiger als alle andern geherrschet; verließ sich viel auf dessen Hülfe.

Und so zogen nun die Freunde und Humpenbundesbrüder aus dem Thale Elisabethä, ließen seitwärts das Thal St. Johannis, und durchpilgerten das Thal unserer lieben Frauen, unter der Frauenburg, so man heutigen Tages nennet das Thal Mariä. War dazumalen noch mit vieler Waldung bestanden, stunden viel Dornichte und Dickichte zur rechten und linken der Heerstraße, so hindurchziehet nach dem Frankenlande und dem Lande Buchonia, und spuketen dort die Waldgeister, Elfen, Idisen und Waldividien nicht nur im Mondenscheine, sondern auch am hellen Mittage. Kreischete eine solche Waldteufelin zur Linken aus den Büschen ganz spöttisch: „Phantasei! Phantasei!" wußten die Pilgrime nicht, ob es die Stimme Ariels oder die Stimme Pucks, des bekannten Kobolds, wußten nur, daß Kobolde dort hauseten, wie auch hernachmalen alldorten sich oft ein kleiner Puck oder Buckel von gnomenhaftem Wesen bei Tag und Nacht hat sehen lassen, und mit einer hübschen Waldfeine sich erlustiret haben soll.





Von jenem spöttischen Rufe aber, welcher alldorten aus dem Munde eines Spukgeistes und Bergkoboldes den Freunden und auch andern fahrenden Gesellen, die etwan die verwünschte Jungfer zu erlösen gedachten, zum Hohn erschollen, blieb dem Ort der Name, und als in weit späteren Jahren, nachdem das Thal von dem Walddickicht gelichtet worden, ein Lusthaus in jener Gegend erbaut wurde, ist selbigem der Name Phantasei oder Pantasie für immer verblieben. Wäre davon des mehreren zu erzählen; müssens für ein andersmal aufsparen.

Jetzt ritten und schritten die Humpenbundesgenossen, gefolgt von dem treuen Knappen den steilen Felsenpfad hinan und naheten sich dem unheimlichen Felsengeklüft, da man es noch bis heute nennet: die verfluchte Jungfer, festen Muthes und festen Sinnes, das Fahrniß zu beginnen, bedachten nicht, daß verwünschte, wie nicht verwünschte Jungfern niemalen in Masse wollen erlöset sein, sondern in stiller verschwiegener Stunde einsam und alleine oder doch nur selb zweien.

Meister Ludwig auf seiner Bella ritt muthig voran, die andern folgeten, bis zu der Stelle, da die Eselin nun nicht weiter konnte, sondern ihr Reiter absitzen mußte, klommen und krochen alle den schier unersteiglichen Berg hinan und gewannen richtig die Felsenspalte. Da begann aber auch alsobalden allerhand Spuk- und Neckethum der Dienerschaft der Jungfer, welche in Gestalt von Steinen, Pflanzen, Sträuchern und Bäumen umher und bereit stand, die Eindringlinge abzuwehren. Mochte die Jungfrau etwan den Meistersänger zürnen, daß er ihr nicht in jüngeren Jahren solchen Minnedienst zu erweisen versucht oder zürnete sie der ganzen Humpenbundesgenossenschaft — genug, die Sträucher und Bäume schüttelten sich, die Steine rüttelten sich und rollten zu Thale

und flogen den Ebenteuerern hart an den Köpfen vorüber; gellende Lachstimmen erschollen aus allen Felsenköpfen und drunten aus dem Thale schrie der Waldkobold fort und fort „Phantasei! Phantasei!“ Und was das allerschlimmste bei dem Ebenteuer war, war dieses, daß Meister Ludwig gar nicht in die Felsenspalte zur Höhle eindringen konnte, dieweil er zu dick war; aber seine drei Gefährten, welche alle als die jüngeren mäßigeren Leibesumfanges waren, die konnten hindurch und schlupften in die Spalte. Solches wurmete den Meister Ludwig fast sehr, faßte sich einen frischen Muth und kletterte seitwärts der Felsenspalte empor, vermeinend, von oben vielleicht der verzauberten Höhle leichtlich beizukommen. Vergebens warnete, gleichwie der treue Eckart vor der Hörseelenbergeshöhle die Leute, so hinein wollten, warnen thät, der treue Knappe den Sänger; dieser ließ sich nicht verwarnen, und das war es ja eben, was die verwünschte Jungfer haben wollte, deren Diener nun eilten, ihn in Aengsten und Bedrängniß zu bringen. Ein großer Stein, auf den er emporklimmend getreten war, war nichts als ein Berggeist, und kugelte ihm unter den Füßen weg; in Hast griff der Singe-Meister nach einem starken Strauch, sich daran zu halten. Aber auch der Strauch war ein Berggeist, der sich nur in einen Felsenspierbaum verstellet, und wäre gewißlich aus dem Erdreich gerissen, daß der arme Ludwig die Felsen hinabgeschmettert wäre, wenn nicht der mächtige Zauberring mit dem glühenden Karfunkel und dem Bilde des Geisterkönigs darin ihn gezwungen hätte, in der einmal angenommenen Gestalt zu beharren. Aber da hing nun der Sänger hoch in den Lüften, mit den Händen an dem Baume, und ohne Boden unter seinen Füßen, und stemmete sich nur mühsam mit den Knieen an die Felswand, und rief nach den Kumpanen.



Diese waren aber drinnen in der Felskluft und hörten ihn kaum schreien, aber der treue Knappe, der unten bei der Bella stand, hörete ihn und sah die Gefahr, in welcher der Sänger schwebte, ja schwebte in des Wortes verwegenster Bedeutung, und kletterte felshinan so schnell er's vermochte. Der Berggeist aber, des Name war Aria, sann auf Tücke, und suchte den Ring des Sängers in seine Gewalt zu bekommen, streifte denselbigen auch glücklich — für den Dichter aber mit nichten glücklich — von dessen Finger, in dem Augenblick, als von einer Seite der Knappe zu Hülfe kam, und von der andern Pater Floribundus, der schon durch den Geruch seines Scapulirs allen bösen Zauber bändigte und bannte, und dem Meistersänger seine helfende Hand über den Abgrund reichte. Pater und Knappe zogen nun den Sänger empor, und dieser, in der Freude seines Herzens einestheils, anderntheils weil ihm ein am Felsen in Pflanzengestalt stehender Kobold des Namens Fingerhut die Augen verblendete, bemerkte gar nicht seinen Verlust und war heilfroh, wieder Boden unter seinen Füßen zu haben, und klomm zur Höhe hinter der Frauenburg hinan. Schwitzete sehr.

Die Kumpane hatten leider auch nichts ausgerichtet, obschon sie in die Höhle eingedrungen waren, ja es war noch die große Frage, ob sie etwas von selber Höhle gesehen, denn ein jeglicher beobachtete ein gänzliches Stillschweigen über ihr Ebenteuer in der Höhle, nur soviel stand fest, daß sie weder eine Jungfrau erlöset, noch einen Schatz gehoben hatten.

Mit dem Ringe hatte sich etwas absonderliches begeben, was keiner der Humpenbundesgenossen ahnete, denn niemand dachte an den Ring, den jeder nur flüchtig gesehen hatte und den jetzt um so weniger einer vermißte, als der Eigenthümer selbst in seiner ihm durch Wald- und Felsgeisterspuk ange-

thanen Zauberverblendung des Ringes nicht gedachte, und seiner verlustig ging, ohne es zu wissen.

In demselbigen Augenblick, als der Geist Aria in Gestalt eines Spierbaums oder Haindorns dem Sänger den Ring entrissen hatte, und jenem die plötzliche Hülfe kam, mußte Aria den Ring vor Schreck fallen lassen, wegen dem in den Karfunkel eingeschnittenen Bildniß des Geisterkönigs, der zumal auf Erden ein mächtiger Sangesmeister gewesen, viel mächtiger wie Klingsor, doch auch, wie dieser, ein kundiger Magus und Nekromant. Da fiel der Ring und wäre in die Felsentiefe gefallen, wenn sich nicht eine purpurrothe Blutnelke ihm entgegengebeugt hätte, deren Lieb hoch oben auf der schroffen Felsenwand stand, vermeinend, das Lieb komme jetzt zu ihr heruntergeflogen, denn im Sonnengolde und in heißer Liebe brannte die Nelke droben gerade so glühroth, wie der Karfunkel in dem Ringe. Als es aber ein Stein und keine Pflanze war, bebte die Nelke zurück, als welche die Lieblingsblume des Pater Floribundus war, daher auch noch bis auf heutigen Tag sothane Nelken Carthäusernelken geheißen sind. Und so fiel der Ring noch tiefer, bis er an einem Pflänzchen hängen blieb, von gar wunderzartem Bau, und das bescheidenste von allen, die am Berge grünten und blüheten. Der Ring begab sich gleichsam in dieses Pflänzchens Schutz und Schirm, und es behielt ihn, ob gleich zwei neben ihm stehende große Pflanzen den Ring gern erfaßt hätten, und zwar aus keinem andern Grunde, als daß viele dieser Pflanzen auch verzauberte Bergkobolde waren, die, so lange der Karfunkel in ihrer Nähe blieb, nicht vermochten, ihre Gestalt zu wechseln, und an die Stelle, wo sie standen, gebannt und gebunden bleiben mußten. Bekamen sie aber den Ring in ihre Gewalt, so konnten sie seinen Zauber brechen und dann hätten sie ihn



zum Hort der Jungfrau getragen, und er wäre nimmermehr, oder doch nicht unter hundert Jahren wieder an das Tageslicht gekommen.

Diese Pflanzen-Geister, will sagen in Pflanzen verwandelte Geister und Diener der verwünschten Jungfer waren der Madelgeer, als Pflanze zu Liebeszauber gebraucht, sonst auch geheißen Kreuzkraut, Speerenstich und Himmelsstengel, zu Latein Gentiana cruciata, und ware vor grauen Zeiten Madelgeer ein Held und Sohn einer Meerminne — und die andere Pflanze war ein Fingerhut, steckte eine Elfe, ein Hütchen, in ihr verborgen, blühete nicht purpurbraun, wie das Männlein, sondern gelb, als Weiblein, und hatte einen hohen Stengel, mit vielen schönen Glocken. Sothane Glocken setzen sich die Berg- und auch Hausgeisterlein auf ihre Häupter als Hütchen, daher ihnen auch der Name Hütchen gekommen, und treiben unter solchen Hütchen, die ihnen wiederum als Nebel- und Tarnkappen dienen, mannichfachen Spuk und gespenstige Kurzweil, welche jedennoch für die Menschenkinder oftermalen etwas grausiges an ihrer Art hat.

Beide, der stolze Geist Madelgeer und die gelbe Fingerhut-Elfe trugen Verlangen nach dem Goldreif mit dem Karfunkelstein, wie schon gesagt, und rief letztere: An meinen Finger ist der Ring in bester Huth! half aber nichts, der Ring wurde keinem von beiden zu Theil, sondern senkte sich auf ein ganz kleines Pflänzchen nieder, das ihn alsobald festhielt. —

Die Humpenbundeskumpane verbrachten ihren Tag auf dem Wartburgschloß in heiterer Weise, und setzten am Abend großes Kapitul fest. Auf dem Wege von der Frauenburg nach der Wartburg hatten sie Waldmeister gepflückt, ein duftiges Kräutlein, so den Namen Herzfreude führet, ist gar gut und heilsam, wenn es blühet, in Wein zu Zucker gethan und



eine kurze Weile darin gelassen. Und braueten einen großen Napf voll Maienwein, saßen um selbigen herum beim Scheine der Kerzen im räumigen Prunkgemach und hielten ihr Kapitul. Und als sie den Waldmeisterwein bereiteten und würzten mit Blumen des Maien, da sprach Meister Ludwig wohlgemuth manches Reimsprüchlein und die sangkundigen Freunde sangen und klangen es nach mit dem Munde, und mit der Hand auf ihren wohllautenden Zithern.

Und da sie alle recht froh geworden, erhoben sie sich, und bewehreten sich mit den Humpen und mit Lichtern, voran die Zitherspieler, das traute Brüderpaar, sodann Meister Ludwig mit dem Flammberg, dann Pater Floribundus und der gute Gesell Hilarius, der sein Gebrest überwunden hatte, und im Zwielicht doch noch herauf auf die Burg gekommen war, und wandelten über das Estrich im Gange des Ritterhauses nach jenem Zimmer, darin der Schrein stund mit der heimlichen Kreide. Und da der Schrein geöffnet ward beim Scheine der Kerzen, da wurde unter gemurmelten Zaubersprüchen die heimliche Kreide sichtbar erblickt in Gestalt eines schönen Ritterfräuleins, hatte ein dunkelgrünes Jagdgewand an, das ihre Füße verhüllete und trug ein silbernes Hütlein. Wurde in Züchten willkommen geheißen und lieb gehabt und Meister Ludwig trug das edle Fräulein, das aus dem Schrein erlöset ward, wieder im Geleit der Kumpane feierlich nach dem Prunkgemach, und vermählete es dorten unter allgemeinem Beifall und singen mit dem Junker Waldmeister. Freueten sich alle ob sothaner Vermählung und ließen die heimliche Kreide ihres Humpenbundes hoch leben. — Danach sind sie allzumal in Procession hinab in den Burghof gezogen, allwo heller Mondenschein herrlich strahlete und alles umher, Burg und Bäume magisch verklärte, und sind hinaus gezogen durch das Thor auf den




Felsvorsprung, so man itzt nennet die Bastei und haben zu Lob und Preis Mariä, Elisabethä, Sophiä, Margarethä, Helenä und aller heiligen Frauen, absonderlich schmerzreicher Mütter, so auf Wartburg gelebt und — gelitten — in die klare Mondscheinnacht hinaus das Lied gesungen:

„O sanctissima
O piisma
Dulcis virgo Maria!
Mater amata,
Intemerata
Ora — ora pro nobis!" —

Erst am andern Morgen missete Ludwig seinen Ring, weil über den ersten Hahnschrei hinaus die Verblendung keine Macht mehr hatte; glaubte, er habe ihn im Hause verloren, ward alles durchsucht und ausgefragt, war ihm sehr schmerzlich. Hatte es mit dem Ring eine eigene Bewandtniß. Hatte zu Suhla, der thüringischen Bergstadt, ein Meister gelebt, des Namens Vitus Döllius, der konnte in edle Steine schneiden, wie kaum einer, der hatte in den seltenen Karfunkel den Kopf des großen Sangesmeisters und Dichterfürsten geschnitten und den Ring gefeit und geweiht, und hatte selben Ring ein Mann erworben, so ein kundiger Musikus war und die Welt durchfahren hatte; der war in Helvetia nnd Wälschland, in Corsika und Candia gewesen, ja bis nach Smyrna war er gekommeu und hatte viel und mannlich gekämpft gegen Türken und Heiden. Den hatte der Zauberring beschützt in allen Gefahren; dann hatte er ihn seinem Freunde, Meister Ludwig zum Andenken verehrt, da jener sich abermalen der Heimath, in die er zurück gekommen, abthät, und in die Fremde fuhr. Und Ludwig hielt den Ring in großen Ehren, trug ihn nur selten, und war ihm nun gar leid, desselben verlustig zu gehen.

Als er nun von den Kumpanen Urlaub genommen, und seine Straße nach der Heimath zog, kam ihm ein Liedlein in den Sinn, das einst der verstorbene Freund, Meister Wilhelm gesungen, und sang es wehmüthiglich nach:

„Was zog er von seinem Fingerlein?
Ein güldnes Ringelein:
Sieh da Du Hübsche und Du Feine,
Du Herzallerliebste und Du Meine,
Das soll mein Denkmal sein!“ —

Horch! da klang es hoch über dem fahrenden Sänger aus dem felsigen Gesteine, und rief aus der Kluft, darin die verwünschte Jungfrau wohnte:

„Was soll ich mit dem Ringelein?
Was soll ich damit thun?
Leg' Du es in Kisten und in Kasten,
Laß es ruhen, laß es risten, laß es rasten,
Bis an den jüngsten Tag!“

Dem Sänger wurde gar wunderbar zu Muthe, und schaute hinauf, und vermeinte, droben ein bleiches Jungfrauenhaupt zu sehen, mit der Fülle goldigen Haares, da er aber recht hinsah, befand er, daß es nur goldener Widerthon oder Widertod war, ein Kräutlein, so Apulejus Polytrichon nennet; wird damit viel Aberglauben und Phantasei getrieben. Und zog der Sänger schweigsam fürbaß an der Landgrafenschlucht vorüber, den steilen Felsenweg zur hohen Sonne hinan.

Schon kam der Herbst und die Blätter falbeten, und kam der Tag Sanct Michaelis, des heiligen Erzengels; da trieb es den Pater Floribundus aus seiner Carthause den Waldweg entlang, einsam der einsamen Felskluft zuzuwandeln. Stetig gedachte er an des Freundes und Bundesgenossen verlorenen Ring, und meinete, sollte nicht des Poeten Ring nur durch einen geweiheten gefunden werden? Anch' io son poéta! — und stieg immer höher und klomm empor am



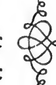
Fels, wie von einer geheimen Macht gezogen, und war sich bewußt, daß an diesem Tage, an welchem der Erzengel den Dämon aller Dämonen überwunden, kein anderer Dämon eine feindselige Macht ausüben dürfe. Und gelangete Pater Floribundus ganz zu der Höhe, wo noch immer der Strauch Aria stand, und auch die Wunderblume Madelgeer, jetzt gar hoch emporgeschossen und blühend, die gelbe Fingerhutpflanze aber abgeblüht und merklich neidgelb und verschrumpfelt da stand. Wie nun des Pater Floribundus Blicke suchend am Boden irrten, da rief er plötzlich laut und freudig aus: „O Augentrost! Euphrasia!" daß die Felsen am Breitengescheide den Ruf „Euphrasia" vielfach zurückgaben. Ach! Euphrasia hatte ja des Paters Lieb geheißen, das er vordessen begraben. Vor ihm aber stand die kleine Pflanze Augentrost und zwar jetzt in voller Blüthe, und hatte viele ihrer Arme durch den Ring gesteckt, und hielt ihn so, und umgrünte und umblühete ihn, daß nicht rollendes Gestein und beim Regen jäh abschießendes Bergwasser ihn zur Tiefe führten.

„Augentrost" so schreiben die Kräuterbücher: „ist ein kleines krausliches schönes Kräutlein, spannenlang, ein kleines holdseliges Bäumlein, mit vielen purpurfarbenen Aestlein und Stengelein, welche mit kleinen Blättlein, so rings umher zerkerft, bekleidet sind. Zwischen denselbigen Blättlein bringt es ein holdseliges schönes Blümlein mit dreien Farben, weiß, geel und purpurfarb geziert. Wächst an den Rainen, wo die Sonne hin mag kommen und fast in allen Wiesen! Ist auch ein Herbstkraut, darum wird es nit gefunden bis zu Anfang des Herbstes." —

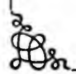
Und Pater Floribundus bückete sich nieder und enthob das holdselige Pflänzlein sammt dem Ring, und freuete sich wie ein Kind, und thät's in ein Schächtelein, darinnen er



seine geweiheten Zündkerzen aufbewahrete, und schlug's in mannich viel Papier, und schrieb darauf auf einen Umschlag nach dem andern „Geduld — Patientia — abwarten“, daß der Freund und Bundesgenosse, dem er das sendete, recht lange ablösen mußte. Oben darauf legte er das Kräutlein Augentrost. Dem Freunde aber, als er das empfing und entfaltete, kam gar bald eine freudige Ahnung, die schon der Anblick des Augentrost's in ihm erweckt, als welches gar ein schönes Symbolum, zumalen er in Jugendtagen schon, als er noch Heilkräuter suchte, und auch fand, den Augentrost gar lieb gehabt — und als er endlich seinen Ring, der noch das holde Kräutlein umfing, wieder erblickte, war seine Freude unmaßen groß, und schrieb dem Freund alsobalden seinen Dank mit heimlicher Kreide und mit andern Goldbuchstaben, so in der Officin des Kellers liegen.



Hernachmals hat Pater Floribundus diese ganze Mär niedergeschrieben, und ist vorgelesen worden im Kreise der Brüder des Humpenbundes und unter dem Sigill der heimlichen Kreide. Thäten sich alle Brüder herzinniglichen freuen, daß der Bruder Ludwig seinen Ring wieder hatte, und daß selbiger Ring so wunderbarlichen erhalten und wieder gefunden worden war. Und hat der Orden des Humpenbundes und der heimlichen Kreide fortgeblühet und blühet noch fort bis auf diesen heutigen Tag. Verleihe der Schöpfer Himmels und der Erde, daß er fortblühe bis an der Welt Ende.





Das Ringlein und die Perlennadel.

In einer Stadt Mitteldeutschlands lebte ein Goldschmied und Juwelier, der hatte so eben ein kleines Ringlein geschmiedet, gefeilt, polirt, und betrachtete dasselbe mit wohlgefälligen Blicken. Darauf entnahm er einem Juwelenkästchen einen niedlichen gelblichen Diamant, und fünf ebenso kleine ächte rundgeschliffene Türkisse, entzündete die Flamme seines Löthemaschinchens und fertigte mit kunstvoller Hand ein Vergißmeinnicht, indem er die fünf kleinen himmelblauen Steine um den Diamanten faßte und dann löthete er dieses Vergißmeinnicht auf das Ringlein aus achtzehncaratigem Golde, fuhr mit einem feinen Seidentüchlein darüber und sprach, indem er sein Kunstwerk noch einmal betrachtete, sinnig vor sich hin: „Wieder eins fertig! Was wird denn nun das erleben? Denn ein jegliches Werk der Menschenhand erlebt sein besonderes Schicksal von seinem Anbeginn bis zu seiner Zerstörung, sieht Freud und Leid, ist Zeuge von guten und bösen Dingen und Thaten, und die Menschen scheuen sich nicht vor ihm, weil sie meinen, diese Werke seien unbelebt, todt, schauen keine Lust und keine — Thränen." Als der Goldarbeiter das Wort Thränen sprach, fielen ihm Perlen ein, weil das Sprüchwort besagt: Perlen bedeuten Thränen. Und da entnahm er dem Kästchen, in welchem kleine Diamanten, Rubinen, Tür-



kisse, Saphire, Smaragden, edle Granaten, Opale, auch ächt orientalische Perlen lagen, nebst noch manchen andern Edelsteinen — sechs kleine Perlen, faßte sie in Silber und fügte sie so aneinander, daß zu beiden Seiten des Edelsteinvergißmeinnichts je drei Perlen festsaßen, erst zwei, dann eine — und dann legte er den nun fertigen sehr schönen Ring in einen mit feinem schwarzen Tuch innen beschlagenen Glaskasten, darin ein ganzes Meer von Blitzen und Strahlen fluthete und funkelte von alle den großen und herrlichen Brillanten, Topasen, Amethisten, reinen Bergkrystallen, dem Gold- und Emailleschmuck, den Ketten und Spangen, Busennadeln, Finger- und Ohrringen. In dieser Menge verlor sich fast als unscheinbar das kleine Ringlein, doch glänzte es nach Kräften mit den andern.

Ganz nahe lag dem Ringlein eine schöne goldene Perlenvorstecknadel; die Hälfte einer großen orientalischen Perle ruhte in einer Fassung von Gold, um diese zog sich frei ein großer Reif von blauer goldgefaßter Emaille, und an vier Seiten blitzten, in die Form des Kreuzes gestellt, vier kleine Diamanten vom reinsten Wasser. Diese Perlennadel gefiel dem Ringlein ausnehmend wohl und es bewarb sich um ihre Freundschaft. Die große Perle in der Nadel und die kleinen Perlen am Ringlein grüßten sich als Verwandte und sprachen in ihrer Sprache von dem tiefen Weltmeer und seinen schönen und schauervollen Geheimnissen, und die Diamanten grüßten sich, wie das Gold an beiden auch als Verwandte und sprachen vom Schoos der Erde, wo sie Jahrtausende geruht, bis der Mensch in den tiefen Schoos hinabgedrungen, und sie alle zum Lichte emporgehoben.

Da trat eines Tages ein Mann von vorgerückten Jahren in den Laden des Juweliers, dessen Haar schon ergraut, dessen



Haltung gebeugt, und dessen Miene ernst und bekümmert war, und sprach: „Meine Herrin sendet mich, Ihr möchtet ihr eine Anzahl Schmucksachen zur Auswahl senden, zu Geschenken — o sie giebt so gern, erfreut so gern andre, aber — Ihr wißt es schon — nur Schmuck mit Perlen — denn Perlen bedeuten —"

„„Thränen!““ antwortete, die Rede vollendend, der Juwelier. „Ja ja, die liebe hohe Herrin mit dem Herzen voll unendlicher Güte hat viel tiefes Leid erlitten, hat viel geweint und weint noch immer, und erblickt in den Perlen das Symbol ihres Leids, ihrer Thränen; diese Thränen giebt sie hin, daß auch andere ihres Wehes und Schmerzes gedenken und für sie beten! O daß sich doch an ihr dereinst der Spruch erfülle: Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ärnten!" —

Dem alten Diener wurden bei dieser Rede und der Erinnerung an alles trübe und wehvolle, was er im Dienst seiner Herrin mit erlebt, die Augen feucht, und er erwiederte, während der Juwelier bemüht war, eine Anzahl auserlesener Schmucksachen, zu denen Perlen mit verwendet waren, auszuwählen, sie in ein Kästchen zu legen und ein Preißverzeichniß niederzuschreiben, mehr zu sich selbst, als zu dem Geschäftsmann sprechend: „Gott der allgütige verleihe ihr diese Aernte der Freude. Wie reich war sie, wie umblühte sie Glück und Glanz! Wie ward ihr so froh gehuldigt! Wie war sie glücklich in der Liebe ihres Gemahls, in den beiden Söhnen, die sie ihm schenkte! — Das war ihr heller Lebenstag, und nun brach, ehe ihr Lebensabend kam, das schwere Gewitter des Unglücks, sie ganz umnachtend, herein. Des Gemahls jäher Tod, des Aufruhrs Sturm, Angst und Noth, Flucht und Verfolgung, und das schwerste — Verbannung von dem eigenen Herd, aus



der liebgewordnen neuen Heimath! Das sind Geschicke, schwere Geschicke, die des Herrn Hand den Menschen auferlegt, welche sie auf hohe Lebensstellung hob, denn niedern kann so furchtbares und ungeheures nicht widerfahren.“ —

Unter den Schmuckgegenständen, welche der Juwelier indeß ausgewählt hatte, waren auch die Perlennadel und das kleine Ringlein mit den Perlen und dem Vergißmeinnicht.

Der alte Diener ging nach einem stattlichen Gebäude, das wohl ein Schloß zu nennen war, und überreichte seiner Herrin ehrfurchtvoll das Kästchen, worauf er das Zimmer verließ. Die Herrin nahm es mit sich in ein anderes Zimmer, wo zwei blühende Knaben ihr entgegensprangen, und mit kindlicher Neugierde schnell den Inhalt des Kästchens zu schauen verlangten. Eine junge Dame von sanften und engelschönen Zügen stand ehrerbietig in des Zimmers Mitte, und auch in ihr war die Lust lebendig, das viele neue und schöne zu erblicken, was in dem Kästchen enthalten sein mochte. Sie rückte der angebeteten Herrin einen Sessel an einen gegen das Fenster zu stehenden Tisch, und die Herrin ließ sich darauf nieder, indem sie das Kästchen vor sich hinstellte.

Es bildete sich jetzt eine gar anmuthige Gruppe, des Griffels eines Malers würdig. Mitten in dem schönen, nicht mit überladener Pracht, aber doch mit allen Gegenständen bequemer Wohnlichkeit eines vornehmen Hauses ausgestatteten Zimmer die Herrin mit ihren von Schmerz bleichen aber schönen und regelmäßigen Zügen in einem aschefarbigen Kleide, mit feingeformten Händen, nachdem sie das Kästchen erschlossen und geöffnet, nun mit prüfendem Blick die Schmuckgegenstände einzeln herausnehmend und betrachtend; zu beiden Seiten der Mutter die Knaben mit feinen Gesichtszügen und wunderbar klugen Augen, und zur Seite auf einem gestickten

Polsterschemel anmuthig knieend, die liebliche blondlockige Gestalt der Gesellschafterin, antheilnahmevoll sanft nach dem Schmuck sich hinneigend; auch sie trug ein Gewand von ernster Farbe, wie der Wille der Herrin es ihrer ganzen Umgebung vorschrieb, nur die Söhne durften von dieser Regel und Sitte eine Ausnahme machen; ihren blühenden Jugendmai sollte der Trauer dunkle Farbe nicht verdüstern, sie konnten noch nicht im ganzen Vollmaaß empfinden, was ihnen entrissen worden war, folglich konnten und sollten sie auch noch nicht trauern.

Ein Stück des Schmuckes nach dem andern ward betrachtet, und theilweise auch bewundert. Da lagen Schnüre von kleinern und größern Perlen von hohem Werth, aber die Herrin trug schon eine solche Schnur, deren Preis allein allen vom Juwelier gesandten Schmuck aufwog; dann Ohrglocken mit Perlen, Stirnbänder mit Perlen, Perlennadeln in das Haar, Ringe und Vorstecknadeln mancherlei Art. Mit weiblichem Scharfblick und feinem Schönheitsinn wurde geprüft, das kunstvolle vom einfacheren, das schöne vom minderschönen geschieden.

„Nun, Serene, was gefällt Dir am besten?“ fragte die Herrin ihre junge Freundin, und diese wieß erröthend auf das Ringlein mit dem Vergißmeinnicht, und nächstdem auf die ungleich werthvollere Nadel mit der großen Perle und dem blauen Emaillereif hin.

„Ach ja! die Blume der Jugend, das Vergißmeinnicht!“ sprach die hohe Frau mit einem schmerzlichen Lächeln. „Ich werde dieses Ringlein behalten, aber Dir schenke ich es nicht, liebe Serene! Du bedarfst von mir eines solchen Symboles nicht, nicht wahr? Du wirst mich nicht vergessen?“



„Wie wäre das möglich? Wie könnte ich?" rief Serene mit einem Blick voll der zärtlichsten Ergebenheit aus.

„Und diese Nadel gefällt auch Dir!" fuhr die Herrin fort. „Dein Geschmack ist gut, er stimmt mit dem meinen, auch sie werde ich wählen.

„Diese Nadel und dieses Ringlein," wandte sich die Herrin an ihre Söhne: „sollt Ihr beide verschenken."

„Wir Mutter?" fragten die Knaben verwundert aus einem Munde.

„Ja, Ihr sollt sie dem Manne schenken, dem Ihr so vielen Dank schuldig seid, der Euch die Wunder der Natur erkennen lehrt, die Thierwelt, aus der die Perlen kommen, die Welt der Pflanzen, der auch das Vergißmeinnicht entsprießt, die Welt der Metalle und Steine, welcher Gold und Diamant, und jeder andere Edelstein entstammen."

„Ach das ist schön, Mutter! Wie wird Herr Edgar sich freuen!" riefen die Knabeu, und Serene setzte hinzu: „Und wie sinnig, wie bedeutungsvoll!"

Noch mehreres andere, das sie zu ehrenden und freundlichen Geschenken bestimmte, entnahm die edle Frau dem Schmuckkästchen des Juweliers, ließ alles von Serene aufzeichnen, und sprach dann: „Lasse den alten treuen Thomas das übrige dem Juwelier zurückbringen, und für das gekaufte diese Goldstücke, und bitte, daß Herr Edgar zu mir in das Vorzimmer beschieden werde. Mir aber gieb noch einmal jenes Blatt, das dort auf meinem Pult in dem Psalmenbuche liegt, und Ihr, meine lieben Söhne" — wandte sie sich jetzt zu den Kindern: „begebt Euch auf Euer Arbeitzimmer und bereitet Euch auf Eure nächsten Lectionen vor, damit Eure Lehrer mit Euch zufrieden sind. Wenn Herr Edgar kommt, werde ich Euch durch Serene rufen lassen."



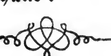




Die Knaben küßten die Hände ihrer herrlichen Mutter, und enteilten fröhlich und stürmisch aus dem Zimmer, welches jetzt Serene ebenfalls verließ, nachdem sie dem Geheiß ihrer milden und freundlichen Gebieterin nachgekommen war, und das bezeichnete Schriftblatt überreicht hatte.

Sinnend und gedankenvoll weilten die Blicke der Herrin auf diesem Blatte; was auf demselben geschrieben stand, war — ein Gedicht.

Die hohe Frau las dieses schon oft von ihr gelesene Gedicht und weinte. „O wie so erschütternd wahr, wie tief empfunden!" rief sie aus. „Wie bewegt es und wie sanft beruhigt es zugleich mein Herz, indem es mir mich selbst und mein Geschick in einem poetischen Bilde, in einem geschichtlichen Gleichniß, das so vollkommen auf mich und mein trübes Wittwenloos und — auf meine Kinder paßt, vor Augen stellt. Und der tröstende prophetische, glückverheißende Schluß! — Ja, Edgar empfindet warm und wahr und tief, wie ein Dichter empfinden soll; ich will zu seinem Glücke beitragen, und Gott sei Dank, daß ich mindestens dieses noch vermag. Edgar liebt Serene, sie mögen einander angehören, und indem dann beide mir das Höchste danken, verbinde ich sie mir und den meinen lebenslänglich. Ach, wenn seine Prophezeihung sich erfüllte, wenn der Dichter Edgar ein Seher wäre, wenn es wahr würde, was er so vorahnend mir zuruft, daß auch mir noch Glück aufgespart sei, mir, die ich schon gelernt, auf alles Erdenglück zu verzichten, o dann wollte ich so reich ihm lohnen, als ich es nur immer vermöchte! Doch in deiner Hand, o Gott, ruht alles — du gabst — du nahmst, und du ließest mir das höchste Gut — meine Söhne! Ueber ihnen wache dein Vaterauge, auf ihnen ruhe dein Segen, führe du sie an deiner Allmachthand!" —







Serene trat wieder ein, und setzte sich, da sie die Herrin in Gedanken versunken, und wie sie gewohnt war, in Thränen fand, deren heiligen Schmerz ehrend, still zu einer Arbeit nieder.

Bald darauf meldete der alte Kammerdiener Thomas, daß Herr Edgar im Vorzimmer harre, und auf einen Wink der Gebieterin erhob sich Serene, die Knaben zu rufen, welche alsbald lebhaft genug in das Zimmer und auf die Mutter zueilten.

Mit einem sanften Wink zügelte diese die Lebhaftigkeit der Kinder und gab dem ältern die Perlennadel, dem jüngern das Ringlein in die eine Hand, während sie beide bei der freien Hand faßte, und in das Vorgemach schritt, wo Edgar ihrer ehrerbietig harrte. Er war ein junger Mann von schönem Wuchs und edler Haltung, fein gekleidet und auf seinem ausdrucksvollen Gesicht war der Zug sinnigen Ernstes ausgeprägt. Sein braunes Haar war voll und lockig, und er trug dasselbe länger, als die äußerer Eleganz sich befleißigenden Stutzer ihr Haar zu tragen pflegten.

Ehrfurchtsvoll verneigte sich Edgar beim Eintritt der Herrin, welche sogleich voll Milde und Freundlichkeit das Wort nahm: „Ich habe Sie rufen lassen, Herr Edgar, um Ihnen meinen Dank für Ihr mich tief ergreifendes Gedicht selbst zu sagen. Der wahre Dichter fühlt und trägt in seinem Innern den Schmerz der ganzen Menschheit; Sie haben meinen Schmerz verklärend aufgefaßt, und einen frommen Trostspruch süßer Hoffnung ihm zugesellt! O daß deren Orakel sich doch erfüllte! Nehmen Sie aus meiner und meiner Söhne Hand, denen Sie ein so treuer Führer auf den Pfaden der Natur und der Naturgeschichte sind, und die liebevoll an Ihnen hängen, diese Andenken!“ — Dabei entnahm die Sprechende die beiden Gegenstände des Schmuckes den Händen ihrer Söhne,



und überreichte sie Edgar mit eigener Hand, indem sie zu reden fortfuhr: „Tragen Sie diese Nadel, die Ihnen mein Aeltester giebt, zum Andenken an mich und meine Söhne, und dieser Ring aus der Hand unsers kleinen Botanikers begleite Sie auf Blumenwegen. Für Ihre eigenen Finger wird freilich das Ringlein mit der sinnvollen Blume zu klein sein: wir ertheilen Ihnen daher volle Freiheit, das Vergißmeinnicht dahin zu schenken, wo Sie nicht vergessen zu sein wünschen, zum Schmucke irgend einer lieben Hand."

Der junge Mann stand erröthend, erfreut, er suchte nach Worten des Dankes, doch fand er nur wenige und unzusammenhängende, und die Herrin enthob ihn seiner Verlegenheit, indem sie sagte: „Leben sie wohl, Herr Edgar!" und mit den beiden Knaben sich in ihr Zimmer zurückzog.

Edgar küßte Nadel und Ring; er fühlte den vollen Werth dieser Gaben, ohne an deren hohen Preis zu denken, fühlte sich geehrt und beglückt durch diese ihm zu Theil werdenden Zeichen hoher Huld und Würdigung seiner Person als Dichter, wie als Lehrer, und gelobte der hochverehrten Herrin wie der Erkorenen seines Herzens unwandelbare Treue.

Als Edgar den Palast verließ, hatte er die beiden schönen Geschenke in ihren schützenden Umhüllungen in der Nähe seines Herzens geborgen, das gar ungestüm schlug, und da so Nadel als Ringlein sich in Finsterniß eingehüllt und dicht neben einander gestellt sahen, so meinten die Perlen, sie vernähmen das Schwellen und Schlagen der Meereswogen, und die rauschende brausende Fluth, brandend an der Muschelbank, zu der des Perlenfischers kühner Sprung ihn trägt — und Gold und Diamanten vermeinten, sie lägen wieder tief im Schacht und hörten des Bergmanns Fäustel klopfen fort und fort und Schlag auf Schlag und vernähmen das Brausen unterirdischer





Gewässer. Aber was so ungestüm siedend und wallend brauste, so stark klopfte und pochte, das war des Jünglings Herz, in dessen nächster Nähe Nadel und Ringlein jetzt verborgen ruhten, um bald darauf von einander getrennt zu werden. In des Jünglings Herzen wogten stürmische Gefühle. Das Wort, das die Herrin im Bezug auf das Ringlein zu ihm gesprochen, schien ihm ein Wort der Billigung, der Aufmunterung sogar, da zu werben, wo er bisher nur verehrend angebetet hatte.

Und es verging nur eine kurze Zeit, da lustwandelte die Herrin in Begleitung ihrer Söhne und Serenens nebst deren Lehrern, Edgars und noch eines älteren würdigen Mannes, welcher die Knaben in der Religion und den Sprachen unterrichtete — und gefolgt vom alten Thomas in einem Bergeshain nahe der deutschen Stadt, in der sie ihren Aufenthalt genommen. Die Natur prangte in all' ihrer zauberischen Frische, die Berg-Matten leuchteten von sonnigem Grün und auf die gewaltigen grauen Felskolossen, die sich von ihnen emporgipfelten, war ein sanftröthlicher Schimmer ergossen, der Kuß sanften Abendlichtes, der von sonnebestrahlten Wolken auf sie zurückfiel. Munter durchsprangen die Knaben den Wald, pflückten da, pflückten dort eine Blume, erhoben da, erhoben dort vom Pfad einen glitzernden Granit oder Porphyr, oder einen bunten Mandelstein, haschten nach Eidechsen und Schmetterlingen, und jauchzten voll Naturfreude in kindlicher Unschuld, ohne es mit Kummer zu fühlen, daß von den Häuptern, die jetzt leichte Sommerhüte von Stroh bedeckten, schon ein anderer Schmuck gefallen war, der vielleicht dereinst gar schwer gedrückt hätte. Die Herrin ging in ernsten Gesprächen mit dem bewährten und treuen Freund, der ihr und den Söhnen zu Liebe aus seiner Heimath, aus einem glücklichen Verhältniß in die weite Ferne gefolgt war, den Knaben Lehrer und Erzieher zu sein.



Dieser Kinder Zukunft — jetzt eine von dunkeln Wolken noch verhüllte Zukunft, war es immer und immer wieder, welche das treue Mutterherz bewegte; unaufhörlich mit dieser Zukunft beschäftigt, ermüdete sie nicht, fort und fort sich stark und gläubig zu erhalten in Hoffnung, und stets ein und dasselbe Ziel im Auge habend, strebte sie dahin, die Erziehung ihrer Kinder so zu leiten, daß die Erfüllung eines großen Berufes, dem sie entgegenreiften, nie auch nur einen Tag, eine Stunde aus den Augen gesetzt werden durfte.

Am liebsten sprach sie sich über ihre Wünsche und Hoffnungen gegen ihren ehrwürdigen Begleiter aus, welcher in seinen Jünglingsjahren schon der Erzieher des Vaters ihrer Söhne gewesen war, und mit der unbedingtesten Hingebung an ihr und den Söhnen hing, und um bei so vertrauungsvollen Gesprächen nicht unerwünschte, vielleicht unwillkommene Zeugen und Zuhörer abzugeben, hielten sich dann meistens Serene und Edgar in ehrerbietiger Entfernung zurück, während abermals in gemessener Entfernung von diesen beiden der alte Thomas folgte, dessen Begleitung keinen andern Zweck hatte, als vielleicht einmal den Shawl oder Hut der Herrin, sicher aber die jedesmaligen Lasten zahlloser Pflanzen und sonstiger Waldbeute zu tragen, mit welcher der stürmische Eifer der jungen Naturforscher ihn regelmäßig überbürdete.

So wandelte Edgar glücklich an der Seite der lieblichen Serene durch die Gebirgsnatur voll Reiz und Zauber, und die Gespräche, die sie mit einander führten, wurden nur von Zeit zu Zeit unterbrochen, wenn einer der Knaben oder beide mit neuer Beute herangesprungen kamen, nach Namen, Nutzen oder Schaden einer Pflanze oder eines gefangenen Thierchens fragend, und wieder von dannen eilend, wenn sie diese Namen kaum vernommen.



Wieder ruhte an Edgars linker Brust das kleine Ringlein, wieder pochte das Herz mit Ungestüm, so daß das Ringlein, hätte es mit einem Menschenohr hören können, die Worte doch nicht hätte vernehmen können, welche Edgar zu Serene sprach, und die jene nur mit hohem Erröthen und leise flüsternd beantwortete, bis Edgar mit einer stürmischen und zärtlichen Eile nach dem Ringlein griff, noch einen Kuß auf das Vergißmeinnicht drückte und es dann rasch an einen Finger der erglühenden Jungfrau schob, deren zarte Hand er einige Augenblicke fest in der Seinen hielt.

Serene nahm Edgars Geschenk mit stillem Entzücken, sie blickte ihn mit seelenvollem Lächeln an, Wonnethränen füllten ihre blauen schönen Augen, sie stand still und schwieg, sie hatte nicht Worte, aber sie empfand ihres jungfräulichen Lebens seligsten Augenblick — sie war nun Edgars Braut. —

Als nach der Heimkehr Serene der Herrin beim Wechsel der Kleidung behülflich war, lächelte diese mild und fast schalkhaft, indem ihr Blick sich auf Serenens Finger richtete, an dem diese das Ringlein trug, und sprach: „Es war heute doch recht schön da droben in dem herrlichen Walde, nicht wahr, liebe Serene? Und meine Söhne haben recht fleißig botanisirt? — Und selbst Du, mein süßes Kind, fandest ein — Vergißmeinnicht!"

Hocherglühend in bräutlicher Schaam sank Serene vor der Herrin nieder, und preßte Küsse auf deren Hände und barg auf diese, selige Thränen weinend, ihr Gesicht. Liebreich zog die Herrin die Vertraute empor, und sprach: „Sei glücklich mit Edgar, mein süßes Kind, und liebe mich wie eine Mutter! Willst Du, so laß Edgar rufen, daß ich Euch beide segne!" —

Hochentzückt, voll unaussprechlichen Dankgefühles, dem



sie aber keinen Laut des Ausdrucks zu geben vermochte, enteilte Serene; die Herrin stand allein und hob den feuchten Blick zum purpurüberflammten Abendhimmel, indem sie sprach: „O Gott, du Gott der Güte, der du mich so arm gemacht hast, wie so reich hast du mich doch gelassen! Ich bin nicht ganz arm, ich kann noch Glückliche machen!“ —

Edgar und Serene wurden in der That ein glückliches Paar, oft waren Nadel und Ringlein Zeugen ihrer Zärtlichkeit, letzteres aber noch mehr als erstere, denn Serene lies es nicht von ihrem Finger, nur einmal wurde der Versuch gemacht, es abzuziehen, und an seine Stelle den Trauring zu schieben, aber es war, als ob sich's dagegen sträube, und sich fest an den lieben Finger klammere, an dem es weilen und im Lichte des Tages, und im Glanze von Serena's Schönheit und ihrer Liebe sich sonnen wollte, statt in der Nacht des Schmuckkästchens verborgen zu ruhen. Da erhielt denn das kleine Ringlein den Trauring einstweilen zum Nachbar, und vertrug sich leidlich gut mit ihm; er war ganz einfach; innen stand der Name Edgar nebst Jahreszahl und Datum, sehr hausbacken, und die beiden Ringe versinnbildeten neben einander so recht Poesie und Prosa, die Liebe und den lieben Ehestand, und schienen nicht neben einander zu gehören, so sehr die Liebe zum Ehestande gehört, und die Poesie dazu da ist, die Prosa des Lebens zu verklären, und ihr etwas von ihrem Blüthenduft und ihrer Lebensfarbe zu verleihen.

Eines Tages, vielleicht ein halbes Jahr nach der Verbindung Serena's mit Edgar, an welchem die Herrin einer Einladung nach einem nahen Lustschloß mit ihrem Söhnepaar gefolgt war, war das junge liebende Pärchen sich selbst überlassen und hatte Zeit, einen weitern Spaziergang zu machen, zu dem die milde Herbstsonne lockte, und die reizende Waldnatur





der Gegend, in welcher die Herrin weilte. Im Sonntagsschmuck, voll Freude, voll Glück und Liebe machten beide junge Gatten sich auf, und enteilten den langen Straßen der Stadt und Vorstadt, thal- und waldwärts. Erst theilten sie den Weg mit gar vielen Lustwandlern aller Stände, die sich draußen auf allen Pfaden verbreiteten, theils dem geraden Weg folgend, theils zur Rechten und Linken felsreiche und bewaldete Höhen erklimmend, oder in enge Thalschluchten sich verlierend. Die so glücklich Vereinten wählten für sich einen von andern nicht betretenen Thalpfad, der zu lieblichen Räumen führte, wo Waldesdunkel traulich schattete, ein Bergquell aus moosüberkleidetem Felsgestein brach, und frischer Lufthauch die warmen Wangen wonnig kühlte.

Dort ruhten beide auf einer Rasenbank, und umfingen sich, und blickten einander in die treuen Augen, und schwuren aufs neue sich treue Liebe und priesen die gütige Herrin und segneten sie. Sie trieben all' das süße kindische Getändel jugendlicher Liebe mit einander. Um das Becken der Quelle waren Vergißmeinnicht aufgeblüht, Edgar stieg hinab und pflückte deren, und streute sie Serenen in den Schoos und auf ihr Haar, und wie sie die Hand danach hob, ward er ihres Ringleins wieder ansichtig, und faßte die liebe Hand und sprach: „Sieh, sieh Liebe, da trägst Du ja noch das Vergißmeinnicht von todten Steinen! Laß uns doch einmal vergleichen, welches schöner sei, dieser blühende Edelstein der lebendigen Gotteshand, oder dieses Werk der Kunst aus Menschenhand." Serena nahm sich ihres Ringvergißmeinnichts an, rühmte dessen Dauerbarkeit und beklagte der zarten Blumen schnelles Welken, sie rühmte auch dessen Werth gegenüber der Werthlosigkeit der überall vorhandenen Bachblume, und es entstand ein kleiner Wettstreit zwischen Edgar und Serena, in



welchem sie Siegerin werden zu wollen schien. Darüber wurde Edgar, den ihr fester Widerspruch reizte, fast ungerecht gegen und unwillig über das kleine Ringlein, und vergaß, daß er ja selbst ihre Hand damit geschmückt, vergaß die verehrte Hand, die es ihm dargereicht und welches Symbol es sein sollte, und machte die Bemerkung, das Ringlein gehöre gar nicht an die Stelle, die es jetzt einnehme, und zur Strafe, daß es sich so wichtig mache, sich so in Gunst gesetzt habe, solle es jetzt gleich herunter und an einen andern Finger, denn es scheine sehr, meinte Edgar, das Herrenrecht, das der Trauring symbolisch vertrete, zu beeinträchtigen.

„Siehe zu, ob Du es abziehen kannst!" lachte Serene, und hielt ihm den rosigen Goldfinger ihrer rechten Hand entgegen. Edgar zog zuerst den Trauring ab, dann zog er an dem kleinen Ringlein, das saß fest, fast wie in das Fleisch gewachsen, er aber zog hart und heftig, und über Serena's blühendes Gesicht zuckte ein Schmerzgefühl, sie schrie auf und rief: „Edgar! Du thust mir weh!" — Da hatte er das Ringlein in der Hand, mit den Edelsteinen und den Perlen, und die Perlen machten gleich ihre Bedeutung wahr: denn aus Serenens Augen stürzten ein Paar helle Thränen, und aus dem Ringlein war durch die Heftigkeit der Bewegung des Abziehens vom Finger eine Perle gebrochen, welches Edgar jetzt mit Schreck und Beschämung wahrnahm. Wie er nun begütigend ihr den Trauring wieder an den Finger steckte, sah er Serena's Thränen, es waren die ersten Thränen des Schmerzes, die sie in ihrer so glücklichen Ehe weinte, und erschrack, und bereute, den Scherz zu sehr in Ernst verkehrt zu haben, sie aber lächelte liebreich durch die Thränen und sagte: „Bitte, Edgar, gieb mir mein Ringlein wieder!" — Dieser jedoch dachte, es werde der Verlust der einen Perle



Serena sehr schmerzen und verstimmen, und wollte erst heimlich vom Juwelier die verlorene Perle durch eine andere ersetzen lassen, daher hielt er das Ringlein fest in seiner Hand verschlossen, und weigerte sich, und ließ sie fort und fort bitten, bis sie endlich des Bittens müde ward, und schmollend sprach: „Ist das auch Liebe? Erst thust Du mir weh und bittest mir's nicht einmal ab, und nun nimmst Du mir Dein eigenes Geschenk, auf das ich so viel Werth gelegt? Nun gut, so behalte alle Deine Vergißmeinnicht!" — und damit warf sie ihm auch die von ihm für sie gepflückten Blumen sämmtlich wieder zu, und wendete sich ernstlich zürnend ab. Edgar ward dadurch nur noch mehr verstimmt, daß sie seine Weigerung, das Ringlein ihr zurück zu geben, gleich so übel deutete, und wollte nicht einsehen, daß er im Unrecht war; eben so wenig war er aber auch geneigt, den Zwist fortzusetzen, er trat daher einige Schritte von Serena weg und rief: „Da hast Du es! Fang' es!" — und warf etwas heftig das Ringlein Serenen zu, schneller als diese sich dessen versah; es flog ihr an die Stirne, prallte ab, fiel zu Boden, und weg war es.

Mit Augen voll Thränen bückte sich Serena nach dem Ringlein, allein sie konnte es nicht entdecken, bestürzt suchte nun auch Edgar — eben so vergebens, und Serena brach in lautes Weinen aus, was ihm in der Seele weh that, da er sich als die Ursache dieses Schmerzes seiner jungen Frau und dieses Verlustes ansehen mußte. Eifrig durchwühlte Edgar im anhaltenden Suchen Gras, Blumen und Moos rings um die Quelle, ließ allen Sand des Beckens derselben durch seine Hand gehen, es war alles vergebens, verschwunden war und blieb das Ringlein und mit einem kummervollen Schweigen verließen endlich beide den Ort, den sie so innig liebevoll und seelenvergnügt betreten, nicht ahnend, daß so schnell ein Leid

und ein Verlust sie treffen würde. Auch hatten sie Ursache zu eilen, denn durch das fruchtlose Suchen war viele Zeit vorüber gegangen, und Serena mußte gewärtigen, daß die Herrin von ihrem Ausflug am Ende früher nach Hause zurückkehren könne, als Serena, und sie dann ungern vermissen werde. Gleichwohl sprach Edgar manches gute Wort auf diesem Heimwege, zeigte aufrichtige Reue und es gelang ihm bald, seine junge Frau zu versöhnen, denn edlen Gemüthern ist es nicht eigen, lange zu zürnen und mit andauernder Klage den Verlust unerheblicher Dinge zu bejammern.

Der Abend war schön; Felsen und Wälder und Matten erglänzten wieder in jenem zarten Rosenlicht, wie an jenem Tage, an welchem Edgar das nun verlorene Ringlein Serena schenkte und den Verlobungskuß seiner lieblichen Braut auf die purpurnen Lippen drückte. Wie die jungen Gatten die Stadt erreichten, hörten sie fern hinter sich auch schon die Wagen rollen, welche die Herrschaften von ihrem Ausfluge zurückbrachten.

Aus einer Seitenstraße stießen zwei Männer auf sie, welche in Gemeinschaft einen nahen Vergnügungsgarten besucht hatten, der Juwelier und der alte Thomas, und grüßten freundlich das junge Paar, der alte Thomas aber sah Edgar fest an und sprach: „War mir doch, Herr Edgar, als hätte ich, wie Sie heute Ihren Spaziergang antraten, Ihre Perlennadel an Ihnen gesehen, und nun —?“ —

„Wie? Die Nadel?“ fragte Edgar erschrocken und faßte nach der Stelle, an welcher die Nadel befestigt gewesen war. — „Großer Gott! Fort! Auch verloren!“ — Serena stieß einen Schrei des Schreckens aus, und der Goldschmied rief im mitleidvollen Tone, der fast wie ein Vorwurf klang: „Die schöne Nadel, die ich mit so vielem Fleiße geschaffen!“ — und nannte



den Geldwerth derselben, dessen Höhe Edgar gar nicht gekannt, und die ihn nun vollends erschreckte.

„Sicher verloren beim Bücken und Suchen nach dem Vergißmeinnichtring!" rief Edgar. „Ich eile zurück nach der Thalschlucht, ich suche!" — „Ehe Sie dahin zurückkommen, ist es Nacht, und Sie finden nichts!" — warf Thomas ein, und Edgar stand rathlos, ringend mit den peinlichsten Empfindungen über den Doppelverlust, während Serena ihren Thränen ungehemmten Lauf ließ.

„Schade, schade um beide werthe Gegenstände! Ich wünsche, daß Sie dieselben wiederfinden oder zurück erhalten, und wünsche allerseits gute Nacht!" — sprach der Juwelier und murmelte, indem er von dannen schritt: „Ja ja, Perlen bedeuten Thränen!" —

Jetzt rollten die Wagen heran, Thomas eilte mit Serena zum Empfang der Herrin. Diese erschien ungewöhnlich ernst, und als sie in ihrem Zimmer mit Serene allein war, nahm sie gar nicht wahr, daß diese geweint hatte, sondern brach gleich selbst in Thränen aus, und sprach, als Serene darüber ganz bestürzt zu ihr aufblickte: „O mein gutes Kind! Wir müssen von einander scheiden, und ich muß Deinen Edgar Dir auf unbestimmte Zeit entführen. Wichtige Briefe, welche mir von meinen theuern Anverwandten heute mitgetheilt wurden, rufen mich fort von hier, wo ich so gerne länger geweilt hätte, in ein anderes Land. Es gilt dem Wohl meiner Söhne, für die mir kein Opfer zu schwer ist!" —

„Und ich soll hier zurückbleiben?" fragte Serene mit innerm Beben.

„Ich kann, ich darf Dich den Beschwerden einer so weiten Reise nicht aussetzen, mein gutes Kind!" — antwortete die Herrin und bewieß in ihrer zarten Rücksicht, die sie auf Se-



rena's hoffnungsvollen Zustand nahm, aufs neue die seelenvolle Güte ihres Herzens.

„Könnte ich Edgar jetzt entbehren, ließ ich Dir ihn gerne hier, allein so lange, bis ich einen andern würdigen jungen Mann gefunden, der seine Lehrerstelle bei meinen Söhnen ersetzt, muß ich Deinen Mann schon an mich fesseln, und nicht wahr, Du zürnst mir darum nicht, gute Serene, Du bist für mich gewiß auch jeden Opfers fähig; ich kenne Dein Herz, und weiß, daß es mir treu ist wie Gold!" —

Ach — das Gold ist nicht treu, niemand sollte diesen Vergleich gebrauchen — dachte Serene, eingedenk des heutigen Doppelverlustes, doch gab sie ihren wehmuthvollen Gedanken keine Worte; sie schwieg, und die Herrin glaubte, der Ausdruck tiefer schmerzlicher Betrübniß, der über Serenens Züge gebreitet war, gelte allein der Trennung von ihr und Edgar. —

Mittlerweile zog über Höhen und Thale die Dämmerung mit ihren milden Silberflören, die sich grauer und grauer, dunkler und dunkler färbten, bis die Schleier der Nacht aus ihnen wurden. In der Thalschlucht, über der Quelle, neben der Rasenbank lag ein reifer Tannenzapfen, und in dem Tannenzapfen lag das Ringlein, das zwischen die weit von einander offenstehenden Samenschuppen gefallen war und sich dort eingeklemmt befand. Oefters hatte beim Suchen Edgars Fuß den Tannenzapfen betreten, und als ihm beim Bücken die Nadel unversehens entfiel, gewahrte er nicht, daß sie gerade unter diesen Tannenzapfen zu liegen kam.

Da lagen nun die beiden, die Perlennadel und das kleine Ringlein nahe bei einander im einsamen nachtüberschatteten deutschen Walde, das Gold aus dem Uralgebirge, Diamant und Türkisse aus dem fernen Morgenlande, und die Perlen

von der Küste von Coromandel. Möglich, daß sie einander erzählten von ihren Heimathlanden, ihrer Vergangenheit, und all' den Menschenhänden, durch die sie gegangen, bis ein Zufall sie hier an dieser einsamen Stelle vereinte, und das waren wundersame Geschichten und mehr Geschichten vom Leid, als vom Glück. Es fehlte auch nicht an Gesellschaft, denn ein großer Glühwurm setzte sich neben die Nadel, und leuchtete recht hell und goldgrün, und warf den phosphorischen Schimmer seines Lichtes bis in den Spalt der Tannenzapfenschuppen, wo das Ringlein fest saß, dessen Vergißmeinnicht wunderschön strahlte in diesem eigenthümlichen Lichte. Der Glühwurm wußte in seiner Sprache, von der wir nicht wissen, ob Steine, Gold nnd Perlen sie verstanden, vieles vom Waldleben zu erzählen; er unterhielt sich mit dem Nachtthau, der zum Besuch auf dieses stille Plätzchen und auf die Vergißmeinnicht am Quellenrande fiel, die all' ihre Blumenaugen geschlossen hatten, schlummerten und träumten. In der Geisterstunde wurde es unheimlich lebendig in der Thalschlucht. Die gespenstige Gestalt eines riesigen Drachen, der vor tausend Jahren in dieser Gegend gehaust, ringelte hindurch, auf dem Haupt eine glührothe goldene Krone. Die Schatten von Rittern und Reisigen, die vor grauen Zeiten einst in dieser Thalenge sich verborgen gehalten, zogen mit ihrer Wehr und ihren Fähnlein hindurch. Von einer nachbarlichen Felsenhöhle wandelte die verwünschte Jungfrau nieder, und glitt leisen, schwebenden Trittes durch das Thal; sie erblickte den Schimmer des Glühwurms, sah Nadel und Ringlein mit ihrem Geisterblick, und erbebte und seufzte, rang die Hände und entschwand, denn um der heftigen Liebe zu irdischem Schmuck Willen, war sie ja eben verwünscht worden zu ewig ruhelosem Wandeln. —

Indeß auch diese unheimliche Stunde ging vorüber, und

allmählig begann des Glühwurms Licht zu erbleichen, mit dem ersten Grauen der Morgendämmerung; da war es minder schön an dieser Stelle, als mitten in der Mitternacht, denn nun wurde wieder ein andres Leben im Walde wach, das Leben der Thierwelt. Kühl hauchte die Luft; der Nachtthau stieg dunstend empor und ballte sich zu Nebelgestalten, und in den abgefallenen Nadeln der Tannen, im Moose rings unter den Baumrinden und oben im Gezweig, überall begann sich's zu regen, o dieses erwachende Leben in Thier und Pflanze. Graue Spinnen glitten mit großer Eile dahin, als hätten sie Botengänge zu verrichten; die Holzwürmer begannen ihre Arbeit; die Moose richteten zahllose Speere auf, als wollten sie Schlachtordnungen bilden, die Vergißmeinnichtblümchen wachten nach kurzem Schlummer wieder auf, und waren es nicht die alten, so waren es junge, frische, die ihre Blumenaugen



aufschlugen. Der Heerwurm kam und zog quer über den Waldpfad, nahe der Quelle, ein langer Zug, der gar kein Ende nehmen zu wollen schien. Die Ameisen wurden munter, und gingen gleich an ihre rastlose Thätigkeit; sie belebten ihre langen Straßen unter den Tannenbäumen, und an diesen hinauf, und mit unheimlichem Schnurren sumsten früh erwachte große Hornissen, die ihr Nest in einer alten Eiche des aus gemischten Bäumen bestehenden Haines hatten, um die Wipfel. Als die Ameisen das Ringlein und die Perlennadel gewahrten, sagten sie es leise weiter, und es entstand unter ihnen ein lebhaftes Gewimmel, mehr und mehr eilten herbei, schaarten sich um die Kleinode, und machten Anstalt, sie in das innere ihrer nahen Burg als Schatz ihrer Königin zu schleppen, allein das Ringlein saß fest in seinem Tannenzapfen, und die Nadel war zu schwer, obschon ein ganzes Heer sie umgab und hob und schob. Mittlerweile kam der Morgen



in aller Pracht herauf, drückte die Nebel in die Felsenschluchten zurück und löste sie auf, und da naheten der Thalschlucht auch schon Menschentritte. Eine Schaar armer Kinder kam laut redend und lachend heran und zerstreute sich im Walde, und las Tannenzapfen auf; erst wurden diese in Haufen zusammengetragen, dann in mitgebrachte Säcke geschüttet. Ehe man sich's versah, hob eine Kindeshand den Tannenzapfen auf, worin das Ringlein saß, und warf ihn zu den übrigen. Die Nadel sah und fand dieses Kind aber nicht, denn es nahm so eben eine schwarze Waldschnecke zum höchsten Verdruß der Ameisen ihren Weg gerade über dieselbe, und da besagte Schnecke nicht die mindeste Eile hatte, so blieb die Nadel unter ihr gar eine lange Zeit liegen, während die Ameisen beschlossen, diese Schnecke, die ihnen als ein ganz häßlicher und abscheulicher großer Drache erschien, welcher ihnen ihren gefundenen Schatz rauben wollte, den Krieg zu erklären, und sie auf Tod und Leben zu bekämpfen. Die arme Schnecke, welcher gar nichts an Gold und Perlen gelegen war, und die auch nie in ihrem Leben einer Ameise etwas zu Leide gethan hatte, wußte gar nicht, wie ihr geschah, als plötzlich, wie sie ihr eines Fühlhorn ausstreckte, ein heldenmüthiger junger Ameis dieses Fühlhorn mit seinen Kinnladen, die einer Kneipzange glichen, packte, und er war nicht wieder davon abzubringen, obschon die Schnecke das Fühlhorn einzog, so weit sie konnte, wodurch der junge Held den eigenthümlichen Tod des Erstickens im Kopf einer Schnecke fand.

Jetzt erschienen gleichzeitig drei Erwachsene in der Thalschlucht, das waren Herr Edgar, der alte Thomas und der Juwelier. Alle drei hatten frühzeitig ihr Lager und die Stadt verlassen, die verlorenen Kleinode zu suchen, und der Goldarbeiter hatte noch einen Nebenzweck, zu welchem Behuf er ein



Gefäß mit sich führte, nämlich für ein leidendes Glied seiner Familie ein Heilmittel im Walde zu suchen, welches Heilmittel kein anderes war, als schwarze Waldschnecken. Sie sahen und fanden alle drei weder Nadel noch Ringlein, rasch aber warf der Goldschmied, was er von Waldschnecken fand, in sein Gefäß, und so sahen die Ameisen plötzlich ihren Feind entführt sammt dem Schatz, über den er sich gelagert hatte, und welcher vermöge der Zusammenziehung des Schneckenleibes, als diese sich gepackt sah, an ihr haften blieb, worauf sich in der Ameisenwelt die Kunde verbreitete, daß die schwarzen Schnecken böse, schätzeraubende Waldteufel seien, welche mit den Schätzen davon zu fliegen vermöchten, was ganz unglaublich klang.

Da nun Edgar und seine Freunde völlig vergebens über eine Stunde den Weg und das Plätzchen, wo ersterer gestern mit Serena geweilt, auf das sorgsamste durchsucht und nichts gefunden hatten, auch die Kinder gefragt, ob sie nichts gefunden hätten, und ihnen reiche Belohnung versprochen, wenn sie Ring oder Nadel fänden und zurück gäben — so kehrten sie betrübt nach Hause zurück, am betrübtesten Edgar, den der Verlust der schönen Nadel zumal ganz unglücklich machte. Er schämte sich ordentlich, vor seine junge Frau zu treten und vor seine gütige Herrin; was sollte diese denken, wenn er ihr schönes werthvolles Geschenk gar nicht mehr trug, und was von seiner Ordnungsliebe halten, wenn er ihr, falls sie danach fragte, gestehen mußte, die Nadel *verloren* zu haben? —

Die Kinder, welche die Tannenzapfen im Walde aufgelesen hatten, trugen ihre Last zur ärmlichen Wohnung ihrer Aeltern, und schütteten den zum Ausklengen des Saamens bestimmten Schatz auf dem Boden des Häuschens zum Trocknen aus. Da löſten sich die Saamenschuppen von dem Holz der Zapfen durch das Trocknen und häufige Wenden, und fielen heraus,





dieser Saamen wurde dann gut bezahlt, und die leeren Zapfen nützten noch zur Feuerung. Siehe da fiel auch das Ringlein aus dem Zapfen, in dem es gesessen hatte. Ein ganz kleines Kind fand zuerst das Ringlein, und hatte eine so große Freude darüber, daß es seine höchste Zuneigung für dasselbe dadurch an den Tag legte, daß es damit zum Munde fuhr, um es zu verspeisen. Zu allem Glück für das Kind, das unfehlbar an dem Ringlein erstickt wäre, winkte einer von den Engeln, die unsichtbar über ganz kleinen Kindern wachen, der nahebei beschäftigten ältesten Schwester, einem lieblichen achtzehnjährigen Mädchen; dieß sah das Kleinod in des Kindes Händen, sprang hinzu und entriß es ihm, und gleich machten die Perlen ihr Recht wieder geltend, das Kind schrie und weinte helle Thränen über den Verlust, der es von einer Todtesgefahr, wenn es den Ring verschluckt hätte, befreite. Darin gleicht oft auch noch der ältere Mensch dem Kinde, daß er mit Heftigkeit das festzuhalten sucht, was ihm den größten Schaden bringen kann und oft wirklich bringt.

Mit einem freudigen Schreck betrachtete das arme Mädchen, dessen Name Gretchen war, den gefundenen Ring, der so hell glänzte; nie hatte Gretchen etwas so schönes in seiner Hand gehabt; mit Jubel brachte es den Ring zu den Aeltern und die ganze Schaar der Geschwister, große und kleine, umdrängte das Mädchen mit neugierigen und erstaunten Blicken, und die Mutter sprach lächelnd: „Ei das hat Gutes zu bedeuten, zuletzt gar eine Hochzeit, wenn ein Mädchen goldene Ringe findet." Kaum hatte die Mutter dieses Wort gesprochen, so klopfte es, und auf das Herein! welches der Vater ausrief, trat ein junger Bursche von blühendem Aussehen in die Stube, bot allen die Hand, und behielt die Hand Gretchens fest in der seinen, indem er ausrief: „Vater, Mutter! Meine Aeltern willigen



ein! Ich darf Gretchen heirathen, wenn Ihr beide es zufrieden seid!" —

„Hoho!" rief Gretchens Vater lachend aus: „ist es denn Gretchen auch zufrieden?"

Hocherröthend schmiegte Gretchen ihr Gesicht an die Brust ihres Bräutigams, und die Mutter rief, indem sie freudig die Hände zusammenschlug: „Was habe ich gesagt? Was habe ich vorhin gesagt? Das Ringlein, das Ringlein! das hat uns die Freude verkündet — aber eigentlich ist es nicht Dein, das kleine Marlischen hat es gefunden. Wer weiß, wer es ungern verloren hat?" —

„Hebt das Ringlein nur immer der Kleinen auf oder setzt es in das Wochenblatt; ich kaufe schon selbst für mein Gretchen einen Ring" — sprach Joseph und führte bald darauf seine liebliche Braut in das älterliche Haus, wo sein Vater und seine Mutter das schöne und brave Mädchen freudig und herzlich willkommen hießen. In ihrer Freude erschloß die alte gute Mutter mit geschäftiger Hand eine Truhe, kramte darin und brachte ein Ringlein daraus hervor, das einst ihr Verlobungsring gewesen, und steckte es an den Finger der jungen Schnur, und merkwürdiger Weise sah dieses Ringlein jenem, welches Gretchens Schwesterchen Marlischen gefunden, täuschend ähnlich, nur war ein kleiner Unterschied dabei: das Steinchen in der Mitte war kein Diamant, sondern ein Bergkrystall, die blauen Steinchen waren keine Türkisse und auch keine Steine, sondern blaues Glas, die Perlen waren keine orientalischen, sondern unächte, und der Reif bestand nicht aus Gold, sondern aus einem goldähnlichen Metall, welches die Goldarbeiter Halbgold, Semilor, nennen. Nichtsdestoweniger nahm Gretchen mit der dankbarsten Freude dieses gütige Geschenk, und es kam ihr gar nicht in den Sinn, Vergleiche zwischen der



Aechtheit und Unächtheit anzustellen; ihr Auge erfreute sich an des Ringes Schönheit und ihr Herz am Gemüth der Geberin. —

Der Goldarbeiter und Juwelier leerte daheim sein Gefäß mit den gesammelten Schnecken in ein anderes aus, darin sich Wasser befand, um dieselben zunächst von anhaftender Erde und Tannennadeln zu reinigen, schwenkte sie tüchtig um und um, und griff dann in den Topf, eine Schnecke nach der andern herauszunehmen und in das Gefäß zu legen, in welchem sie nun gekocht werden sollten, um die heilende Schneckenfleischbrühe zu liefern. Bei dieser Beschäftigung stach ihn etwas im Topfe derb in den Finger, so daß er erschrak, und dachte: ei ei, was ist das? Es hat mich doch kein Schneck gebissen? Oder hab' ich etwa sonst ein schädliches Thier im Walde anstatt einer Schnecke mit aufgelesen? Wie er nun hineinsah in den Topf, und die noch darin befindlichen Schnecken musterte, traute er kaum seinen Augen, denn da blitzte es ihm hell und klar aus dem Gemengsel schwarzen Gewürms entgegen, eine große Perle, vier kleine Diamanten, ein blauer Reif — Edgar's, dem Juwelier so wohlbekannte Nadel. — Der Mann konnte sich von seinem Erstaunen gar nicht erholen, er faßte aber rasch das Kleinod, und trocknete es säuberlich ab, indem er sich Glück wünschte zu dem so höchst räthselhaften Funde, und an die hohe Freude Edgar's dachte, wenn dieser sein verlorenes und so schmerzlich vermißtes Kleinod wieder erhalten würde. Indem kam der alte Thomas zu ihm, um noch einen Auftrag seiner Herrin zu vollziehen, und theilte dem Juwelier mit, daß dieselbe noch am nämlichen Tage abreisen wolle, und er ihm nun vielleicht auf lange Zeit Lebewohl sagen müsse. Herr Edgar, verkündete er, werde mitreisen, Serena aber zurückbleiben; beide seien sehr traurig, und Edgar habe ihm beauftragt, nachzufragen, ob der Juwelier nicht noch eine Nadel

habe, die der verlorenen ganz gleich sei, denn Edgar wolle lieber das für ihn schwere Opfer bringen, eine so theure Nadel zu kaufen, als den so sehr beklagten Verlust eingestehen. Ebenso solle er nach einem Vergißmeinnichtring fragen. Der Goldschmied lächelte mit gutmüthiger Schlauheit, und sagte: „Einen solchen Ring habe ich jetzt nicht, aber eine solche Nadel, die der verlorenen auf das Haar gleicht; Herr Edgar soll sich nur in Acht nehmen, sie nicht abermals zu verlieren.“ Dabei zeigte er dem alten Freund Edgar's Nadel und dieser war ganz erstaunt, eine Nadel zu erblicken, welche der verlorenen so ähnlich war, wie ein Ei dem andern — endlich, da er den Juwelier schalkhaft lächeln sah, rief Thomas aus: „Das ist Herrn Edgar's Nadel und keine andere; ich kenne sie zu genau!“ und indem er die Nadel in der Hand umdrehte, sah er den Buchstaben E. auf der Rückseite in das Gold, das die Perle umfaßte, eingeritzt. „Sie ist's, sie ist's!“ rief Thomas so freudig, als sei das wieder erlangte Kleinod sein eigenes, und nun erzählte ihm der Goldschmied, wie wunderbar und ihm fast ganz unerklärlich er die Perlennadel mitten in dem Topfe mit Waldschnecken gefunden habe.

„Ach, wie wird Frau Serene sich freuen, die weint vor Freude!“ rief Thomas vergnügt aus, und der Juwelier sagte: „Mich soll es freuen, wenn die Perlen auch einmal Freudenthränen bedeuten, es ist solches nicht oft der Fall. Grüßt mir das junge Paar, und saget Eurer herrlichen Herrin, daß wir, die Bürger dieser Stadt, sie ungern und traurig scheiden sähen, und ihr alles Glück und allen Segen auf ihrer Reise wünschten, und daß wir beten wollten, Gott möge sie, die hohe Frau, und ihre Söhne in seinen allmächtigen Schutz nehmen, und ihnen dereinst ihren Verlust ersetzen.“ Auf diese Rede traten dem alten treuen Diener Thränen in die Augen,





er vermochte kein Wort zu sagen, drückte dem Goldschmied stumm und bewegt die Hand zum Abschied und ging.

Hocherfreut empfing Edgar den alten Diener, als dieser mit Lächeln seiner heimlichen Frage, ob er eine ähnliche Nadel bringe, mit ja antwortete, und verwunderte sich seinerseits nun auch über die täuschende Aehnlichkeit der verlorenen, bis Thomas ihm sagte, er möge die Nadel nur recht genau betrachten. Da wendete auch Edgar die Nadel um und staunte. „Gewiß hat jemand sie gefunden, und dem Juwelier zum Kaufe angeboten?“ fragte er. „Und bringst Du nicht auch ein Ringlein?“

Letzteres verneinte Thomas und erzählte Edgar, was ihm der Juwelier von dem Funde der Nadel im Schneckentopf vertraut hatte, und theilte auch den guten Rath desselben mit, künftig besser Acht auf die Nadel zu haben.

Freudig und traurig zugleich eilte nun Edgar zu Serene, verkündete ihr sein Glück, die Nadel wieder zu haben, und nahm zugleich Abschied von ihr, und da dieß ein Abschied auf eine lange und unbestimmte Zeit, und sehr wehmuthvoll war, vergoß Serene viele Thränen und mußte sich alle Gewalt anthun, sich vom Schmerze dieser Trennung nicht allzuheftig erschüttern zu lassen.

Nicht minder ergreifend und schmerzlich war für die junge Frau die Trennung von ihrer bisherigen so sehr gütigen Herrin, und auch diese war tief bewegt. Als sie mit ihren Söhnen in den Reisewagen stieg, stand eine große Volksmenge auf dem Markte im tiefen Schweigen, darunter viele Arme, denen sie wohlgethan, und welche über ihr Scheiden weinten und sie segneten. Es war ein rührender Augenblick, kein Haupt blieb bedeckt und fast kein Auge ohne Thränen, als sie selbst grüßend und ihr Tuch öfters an die Augen drückend, von dannen fuhr.



Um sich nützlich zu beschäftigen, errichtete Frau Edgar einen **Kindergarten**, denn ihr Herz und ihre Bildung eigneten sie zu dieser Beschäftigung. Bald stand sie mütterlich wirkend und spielend lehrend mitten in einem zahlreichen Kreise unschuldvoller Kleinen, die alle mit der größten Liebe an ihr hingen, ihr auf das Wort folgten, und unter ihrer umsichtigen und liebevollen Pflege ihre von Gott in ihre jungen Seelen gelegten Fähigkeiten sichtbarlich entwickelten. Da erhielt eines Tages Edgar einen Brief seiner jungen Frau, darin sie unter anderm ihm schrieb: Denke Dir, mein lieber Mann, welche Ueberraschung mir ohnlängst zu Theil wurde. Ich war mit den Kindern an einem Sonntag im Garten beschäftigt, und da geschieht es häufig, daß Spatziergänger außen ein Weilchen stehen bleiben und den Spielen der Kinder zusehen. Es ist mir dieß nicht unlieb, denn indem die Leute, welche insgemein den untern Ständen angehören, sich häufig ohne Rückhalt über die Sache aussprechen, und laut genug, daß ich ihre Urtheile, lobende und tadelnde, anerkennende und absprechende, verständige und unverständige, vernehme, wird mir dadurch manche Aufmunterung und mancher Fingerzeig zu Theil. Als ich mich nun ganz zufällig mit einigen Kindern der Umzäunung nahte, stand ein hübscher junger Mann mit einem noch hübscheren Mädchen, beide aus der arbeitenden Klasse, im Sonntagsputz draußen und sahen herein in den Garten, und das junge Mädchen hatte ihre Hand auf das Staket gelegt. Da sah ich an ihrem Finger, wie ich glaubte, meinen verlorenen Vergißmeinnichtring, und trat auf die Leutchen zu, grüßte sie und sagte: „Ei der schöne Ring! Das ist ja ein Vergißmeinnicht. Darf ich fragen, wo Ihr ihn her habt und was er kostet?"

Das Mädchen wurde roth und antwortete: „Das Ringlein kostet nichts, und ist mir auch um keinen Preis feil."

„Es ist meiner alten Mutter ihr Verlobungsring" — setzte der junge Mann hinzu: „sie hat ihn viele Jahre in ihrer Lade gehabt, und ihn dieser meiner Braut geschenkt, als wir uns mit einander verlobten."

Während dieser Rede nahm ich wahr, daß jener Ring ganz so wie mein verlorener gearbeitet, aber unächt war, und sprach zu dem Pärchen: „Nehmt's nicht für ungut, daß ich nach dem Ringlein fragte. Ich besaß ein solches von Gold und ächten Steinen, daß diesem sehr ähnlich gearbeitet ist, und gäbe viel darum, wenn ich es wieder erhalten könnte."

Die beiden Leutchen sahen einander mit bedeutenden Blicken an, die ich mir nicht zu deuten vermochte, dann sprach der junge Mann zu dem Mädchen: „Zeige der Dame Deinen Ring ganz nahe, Gretchen, daß sie nicht glaubt, Du trügest ihren Ring!" und ich sagte, daß ich schon überzeugt davon sei.

Ich dachte kaum noch an diese Begegnung, als am nächsten Sonntag das junge Paar wieder in einer Nachmittagsstunde außen am Garten erschien. Es hatte diesesmal ein recht reinlich gekleidetes, ganz kleines Mädchen bei sich, welches Gretchen, dessen älteste Schwester, auf die Arme nahm, daß es über den Zaun hinweg dem Spiele der Kinder zusehen konnte. Diese standen eben im Kreise, hielten eine Schnur und ein Ringlein daran und sangen ihr Liedchen:

Das Ringlein das muß wandern
Von einer Hand zur andern, u. s. w.

und da klatschte das kleine Kind vor Freuden in die Händchen und stimmte mit einem gar lieblichen Stimmchen in den Gesang meiner Kinder ein.

Dieß erfreute und rührte mich; ich näherte mich daher wieder den jungen hübschen Leuten, und sprach, indem ich die



Thüre öffnete: „Wollt Ihr nicht näher kommen? Dieses liebe Kind spielte vielleicht gern mit im Kreise der andern Kinder!“

Etwas schüchtern traten die Leutchen in den Kindergarten, und Gretchen fragte das. Kind, indem sie es auf den Boden stellte: „Willst Du mit spielen Marlischen?“ — „Ja, ja!“ jubelte die Kleine und flog gleichsam in den Kreis der andern, die schon belehrt sind, jedem ihnen noch fremden Kinde willig Raum zu geben und ihm liebevoll zu begegnen.

Das kleine Marlischen fand sich bald in das Spiel und machte es freudig mit, während das junge Pärchen mit unverkennbarer Theilnahme zusah. Nach einer Weile rief Gretchen ihr Schwesterchen wieder zu sich, bog sich zu ihm nieder und sagte ihm laut: „Nun Marlischen geh zur Dame und bedanke Dich, gieb ihr ein Kußhändchen,“ — und dann flüsterte sie dem Kinde noch einige Worte heimlich zu, und schien ihm etwas in die Hand zu geben. Marlischen eilte gehorsam auf mich zu, that wie ihm geheißen war, und als es mir sein kleines Händchen gab, fühlte ich, daß es mir etwas in die Hand drückte. Ich sah es an — und was war es Edgar? — Das verlorene Ringlein. Erst dachte ich, es sei Gretchens Ring, und das gute Kind wolle mich belohnen oder erfreuen, allein da sah ich jenen noch an Gretchens Hand, und stand ganz erstaunt, und brachte nur die Worte heraus: „Mein Ringlein! mein liebes, liebes Ringlein!“

„Marlischen hat es gefunden!“ nahm Gretchen das Wort: „und zwar auf unserm Dachboden, wo es mit Tannenzapfen spielte, welche die größern Kinder im Walde aufgelesen. Es muß in einem solchen Zapfen gesteckt haben, sonst wüßte ich nicht, wie es außerdem hätte auf unsern Boden kommen sollen. Es freut uns alle sehr, auch meine Aeltern,



daß das Ringlein wieder zu seiner rechtmäßigen Eigenthümerin kommt." Ich wußte mich vor Freude kaum zu fassen, ich vergoß Freudenthränen und küßte die liebe Kleine unzähligemal. „Schickt oder bringt mir doch alle Tage Marlischen in den Kindergarten, Ihr guten Leute!" sprach ich in meiner Freude, und mußte lachen, als der junge Bursche das Wort nahm und sagte: „Ihr Anerbieten wäre uns wohl recht, aber was kostet es?"

„Nichts von kosten!" rief ich aus: „Mit tausend Freuden nehme ich unentgeltlich dieß Kind in den Garten auf."

Mein Erbieten wurde nun angenommen, und ich bin glücklich in der Freude, wieder im Besitz des Ringleins zu sein und Marlieschen ist glücklich, dem Kindergarten anzugehören, und ist eine der folgsamsten und gutartigsten Schülerinnen.

Wie wunderbar spielte doch hier der glückliche Zufall! Zum zweitenmale, mein lieber Edgar, lasse ich mir aber, so lange ich lebe, das Ringlein nicht wieder vom Finger ziehen, und wenn Du mir tausendmal schönere dafür anstecken wolltest. Schreibe bald, oder noch besser, kehre bald selbst zurück in die Arme und an das Herz Deiner treuen, Dich innig liebenden Serene.

Hocherfreut las Edgar diese Zeilen, und nicht lange nach ihrem Empfang wurde er von der verehrten Herrin, die einen jungen Mann an Edgars Stelle gefunden, höchst ehrenvoll und reich begabt, entlassen und eilte seiner Heimath und dem eigenen Heerde wieder zu. Wonnevoll war das Wiedersehen; bald nach dem dieses erfolgt war, schenkte Serene ihrem Gatten ein kleines Mädchen, welchem Beide einen Namen ertheilen ließen, der tief und unaustilgbar in beider Herzen eingegraben war.





Edgar errichtete, um auch sich und seine Wissenschaft der Welt nützlich zu machen, eine Lehranstalt für Knaben zur Vorbereitung für den Eintritt in die Klassen höherer Schulen. Bald blühte diese Anstalt gedeihlich empor und blüht neben Serenens Kindergarten noch immer.

Gretchen wurde eine glückliche Frau; ihr jüngstes Schwesterchen, das Marlischen, ward von Serene so lieb gewonnen, daß sie es ganz zu sich, und den armen Aeltern des Kindes damit eine Sorge abnahm; sie gab dem Kinde eine gute Erziehung, die mehr werth ist, als aller Reichthum. Das wollte Gott so haben, darum fügte er, und nicht blinder Zufall es so, daß jenes Kind das Ringlein finden mußte. Später wurde Marlischen nun wieder der kleinen Tochter Serenens eine freundliche Führerin und Gespielin.

Das Ringlein, daran die fehlende Perle bald ersetzt wurde, befindet sich im besten Wohlsein, und kommt nicht von Serenens Finger. Die Perlennadel und das Ringlein sehen sich, so gute Bekannte beide gegenseitig sind, nicht oft, denn nur an hohen Fest- und besonderen Ehrentagen schmückt sich Edgar mit der ihm nun doppelt werthen Nadel. Oft, sehr oft, denken Edgar und Serene ihrer einstigen lieben und unvergeßlichen Herrin, der sie die Begründung ihres Erdenglückes danken; aber beide können, zumal wenn sie auf das Ringlein und die Perlennadel blicken, der Herrin nicht ohne Thränen denken.

Denn Perlen bedeuten Thränen — und die Herrin weint noch immer. — Edgar und Serene — durch Meer und Länder von ihr getrennt, segnen sie und beten für sie — und hoffen. —





Das heilige Meer.

Kloster-Sage aus Westphalen.

Still und tief und klar ruht ein See, das blaue Auge der Landschaft, im Lande Westphalen, an der Straße von Ibbenbüren nach Freren und Lingen. Geheimnißvoll murmeln die Wellen, und der Wanderer, der an diesem Wasserspiegel vorüberwallt, schlägt ein Kreuz und betet ein Ave Maria oder ein Vater Unser — denn nicht geheuer ist es um den See und viel des unheimlichen kündet von ihm aus grauen Zeiten die Sage, so schön er auch vor Augen liegt an hellen und heitern Tagen. Aber wann der Sturm über ihn dahin fegt, wann es donnergleich in den Tiefen rollt und grollt, wann die Wellen hoch schlagen, da will schon mancher mehr und andere Töne vernommen haben, als die, welche Sturm und Wetter dem kämpfenden Naturleben abringen. Und im Nachtgrauen nebelvoller Herbstabende, oder im Frühlicht geweihter Tage — da hat es mancher gesehen über dem See — das uralte herrliche Gebäu — die riesige Kirche mit ihrem Thurmpaar, mit ihren figurenreichen, kühn geschweiften Portalen im Rundbogenstyl, ihren blitzenden Fenstern und dem umfangreichen Glockenthurm — in welchem die große Glocke hing, deren dumpfer schaurighallender Schall bisweilen vernommen wird, herauf aus des See's unterster Tiefe. Und um den Münster, der Gebäude Pracht und Menge, das reiche Kloster — ja,



das hat mancher gesehen, und ist darauf zugeschritten, wenn er ein Fremdling war in diesem Lande und in dieser Gegend, und wie er näher kam, da ist alles hinweggeschwunden vor seinem Blick, und er hat hart am Rande eines See's gestanden, den der Nebel deckte, und dessen Fläche unübersehbar ihm erschien.

Heiliges Land war hier dereinst — und jetzt — deckt weit und breit den Boden das heilige Meer.

Das heilige Meer, dieß ist der Name dieses weitberufenen Gewässers, das zweitausend fünfhundert Schritte im Umfang mißt, dessen Tiefe den Umwohnern für unergründlich gilt. Hört, was ein Greis dem Wanderer schlicht und einfach vom heiligen Meer erzählte, ein Greis, der freilich kein bloßer Landmann war, sondern geschichtkundig und welterfahren, redemächtig und nicht ohne die Begabung einer noch jugendfrischen Phantasie. Hat er der Sage seines Landes einigen Schmuck hinzugefügt, so ist das nicht meine Schuld, ich gebe nur wieder, was ich vernahm.

Auf dieser Stätte, wo jetzt die Wellen murmeln und rauschen, wo das Taucherhuhn schwimmt, und der Kibitz kreischt, wurde von Winfried Bonifacius die erste Christenkirche in diesem Gau begründet, neben der sich bald ein Kloster erhob. Es war den ersten Ansiedlern nicht schwer, durch ihren Fleiß dem fruchtbaren jungfräulichen Boden der Haide reichlichen Ertrag abzugewinnen; sie theilten treulich ihre Zeit in Gebet und Arbeit, genügsam lebend nach der strengen Ordensregel St. Benedikts.

Die Wälder schwanden, und wo ihre Bäume gerauscht hatten, wogten grünende und reifende Saaten. Willig hatten die einfachen Bewohner der Gegend das Christenthum angenommen, und es waren einige Jahrhunderte vergangen, wäh-



rend welchen Wohlstand und Blüthe rings im Gau sich hoben, Burgen und Schlösser erbaut wurden, die Bevölkerung sich mehrte, und blühende Ortschaften entstanden.

Mit dem wachsenden Wohlstand mehrte sich auch die Lust an Pracht und Glanz, das Kloster insonderheit war unermeßlich reich geworden, denn ihm zinste der ganze Gau, vom Teutoburger Walde bis an Oberyssels Grenzen. Es war nicht mehr die Wohnung armer, bescheidener, fleißiger Mönche, es glich einem Fürstenschloß in der vollen Herrlichkeit seines romanischen Baustyls, und wie ein solches war es auch gefestet und umzogen von Wall und Graben. Gelehrsamkeit und Künste zeichneten des Klosters Bewohner aus, aber nicht minder Ritterlichkeit und Weltlust, ein haschen und jagen nach Genuß, der freilich mehr heimlich als öffentlich befriedigt wurde, um den Schein der Heiligkeit zu retten. Dieser letzte insonderheit offenbarte sich vornehmlich am Pomp des Gottesdienstes; kein Heiligentag, kein Kirchenfest ging vorüber, ohne daß die große Domglocke ihre erhabenen Klänge über die flache Gegend rollte, daß der Schall sich an den blauen Höhen über Ibbenbüren brach, und zahllose Waller zur Messe, vor die Altäre der Gnadenbilder, zur Pracht der Processionen herbeirief. Das Bonifaciuskloster war der Mittelpunkt der gläubigen Andacht von weit und breit, ja nicht ohne Neid blickten die Bischofsitze Osnabrück und Münster, des Klosters nicht allzuferne Nachbarn, nach dem reichen Stift, das ihnen gar manche Beter, und was noch mehr galt, deren Opfergaben entzog. Es gab Zeiten, wo die Altäre im Bonifaciuskloster von Geschmeide, Schleiern, Geld, Wachskerzen, Kleinoden und sonstigen Gaben glaubensfreudiger Hoffnung oder dankerfüllter Frömmigkeit so voll und übervoll bedeckt lagen, daß das Auge ihre Decken nicht sah, Zeiten, in denen die Opferbecken wäh-



rend des Gottesdienstes zum öftern geleert werden mußten. An solchen Tagen faßte das geräumige Gasthaus neben dem Kloster kaum die Zahl der Rosse vornehmer Gäste, geschweige diese letzteren selbst, und mit der größten Gastlichkeit öffnete solchen das Kloster dann seine Räume.

An einem solchen Tage hatte der Abt, ein jugendschöner blühender Mann von bräunlicher Gesichtsfarbe, hoher schlanker Gestalt und edler Haltung über die knieende Versammlung in der prachtvoll geschmückten Basilika den Segen gesprochen, das ite, missa est, war von seinem Mund erklungen, die Kirche entleerte sich unter den schönsten Klängen der Orgel und einem Chorgesang von lieblichen Knabenstimmen, und die Priester, die noch am Altare betend knieten, erhoben sich, und verließen die heilige Stätte unter Kniebeugungen und sich bekreuzend.

Durch die Fenster des Refectoriums blickten die Mönche auf die wimmelnde Volksmenge, die sich vom Kloster aus nach allen Richtungen hin zerstreute, zu Fuß, zu Roß und zu Wagen, je nachdem Entfernung des Wohnortes oder Wohlstand das letztere bedingte.

Auch der Abt, Antonius geheißen, stand hinter dem Rundbogenfenster seiner schönen Zelle, und während die Finger seiner einen Hand unbewußt mit dem Reliquienkreuze spielten, das über seine Brust an goldener Kette niederhing, fiel sein Blick strahlend und feurig hinab auf die reizende Gestalt einer blühenden ritterlichen Jungfrau, welche sich so eben zum Hinwegritt auf ihren Zelter geschwungen hatte, und der Strahl ihrer wunderschönen blauen Augen begegnete den Augenstrahlen des jungen Abts, die glühend und verlangend auf ihr ruhten. Hocherröthend senkte die Jungfrau den Blick — schon in der Kirche hatten diese Flammenaugen auf ihr geruht, sie verwirrt,

die Andacht ihr geraubt, dort hatte sie nur den Priester gesehen, jetzt sah sie den Mann, den jungen Mann in der vollendeten Fülle all seiner Kraft und Schönheit. Aber kein sündiger Gedanke kam in der Jungfrau reine Brust, ein anderes Bild trat noch ungleich schöner, ungleich herrlicher vor ihr inneres Auge, das Bild eines jungen Ritters, den Irmhild von Venhusen liebte, glühend liebte, und der fern von ihr im heiligen Lande gegen die Ungläubigen kämpfte. Für ihren Ritter Erkinger von Tecklenburg hatte Irmhild auch heute wieder inbrünstig gebetet, und gottgetrost folgte die Jungfrau ihrem alten Vater, dem Ritter Hartmud von Venhusen, der mit ihr, seinem Vogt und einem berittenen Knechte dem Gottesdienst im Bonifaciusstift beigewohnt hatte; auch die Mehrzahl seines übrigen Gesindes war zu Fuße herübergekommen. Ganz Gluth, ganz Flamme, ganz Leidenschaft folgte der Blick des Abts der Jungfrau, so weit er sie sehen konnte, und murmelte vor sich hin: Diese deutsche Blume, nur diese noch mein, selig mein — und ich will auf alle Seligkeit verzichten, hier und dort, wenn es also sein muß! —

Eines thun, und das andere nicht lassen! — sprach neben dem Abt eine leise heisere Stimme — erschreckt wandte sich jener, und sah seinen Vertrauten hinter sich, Pater Cyprian, einen Mönch von feister, gedrungener Gestalt, verschmitzt und schelmisch lächelnd. Ha, Du! — rief der Abt — Du belauschest meine innersten Gedanken, so brauche ich sie Dir nicht zu beichten! — Nein, domine Abba! — entgegnete Cyprian: denn ich absolvire schon im voraus, ungebeichtet. —

Weißt Du Rath? — fragte Antonius. Rath und That! — erwiderte betonend Cyprian; aber was wird mir dafür? —

Habe ich nicht, wie Du voraus absolvirst, voraus gelohnt? — fragte der Abt zurück. Was waret ihr, und was





seid ihr jetzt? Eine Jammerhöhle war dieß Kloster troß seiner äußeren Pracht unter euerm vorigen, überstrengen, überfrommen Abt; ohne geistigen, ohne leiblichen Genuß, in scheuer Abhängigkeit von den stolzen Nachbarn, den Bischöfen — da kam Antonio aus Welschland in diese deutsche Wüste — ich machte euch geistig frei, ich begründete dem Kloster eine Bibliothek, ich berief Maler, Glasmaler, Bildhauer und Bildschnitzer, ich trug den Strahl der göttlichen Kunst in euer dunkeles Dasein — ich erschloß euch den Himmel der Tonkunst — ich wies dem Schutzpatron der westphälischen Schinken und Schweine, dem heiligen Antonius, eine bescheidenere Stelle an, und weihte seinen Prachtaltar der heiligen Cäcilia. —

Das ist alles recht gut und schön, Eure Würdigkeit, für das allgemeine — warf Cyprian spöttelnd ein: aber das besondere, zum Beispiel ich? —

Fördre mich, und ich fördre Dich! — rief Antonius lebhaft und bewegt aus. Laß mich zu den Füßen meiner vorhin geschauten irdischen Heiligen knieen und anbeten, laß mich mit ihr selig sein im Himmel süßer Minne, und meine Inful, mein Stab, mein Thron sei Dein — ich will dann sterben oder zurückkehren unter Wälschlands ewig blauen Himmel, ja, heimkehren will ich zum Vater, zum leiblichen — zum heiligen — ja erfahre es Cyprian, mir ist große Macht verliehen, Papst Innocenz der dritte ist mein Erzeuger! —

Willst Du größeren Beweis unbegrenzten Vertrauens? fuhr Abt Antonio fort, als das Staunen dem Pater Cyprian die Zunge zu lähmen schien, und dessen bisher spöttisch-lächelndes Gesicht die Miene der Ehrfurcht annahm: — sieh, ich offenbare Dir das größte Geheimniß meines Seins, das noch gegen keinen Sterblichen auf meine Lippen trat. Glaubst Du

nun, daß ich hier etwas vermag? — Nun sprich, was sinnest Du, wie gedenkst Du mir zu willfahren? —

Cyprian erhob sein Haupt und sprach: Hier ist nur ein Mittel, rascher Ueberfall; erst muß der Geier die Taube haben, bevor er sie — küßt. Ich nehme alles auf mich. —

Der Abt wollte weiter sprechen, vor Unklugheit warnen, er hätte gern an die Stelle plumper deutscher Gewaltthat die Stelle feiner wälscher List treten lassen — aber da wurden beide Sprechenden unterbrochen, indem die Thüre geöffnet ward und ein bejahrter Mönch hereintrat, von kräftigem Körperbau, in dessen Gesicht aber man die Uebung asketischer Strenge las. Sein Auge blickte frei und groß, sein Haar war gebleicht, seine Haltung indessen ungebeugt, seine ganze Erscheinung machte den Eindruck tiefen Ernstes. Einen strafenden Blick, in dem sich ein gutes Theil stiller Verachtung mischte, warf Pater Anselmus auf den Pater Cyprian, und nahm das Wort: Eure Gnaden verzeihe, wenn ich ungelegen komme, ich will zu andrer Stunde, wenn Ihr allein seid —



O nicht doch, Pater Anselmo! bleibe, bleibe! — rief der Abt: Wie könnte ein Bruder dem Bruder ungelegen kommen! Was hast Du mir zu sagen? Sage es frei, Pater Cyprian hier darf es hören, soll es hören, ich liebe nicht die Geheimnißträgerei, Geheimnißkrämerei. —

Oh — es ist auch kein Geheimniß, es ist nur zu offenkundig, was ich sagen will und muß! — nahm Anselm darauf das Wort: Die Sperlinge auf den Dächern zwitschern davon und die Gänse schnattern's, die Tauben gurren's und die Hunde heulen es nach, Unheil und Wehe drohende Zeichen sind geschehen, großes Unglück steht unserm heiligen Hause bevor! — Des Abts vorher heitere Miene verdüsterte sich, Pater Cyprian unterdrückte ein Hohnlachen, und machte sich mit

einem Brevier zu thun, das auf dem Fenstersims lag. Pater Anselmus wandte seinen strengen Blick, ohne jenen weiter zu beachten, auf den Abt, und sprach: Ich weiß nicht, ob Ihr die Kunde vernommen habt von dem, was sich in diesen Tagen zugetragen hat mit der Burg Schweckhausen, darauf der wilde Graf Isang saß? —

Nichts habe ich von dieser Burg vernommen und nicht weiß ich, wo dieselbe gelegen ist! versetzte ruhig der Abt.

Die Burg lag, sie lag, sage ich, fuhr der Mönch fort: in der Nähe der Stadt Göttingen; ihr Ritter führte ein Leben voll Gräuel — da bracht' ihm der Koch einen weißen Aal — davon aß der Graf, und davon ward er verstehend die Sprache allen Gethiers, und hörte, was die Hühner des Hofes, der Hahn und der Hund, die Gänse und Enten zu einander sagten und hörte aus jedem Maul, aus jedem Schnabel eine Unglücksprophezeih, davon er fast unsinnig ward, und verließ sein Schloß, und hinter ihm ists eingebrochen und ist an dessen Statt ein tiefer See getreten. Der Graf aber büßt im Kloster Gilboldehusen seine Sünden ab, wie mir mein Bruder, der alldort Kellermeister ist, geschrieben hat. Heil dem Grafen, daß ihm noch Zeit vergönnt ward, zu büßen und seine Seele zu retten! —

Ich dachte Wunders, was wichtiges Pater Anselmo uns zu künden käme, so ist's ein Ammenmärlein! — sprach höhnisch der Abt, und mit heisrem Hohnlachen rief Pater Cyprian: Sehe ich auch nicht den weißen Aal, so höre ich doch ganz vernehmlich das Gegacker des Gänsrichs, so lebendig erzählt Bruder Anselm. Ich möchte wohl wissen, ob der Bruder Kellermeister zu Gilboldehusen seine Sagemäre in seiner Zelle auf dem Betpult, oder im Keller auf einer Tonne geschrieben hat? —





Höher hob sich Pater Anselms stattliche Gestalt und mit edlem Zürnen sprach er: Ich rede mit dem hochwürdigen Abt, Pater Cyprian. Wehe dem, welcher die Stimme eines treuen Warners als ein Märlein erachtet! Meiner könnt Ihr spotten, aber Gottes nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Die Zucht in unserm Kloster ist dahin, seit Abt Ermenrich die Augen schloß, und die Gnade des Höchsten und seine Langmuth werden versiegen, wie der Weinborn hinterm Altar im Kloster Corvei, seit der jetzige Abt dort herrscht, dessen alleiniger Gott sein Bauch ist. Ihr kennt die fromme Sage —

Beim heiligen Leichnam, Mann, Du mißbrauchst unsre Geduld! — unterbrach der Abt jetzt mit strengem Unwillen den Sprecher: Weißt Du der Sagen und Mären so viele, ei so setze Dich hin und schreibe ein schönes Legendenbuch und schmücke es mit Malereien, was Du so trefflich verstehst, aber uns erzähle dergleichen nicht, uns langweile nicht damit, und jetzt sage kurz und rund, ohne Umschweif, was Du noch vorzubringen hast, wenn es zur Ehre Gottes und der heiligen Kirche, oder zu unseres Stiftes besonderem Frommen dient. —

Nun denn, so kurz als möglich, weil Ihr so befehlt, Herr Abt! — antwortete rasch Pater Anselmus. Schlecht steht es bei uns um die Haltung aller Gelübde unsers heiligen Ordens! Schlecht um die Frömmigkeit, um die Keuschheit, um die geistliche Armuth, schlecht um die Mäßigkeit —

Und schlecht um die Demuth und den Gehorsam — ergänzte spöttisch unterbrechend Pater Cyprian, jener aber ließ sich nicht irre machen, sondern fuhr fort: wir haben alles im Kloster, nur keine Mönche, wir sind Ritter, sind Jäger, sind Spieler, sind Schlemmer —

Bis auf die Musterausnahmen, bis auf Pater Anselmus! — spöttelte abermals Cyprian.



Faule nicht allein, auch Vorwitzige und Schwätzer sind unter uns! — führte Anselm eine Stelle aus Timotheus an, und sprach weiter: Zechgesänge hallen durch unsere Mauern, statt der Vigilien und Matutinen, Buhllieder statt Horen und Vesper, Gelächter erschallt, statt frommer Gebete, trunkenes Jauchzen statt der Litaneien und Bußpsalmen! Jede Stunde sieht hundert Brüche des Eides und der Gelübde! Dieß geschieht innerhalb der Mauern — außerhalb steht es nicht besser. Dirnen verschwinden spurlos und laut sagt sich das murrende Volk, wohin sie verschwinden! Entsetzt entfliehen die Mädchen der Dörfer, wenn sie eines Mönchs aus Bonifacii Münster von fern ansichtig werden! Nur im Geleit ihrer Väter und Brüder wagen Frauen und Jungfrauen sich in unser Gotteshaus — und in Schaaren beginnt das Volk nach Münster, nach Osnabrück zu wallen, dort zu beichten und dort zu opfern — es sagt, unsere Absolution sei nicht besser, als wenn der Teufel im Beichtstuhl säße, und jede Messe, die wir läsen, sei eine Todsünde, denn wir läsen sie mit einem von Gott abtrünnigen, sündigen und verfluchten Herzen! —

Als Pater Anselm odemschöpfend schwieg, schlug Pater Cyprian eine helle Lache auf und rief: Da sehen wir, daß unser fleißiger Pater Anselmus jetzt des alten Heiden Cicero Philippiken abschreibt — er hat sich ganz einstudirt in den Zornstyl. — Der Abt jedoch nahm — innerlich auf das heftigste erregt, äußerlich aber völlige Ruhe erheuchelnd, gelassen das Wort: Du leidest an der schwarzen Gallenkrankheit, mein Bruder Anselmo! Du siehst so finster, wie dies nebelvolle, nebeltrübe Land ist. Nur in einem solchen Lande konnten Roms Adler niedergeworfen werden! Es weht immer noch ein Hauch düstern Heidenglaubens über diese Moorflächen und Haidestrecken — daher Euer Glaube an solche Fabeln, wie

Du vorhin auftischtest! Du solltest nach Italien, guter Anselmo — ja, Du sollst mein Sendbote dorthin werden. Ein Jahr nur unter jenem göttlichschönen Himmel wird Deine Begriffe läutern, Deine Anschauungen ändern, Deine Strenge mildern. Glaube nicht, daß wir deshalb Diener Gottes heißen und sind, daß wir uns zu Tode quälen und kasteien sollen! Wirf Deinen Cicero ins Feuer, schreibe Plato ab, guter Bruder, ja Plato, den göttlichen! —

Ihr meidet, mir Antwort zu geben! Ihr bringt die Rede auf ganz andere Dinge! — rief Anselmo unwillig aus. Der Fromme bedarf, um fromm zu sein, des wälschen irdischen Himmels nicht, der Gerechte und Weise bedarf nicht zu Gott wohlgefälligem Wandel die Philosophie der blinden Heiden! Läutert den Convent, reformirt das Kloster, oder Ihr werdet mit ihm untergehen zeitlich und ewig! —

Genug! Schweige nun! — gebot ernst der Abt und Anselm schwieg, er entfernte sich mit üblichem Gruß, draußen aber flammte noch einmal sein Blick und er murmelte im Selbstgespräch den alten Spruch vor sich hin: Ich habe gesprochen und meine Seele behüthet. —

Er muß nach Italien — sprach hinter ihm Abt Antonio. Verschwinden! — ergänzte lauernd Pater Cyprian.

Schon am andern frühen Morgen, als es noch dunkel war, schritt, vom Pater Cyprian bis zum Bruder Pförtner geleitet, eine hohe Gestalt aus dem Kloster, die der Gestalt Pater Anselmo's glich, und desselben Tages verbreitete sich unter den Brüdern die Kunde, daß der Abt den Pater mit wichtigen Aufträgen gen Rom entsendet. Fast allen war das lieb, fast allen fiel ein Stein vom Herzen, keiner liebte den finstern und strengen Mönch, der unter ihnen herumwandelte, wie eine lebendige Pönitenzgeisel — sie riefen im Innern

ihm ein Lebewohl auf Nimmerwiedersehen nach und athmeten freier auf.

Als die Sonne über das Nebelmeer sich hob, das auf der weitgedehnten Haidefläche ruhte, und über die Moore an der Ems hinwogte, blieb noch lange über dem Fluß eine breite Nebelmauer stehen und bezeichnete dessen Lauf, während ein schmalerer Streifen das Flüßchen Aa bedeckte. Hochgebaut erhob sich da, wo jetzt Venhaus steht, das Schloß Venhusen und reichte in die Lichtsphäre hinein, die über dem sinkenden Nebel fluthete. Mächtig ragten dort im Osten die Thürme von Bonifacii Stift und Münster, wie ein riesiges Schattengebilde, denn sie kehrten Venhusen ihre unbeleuchtete Seite zu; schier wie ein schwarzes Riesenschiff, grauenhaft und gespenstig schien das Schiff der Kirche mit seinen Thurmmasten auf dem Nebelmeere zu schwimmen; friedlich aber und herrlich blitzte im Morgensonnengolde in ziemlich gleicher Ferne südwärts das goldene Kreuz und das grüne Thurmdach der Kirche von Rheine. Zwischen dem Ost und dem Süd hoben sich purpurglühend die Berggipfel der Gegend von Bevergeren und Ibbenbüren.

Im Hofe der Burg Venhusen, deren Hauptgebäude lang und schmal, mit schmalen Fenstern und hohem scharfkantigen Dache gebaut war, stand der Herr des Hauses im Reiseanzug, und ertheilte seinem zahlreichen Hausgesinde Verhaltungsbefehle für die Zeit seiner Abwesenheit. Der Hof, der sich vor dem Herrenhause ausbreitete, war von Scheunen und Stallgebäuden umgeben, unter deren einem das Burgthor sich öffnete. Mitten im Hofe erhob sich stolz und frei ein hoher, steinerner Rundthurm von starken Quadern, den oben ein hölzernes Häuschen krönte, welches dem Wächter zur Wohnung diente, der so eben in gewohnter Weise sein Morgenlied auf einem



kleinen Horne blies. Des Ritters Roß und vier andere seiner Leute standen bereits gesattelt und stampften ungeduldig des Hofes Pflaster; Wagen wurden bespannt, hinaus zur Feldarbeit zu fahren; mit vollen Eimern trat die Milchmagd aus dem Stalle, und schritt nach dem Haupthause, während aus diesem zwei andere Mägde auch mit vollen Eimern jener entgegen traten, den nährenden Inhalt der Eimer bald in die Tröge einer ganzen Reihe von Schweinekoben zu entleeren, von dem ungeduldigsten Grunzen des zur Mast gehaltenen Rüsselviehes begrüßt.

Aus dem Hause kam jetzt, um vom Vater Abschied zu nehmen, die schlanke Irmhild in kleidsamer Morgentracht, die Fülle blonder Locken frei abwallend, die sich unter einem enganliegenden Häubchen hervorringelten. Irmhild eilte auf den Vater zu, welcher der einzige Gegenstand ihrer kindlichen Liebe war; die Mutter hatte vor Jahren schon der Tod ihr geraubt und Geschwister waren ihr keine zu Theil geworden. — Sie blickte den alternden Ritter aus ihren wonnevoll schönen blauen Augen innig liebevoll und wehmüthig an. Mein guter lieber Vater! bleibt nicht allzulange zu Münster, kommt bald wieder! Mir ist so bange, allein! — sprach Irmhild bewegt.

Was hast Du denn, mein Mädchen! — fragte Ritter Hartmud sein herrliches Kind. Thust Du doch sonst nicht so furchtsam! Fürchtest Du für Dich? Was hast Du zu befahren in unserm sichern Haus? Wenn das Thor verschlossen ist, kann kein Feind Dir nahen, auch bist Du nicht allein, wie Du sagst. Unsere Diener sind treu, jeder unserer Leute ließe wohl freudig sein Leben für Dich und mich. Oder fürchtest Du für mich? Du siehst, ich reite nicht ohne Waffen, nicht ohne Geleit, aber was das Beste ist, ich reite sonder Furcht. Der Weg nach Münster ist gut, ich denke heute gegen Abend nicht





zu spät dort zu sein, noch vor der Nacht, und am Tage wagt sich nicht leicht ein Schnapphahn an einen freisamen Ritter, dem vier bewehrte reissige Mannen begleiten.

Es ist doch eine gar schlimme Zeit! — warf Irmhild zagend ein. Wohl wahr — bestätigte der Alte: die Zeit könnte besser sein. Keiner weiß im Reich, wer Koch oder Kellner ist, draußen ist's noch viel schlimmer als hier in unserm stillen Lande, wissen und fühlen wir doch kaum unter dem milden Kreuzstabregiment, daß diese Lande nicht dem Bischof zu Münster, sondern dem Herzog von Braunschweig gehören! —

Ein Wink des Ritters gebot den Knechten, sein Pferd vorzuführen und aufzusitzen. Gott mit Dir, Irmhild! — rief der Ritter, sein Kind küssend: und sei nicht bange! Uebermorgen denke ich zurück zu sein vom Bischofhofe, vielleicht empfange ich dort auch Kunde von — nun, Du erräthst wohl von wem? Lebe wohl! — Rasch schwang sich der Ritter in den Sattel und trabte von seinen Reissigen gefolgt heiter von dannen. Irmhild eilte die Holztreppe zum Wartthurm hinauf, und blickte aus dem Fensterlein der Wächterstube dem Vater nach, so weit sie konnte, und weit, sehr weit trug der Blick von dieser Höhe; bis gen Rheine hinüber konnte sie die Straße verfolgen. Als endlich in der Ferne die Gestalten der Reiter kleiner und kleiner wurden, und dem Auge der Nachschauenden entschwanden, sah sie seitwärts zur Linken und — erbebte.

Der Wind hatte sich im Westen erhoben, und den Nebel aus den Moorflächen der Ems-Ufer nach Osten gedrückt — die Ebene lag ein gutes Stück ganz frei vor Irmhilds Blicken, das Oertchen Dreierwalde lag recht nahe gerückt — aber hinter ihm, etwas mehr nach links, da hob sich's dicht und grau — wie eine starre Mauerwand, und hoch in der Luft stand das

verschleierte Sonnenschild blutroth, und zur Seite des Sonnenschildes im Nebelgewölk ein Gebäude, riesengroß — seltsam und wunderbar.

Sieh dorthin! Was ist das? rief Irmhild dem Wächter zu, und wie der Mann hinblickte, schlug er entsetzt ein Kreuz und schrie: Herr Gott, die Abtei! Aber verkehrt! — Sie wafelt! — Ja, das war Bonifacii Münster, klar und deutlich — in den Lüften hings, die Thürme nach unten gekehrt, eine grauenvolle Luftspiegelung — eine unheilverkündende.

Irmhild gedachte des gestrigen Tages, sie gedachte der Blicke des Abts; ihr reines Herz hatte diese Blicke nicht verstanden, ihr jungfräuliches Ohr war noch von keiner Kunde der Dinge und Thaten beleidigt worden, die das Volk von der Abtei sich erzählte, und dennoch gingen ahnungvolle Schauer durch ihre Seele. Die unheimliche tiefräthselhafte Lufterscheinung sich natürlich zu deuten, war ihr unmöglich, das vermochten zu jener Zeit die weisesten noch nicht, wohl aber deutete der Wächter sie im Sinne seiner Zeit, indem er sprach: O heiligste Jungfrau, o all' ihr Heiligen, was ist das für ein schreckliches Gesicht und Vorzeichen! O daß wir es doch nimmer erschaut hätten! Wisset, edle Jungfrau, solches Zeichen deutet auf Untergang! In meinen jungen Jahren war ich oft mit zur See, ich kenne fast jede Insel, jede Sandbank und jede Düne in den friesländischen und ditmarsischen Gewässern — da haben wir gar manches Schiff sich spiegeln sehen in der Kimmung, wie sie solch Gesicht am Nordseestrande benennen, aber die Schiffe — die hat man hernach nimmer wieder gesehen. Und es geht auch allgemein unter dem Schiffsvolk die Rede, daß manche Stadt in solcher Art gewafelt hat, wie zum Beispiel Vineta, Julin, Stavoren, Jomsburg und andere — und bald danach hat sie der Herr

in seinem Zorn hinweggetilgt von der Erde, und über ihren versunkenen Thürmen und Dächern rauscht jetzt die Meeresfluth. —

Höre auf — ich zittre! — bat Irmhild. Wie sollte die Abtei — der Wohnort frommer Priester und Mönche — ?

Untergehen, meint Ihr? Ach, edle Jungfrau, bei Gott ist keine Sache unmöglich — schrecklich sind seine Gerichte, und wenn nur halb wahr, was man so hört —

Was hört man denn, um Gotteswillen? fragte Irmhild bestürzt.

Nichts Gutes, nichts für Euer Ohr, nichts, was ich meiner Zunge gestatten darf, Euch vorzuplaudern — antwortete ernsthaft der graue Wächter — und Irmhild wagte keinen Blick mehr hinüber nach der Abtei — sie wandte sich zum hinabgehn, der Wächter aber blickte kummervoll nach der Lufterscheinung hin, bis das gespenstige Nebelbild zerrann, und in der Ferne die Abtei, wie sie wirklich war, grau und düster über die Ebene emporragend, aus dem mehr und mehr emporsteigenden Nebel hervortrat. —

In St. Bonifacii Abtei, im tiefuntersten Kerker, durch dessen ewige Nacht kein Strahl des Sonnen- oder des Mondenlichtes drang, rasselten schwere Ketten, und es stöhnte ein gefesselter Gefangener schmerzliche Seufzer zum Himmel, der ganz verschlossen schien, und die bebenden Lippen des Mönchs, der hier angekettet lag, murmelten Psalmworte, wie sie von Davids Munde erklungen waren.

Herr verhilf mir Unschuldigen zum Recht! Ich hoffe auf den Herrn, ich werde nicht versinken!

Ich saß nicht bei den eiteln Männern, und hatte mit den Falschen keine Gemeinschaft. Auch bei den Gottlosen saß ich nicht, und hasse die Versammlung der Boshaften.

In Unschuld wasche ich meine Hände o Herr, und halte mich zu deinem Altar.







Nicht raffe dahin o Herr, meine Seele mit den Sündern, noch mein Leben mit denen, so nach Blut dürsten, und umgehen mit bösen Tücken. —

Ein Klirren von Schlüsseln unterbrach den unterirdischen Beter. Es trat ein Bruder ein, der dem Gefangenen Brot und Wasser so hinstellte, daß derselbe beides erreichen konnte; er verrichtete dieses Geschäft stumm und als es gethan war, wandte er sich zum gehen. Da bannte ein Name seinen Schritt, durch die enge Kerkerzelle scholl es dumpf: Volker! —

Nicht Volker, Bruder Andreas! Wer ruft mich noch mit dem abgelegten Weltnamen?

Manegold von Dülmen ruft Dich mit dem abgelegten Weltnamen! sprach mit tiefer Stimme der Angekettete.

Heiliger Georg! Was vernehme ich? — Ihr wäret? —

Ja, Volker, einst mein Diener, jetzt ein Diener dieses Hauses des Fluchs, Deines einstigen Herrn Stimme vernimmst Du! Du wurdest vor eines Jahres Frist für dieses Stiftes Dienst geworben, Du ahnetest nicht, daß Dein vormaliger Gebieter, daß Ritter Manegold von Dülmen als Pater Anselmus, seine Sünden abzubüßen, seit lange hinter den heiligen Mauern dieses Stifts weilte und wandelte. Niemand ahnete das, sonst sähen wir uns nicht beide hier. Schaue vorsichtig um Dich — ob nicht ein Lauscher Dir folgte, dann kehre wieder. —

Der Bruder Andreas, der das traurige Amt eines Kerkermeisters im Kloster versah, folgte dem Geheiße seines vormaligen Gebieters, dem er vordem als reissiger Waffenknecht gedient, und dieser sammelte alle seine Seelenkraft in dem glühenden Gebet zusammen: Mein Gott! mein Gott! Höre meines Flehens Ruf, da ich zu dir aufschreie! Stoße mich nicht unter die Missethäter, deren falsche Zungen tödtliche

Pfeile sind, die freundlich reden mit ihrem Munde und haben die Bosheit im Herzen! —

Bruder Andreas kam zurück und flüsterte: Es ist sicher! —

Mein Bruder! — sprach der gefesselte Mönch: Du beschwurst in meine Hand zu Akkon als dienender Bruder den Bund der Templer. Bei allen heiligen Geheimnissen dieses Bundes fordre ich jetzt Gehorsam von Dir als Dein Gebietiger und Meister, ich, der gefesselte, von Dir, dem freien. Laß keine Seele ahnen, daß Du mich kennst, sonst sind wir beide verloren. Bekenne mir, wer mich hiehergebracht, und was geschah droben im Brüderhause — von allen Eiden, die Du denen droben geschworen, löse ich Deine Seele als Priester. Für Dich giebt es nur einen Eid — den Eid des Tempels.

Bruder Anselm zitterte, und sprach mit beben, leise flüsternd: Vier Klosterknechte und ich mußten in Pater Cyprians Hand und auf ein Cruzifix blinden Gehorsam geloben, dafür ward den leibeigenen Knechten Freiheit nach Jahresfrist und reicher Lohn, mir aber die Stelle des Bruder Pförtners zugesagt, die bald offen werden wird. Mir ward befohlen, mit der Leuchte und den Kerkerschlüsseln um die zweite Nachtstunde auf dem Zellengange im Langhaus zu harren, und einen Verbrecher, den man aus einer Zelle bringen würde, in den untersten Kerker einzuschließen. Zur bestimmten Zeit harrte ich, Pater Cyprian schlich vermummt mit den vier vermummten Knechten in Eure Zelle; sie fesselten und knebelten Euch im Schlafe, warfen Euch eine Kappe über, und schleppten Euch über den Gang die Treppe nieder; ich ging voran, leuchtete und schloß auf und zu. Als Ihr verwahrt waret, mußte ich dem Pater Cyprian vorleuchten, an das Thor zum Bruder Pförtner, und diesem klopfen, daß er öffne. Dieß geschah und einer der Vermummten ging hinaus. Heute Morgen ver-

breitete sich die Nachricht im Kloster, des Abtes Gnaden habe Euch gen Roma mit wichtiger Botschaft in Sachen unsers Klosters entsendet. —

Ha, die Verräther! Scheinbar entsenden sie mich, um mich hier lebendig zu begraben! — knirrschte Pater Anselmus.

Als wir vom Pförtner weggingen, — fuhr Bruder Andreas fort: mußte ich dem Pater Cyprian abermals herunter folgen, und vorleuchten, dort erschloß er am Ende eines tiefen Ganges, den mein eigener Fuß noch nicht betreten, ein geheimes Pförtlein; bald drang uns da die Morgenluft entgegen, ein Druck, und eine eiserne Thüre sank nieder, Büsche rauschten, und vor uns stand der Verhüllte, den wir so eben an das große Thor geleitet, trat zu uns ein, und schnell fuhr die Fallthüre wieder empor. Droben empfing ich den strengsten Befehl, keiner Seele ahnen zu lassen, daß ich hier unten einen Gefangenen zu verköstigen und zu hüthen habe. —

Pater Anselm war in tiefes Nachdenken versunken, bewegt warf sich Bruder Andreas neben ihm auf die Kniee, und flüsterte unter Thränen: Und nun saget, mein hoher Meister, was ich thun soll! Soll ich Eure Ketten lösen und Euch folgen über Land und Meer, ich bin bereit. Soll ich Botschaft tragen irgend wohin, so befehlt mir nur, blindlings gehorch' ich Euch, wie meine Pflicht gebeut! —

Höre und thue, was ich Dir sage! gebot Pater Anselm. Erforsche und sage mir Botschaft über alles an, was vorgeht droben, jeden Abend und jeden Morgen. Hüte Dich, Verdacht zu erregen. Bringe mir am Abend einen Becher Weines mit, und gieb die Schlüssel zu diesem Kerker bei Deinem Leben in keine andere Hand. —

Bruder Andreas schied nicht aus dem Kerker, ohne die Fesseln des Angeketteten so viel als möglich zu lösen, daß der





Pater ohne Schmerz seine Glieder bewegen konnte, dann ging er mit schmerzlichen Gefühlen und ließ jenen in Nacht und Dunkel zurück. —

Der Abend senkte sich nieder auf die flachen Gefilde der Abtei und des nachbarlichen, nur eine starke Meile von der letztern entfernten Venhusen. Alle Knechte und Mägde, die im Felde zu thun gehabt, waren heimgekehrt, das weidende Vieh des Ritterguts war eingetrieben, und in der geräumigen Flurhalle des Hauses brannte lustig das Herdfeuer, ward der Abendtisch bestellt, an dessen obersten Ende des Hauses junge Herrin, Irmhild, heute des Vaters Stelle versah. Die Dienerschaft nach ihrer Abstufung saß mit ihr an derselben langen Tafel, vom Vogt, vom Großknecht und von der Großmagd an bis hinab zu den Hirten und Hundejungen; der Jäger, der Reitschmied, der Sattler und ein Troßknecht waren mit dem Herrn fortgeritten gen Münster, und die Gedanken der guten Tochter, die heute stets ihren Vater umschwebt, waren auch jetzt bei ihm und sie dachte: Jetzt wird er ja wohl zu Münster am Bischofhofe eingetroffen sein.

Vom nahgelegenen Oertchen Spelle her naheten Venhusen im nächtlichen Dunkel, das kein Mondschein erhellte, mehrere Reiter, unheimliche Gestalten, und als sie dem Burghause bis auf funfzig Schritte nahe gekommen waren, saßen sie ab, und traten, die Zügel der Rosse an den Händen behaltend, zusammen. Ein Mann von gedrungener Gestalt, in einer Mönchskutte, das Haupt in die Kapuzze gehüllt, sprach leise zu ihnen: Hier nahe dem Geröhrig bleibt Ihr stehen; wenn Ihr das Zeichen seht und den Hornruf des Wächters hört, regt Ihr Euch nicht, Ihr wartet, bis die Mannschaft heraus ist und eine gute Strecke von dannen, nach dem Bütenhof hinüber; dann sprengt Ihr rasch gegen das Thor an; ist es verschlossen, so stoßt es

auf, es wird nicht mit dem Balken verwahrt sein, Ihr reitet stracks in den Hof, und seid dann meines Winkes gewärtig, ich werde zur Hand sein. Das übrige wißt Ihr. —

Als der Mönch dieß zu seinen Begleitern gesagt hatte, gab er einem derselben die Zügel seines Rosses zu halten, und schritt gegen das Burgthor. Der Thorwart wollte dieses eben schließen, als er einen wandernden Pater eintreten sah, der ihn segnend begrüßte, und zu ihm sprach: O mein frommer Sohn! Gönn' mir ein Obdach, wärs auch nur ein Lager auf Stroh, ich kann heute nicht weiter — finster ist die Nacht und meine Kraft ist erschöpft — ich erreiche heute nicht die Abtei, ich komme von Nienhuis über Nordhorn und bin irre gelaufen in der Engder Wüste, fast wär' ich gerade hinein in die Ems gelaufen, ach und ich bin alt und schwach — der Weg war gar zu weit.



Folget mir, ehrwürdiger Vater! — sprach der Pförtner, nachdem er sich vom richtigen Verschluß des Thores versichert hatte: Ihr findet hier ein gastlich Haus, es ist des biedern Ritters Hartmud von Venhusen! — und führte den Mönch in die helle und lebenvolle Halle, welche der Geruch kräftiger Gerichte einladend durchduftete. Der müde Wanderer setzte sich sogleich auf einen niedern Schemel in die Nähe des Feuers und ächzte; der Pförtner aber nahte der Herrin und sagte ihr, daß ein wandernder Mönch um ein Nachtlager bitte.

Gastlichkeit im hohen Grade zu üben, war edle Rittersitte; Irmhild erhob sich von ihrem Platz, nahete dem Mönch, grüßte ihn demüthig mit Kniebeugen, und sprach: Kommet doch zum Tische, an meines abwesenden Vaters Stelle mögt Ihr sitzen, frommer Vater, und Euch stärken mit einer Mahlzeit, so gut wir sie haben! —







O die Heiligen segnen Dich, Du liebes Kind, Du biedre Tochter eines biedern Vaters! — sprach schwach der Mönch: doch bitte, laß mich hier verweilen; ich bin zu übermüdet, ich kann nichts genießen -- laß mir nur eine Stätte anweisen, wo ich armer, alter, schwacher Mann ruhen kann; Ruhe, nur Ruhe! Und Ihr lasset Euch nicht stören! Der Herr segne Euch und Euern Dienern das Mahl!—

Auf einen Wink Irmhilds erhob sich einer von des Hauses jüngern Dienern, den Mönch nach einem Gemach zu führen.

Nur nicht zu hoch, guter Sohn! Hörst Du? nicht zu hoch! — flüsterte der Mönch. Meine müden Füße vertragen die vielen Stiegen nicht — lieber nahe der Flur — ich muß mit dem Frühesten aufbrechen, da möchte ich nicht erst viele Störung verursachen.

Der Jüngling, an den diese Worte gerichtet wurden, glaubte sich einen Segen zu erwerben, wenn er den Wunsch des Mönchs erfüllte und sprach: Wenn es Euch nicht zu schlecht ist, so begebt Euch in meine Bettkoie, die ist da gleich neben an der Thüre, da könnt Ihr ganz gut ruhen, und morgen früh will ich Euch wecken! —

Gott lohn's, Gott lohn' es Dir, mein frommer Sohn. Verschließe nur nicht die Thüre! sprach leise der Mönch und segnete den Knaben, und warf sich schnell auf dessen Lager mit einem tiefen Seufzer nieder.

Als es still um den Mönch war, zog dieser ein Stück Brod und eine geräucherte Wurst hervor, und eine kleine starke Flasche voll feurigen Weines, aß und schluckte wacker und dachte nicht im entferntesten daran, zu schlafen, vielmehr lauschte und lugte er nach allem, merkte auf jedes Geräusch, sah wie das Abendessen zu Ende ging, vernahm das Dankgebet, sah, wie Irmhild sich mit einer Ampel zurückzog, und



die Halle sich nach und nach leerte. Nur einige Mägde blieben noch plaudernd um das Feuer sitzen, munter und geschwätzig, mit Arbeit beschäftigt, unter Scherz und Gelächter, sie saßen dem Lauscher aber zu fern, er konnte nicht verstehen, was sie einander erzählten. —

In die Zelle zu dem Gefangenen trat um diese Zeit sein treuer Hüther, und sprach: Meister, wenn Ihr doch lieber entwichet, und nähmet mich mit, das wäre das Beste, und die beste Zeit dazu ist eben jetzt. Heute früh ist des Abts Gnaden gen Münster gereiset, zu einer Versammlung, die der Bischof berufen hat aus allen hohen Geistlichen und der Ritterschaft des ganzen Münsterlandes; er hat zum Gefolge zwei Patres, den Koch und sechs reisige Knechte mitgenommen. Auch ist gegen Abend Pater Cyprian hinweggeritten, und hat die vier mitgenommen, die gestern Nacht Euch gefesselt und hierher gebracht. Sicher hat er ein neues Bubenstück vor. Unser alter Bruder Pförtner liegt krank und ich soll in der Nacht bei ihm bleiben, und sonst niemand, ich soll öffnen und schweigen, es komme herein, oder werde gebracht wer da wolle. Bin ich Thorschließer, so kann ich nicht zugleich Kerkerschließer sein, ich muß dann diese Schlüssel in andere Hand geben, und dann seid Ihr verloren! Wer weiß, welche neue Frevelthat die heutige Nacht auf die gestrige folgen läßt! —



Fallen wird sein Frevel auf sein eigenes Haupt! — antwortete Pater Anselm mit einer Psalmstelle, und fuhr fort: Wohlan, so erschließe meine Ketten, und zum Lohne will ich Dir einen höhern Grad unsers heiligen Bundes erschließen, sobald wir vereint an eine Tempelstätte gelangen; Du sollst die Weihe eines Waffenträgers empfangen, wir wollen uns nicht wieder trennen, mein treuer Bruder, den der Wille des

Meisters aller Meister aus der Fülle seiner ewigen Barmherzigkeit zu meiner Rettung auserkor und bestimmte vom Anbeginn. Aber nicht sogleich entfliehen laß uns, weilen vielmehr und schauen, wohinaus die Ziele ihres Frevelthuns sich richten. Verbirg mich droben und schaffe uns — Waffen, mein treuer Volker. —

Freudig lösete Bruder Andreas die Ketten des Gefangenen, und durch das Dunkel der Gänge brachte er ihn an einen Ort, wo er Vieles sehen und wahrnehmen konnte, ihn selbst aber kein Auge zu erspähen vermochte.

Tiefer waren die Schatten der Nacht gesunken, das Feuer der Halle in Venhusen war erloschen, des Hauses Bewohner schliefen; nur sechs Augen waren noch offen, die der jungen Herrin, die des lauernden und lauschenden Mönchs, und die des treuen Wächters auf dem Thurme. Irmhild von Venhusen saß in ihrem Kloset und träumte wachend, ihre Gedanken waren bei dem Vater und bei dem fernen Geliebten. Still hoffte sie mit keuscher Sehnsucht auf Erkingers Wiederkehr, sie ersehnte das Glück einer Hausfrau, waltend in den Räumen der schöngelegenen Tecklenburg, nicht allzufern von ihrer Heimath, dem Vater nahe, ihrer Bestimmung als Weib getreu.

Andern, höhern Gedankenflug konnte ein einfaches schlicht erzogenes deutsches Mädchen jener Zeit nicht haben. Draußen die Flur lag nebelgrau eingeschleiert, fast einer unabsehbaren Schneefläche glich das Gefilde, dessen feuchten Moorboden allabendlich dieser einhüllende Dunst entquoll. Bisweilen fuhr ein hüpfender, bleicher Lichtschimmer hindurch, Irrlichter, bei deren Anblick die Jungfrau jedesmal ein Kreuz



schlug, denn ihrem Glauben nach waren das die ruhelos wandernden unerlösten Seelen von Menschen, welche durch Unthaten die Seligkeit verwirkt hatten.

Recht lang wurde die Zeit den unterm Schirm der Mauer und Gebäude vor dem Blick des Wächters gedeckten Männern, sie durften kein lautes Wort wagen, und den Pferden, die im Nachtgrauen schauerten, hielten sie beständig kleine Säcke mit Hafer vor, daß sie ruhig fressend standen und nicht schnaubten, nicht wieherten. Unverwandt blickten sie nordwärts nach einer Stelle durch das Düster der Nacht, die nicht mond- aber doch sternenhell war.

Der Mönch wälzte sich unruhig auf seinem Lager, er stand auf, öffnete die Thüre des engen Schlafgemachs, lauschte hinaus in die Halle, vernahm nichts — ungestüm schlug ihm das Herz in der Brust.

Jetzt war's, als höre er ein Pferd wiehern, aber fern, im Hofe schlug ein Hund an. Bestie, verdammte! lärme nicht zu früh! — murmelte der Mönch.

Draußen an der Mauer hatte in der That ein Pferd gewiehert — lauter wurden die Männer. — Dort — dort! Nun frisch auf! — sprachen sie und schwangen sich auf die Rosse, blieben aber noch auf der Stelle halten, wo ein vorspringender Ausbau sie gegen das Thor der Burg deckte. In der Ferne einer Stunde nach Varenrode zu flog ein Schimmer auf, erst matt, wie ein Feuermann der Haideflächen, aber dann schnell wachsend, roth, dann schlug helle Lohe empor.

Vom Wächterthurme erscholl beim ersten Aufblitzen sichtbarer Flamme ein starker, furchtbar die Nacht durchdröhnender Hornruf, dem unausgesetzt mehrere folgten.

Gottlob! — sprach für sich der Mönch; nun mag die







Bestie bellen! — sprang auf und zog einen Dolch, den er im weiten Aermel seiner Kutte barg, und lauerte, alle Sehnen gespannt.

Irmhild schrie entsetzt auf — ihre Kammermagd stürzte kreischend ins Gemach — alles Gesinde ermunterte sich, lief zusammen, Kienspähne erhellten Hof und Halle — man hörte des Vogts laute, gebietende, anordnende Stimme.

Kein Geheul, ihr Dirnen! Trudhild, geh hinauf zum Fräulein, sie soll nicht zagen! Das Feuer sei auf dem Bütenhofe. — Zieht Euch an ihr Mägde und bleibt wach! Wolf, Götz, Hartnied, Kristan, schnell die Pferde angeschirrt, alle, bis auf des Fräuleins Zelter, der bleibt! Wendel, Kurz, Sax! Wagen heraus, zwei! Tummelt Euch! helft anspannen! Klein-Diz! Wo steckt die Krabbe? Wart ich will Dich lehren zur Hand sein! Laufe vor, der Thorwart soll öffnen, das große Thor, und wenn wir hinaus sind, wieder schließen! —

Das alles ward befolgt mit raschem Eifer, ehe zehn Minuten vergingen, so stand das Thor weit auf, waren die Wagen angespannt, saßen die Knechte zu Roß, fuhr der Vogt durchs Thor, die Jungen kletterten rasch auf die Wagen, die ledigen Hunde stürmten, bellend die Pferde antreibend, mit hinaus in die Nacht, dem Feuerschein entgegen, der schrecklich schön den Himmel röthete; Dampfwolken, aus denen blitzende Funken nieder regneten, zogen gegen Venhusen zu, und lodernde Garben schwangen sich wie Feuerdrachen hoch in die Lüfte, fuhren weite Strecken durch sie dahin und streueten Millionen glühender Körner umher.

Von den Nachbarortschaften erklangen die Sturmglocken mit unheimlichem Schall durch die Luft, und des Wächters fortgesetzte langgehaltene Hornstöße gossen Schauer des Schrekkens und der Angst in Irmhildens Herz, die jetzt in die Thüre



des Haupthauses trat, von den jammernden Mägden umringt, und die Hände empor hob, laut weinend und rufend: Ach, unser schöner Bütenhof! —

Der Mönch hatte sich gleich Anfangs unter das Getümmel des Hausgesindes gemischt, er hatte dem Thorwart beigestanden, die Thorflügel weit aufzureissen, und als die zu Hülfe Eilenden von dannen geeilt waren, half er auch wieder die Flügel zuwerfen. Der Pförtner schob die Riegel vor, ohne zu verschließen, denn er hoffte baldige Rückkehr der Hülfsmannschaft und eilte die Thurmtreppe hinan, zum Wächter hinauf, das Feuer zu beobachten. Kaum mochte er zwanzig bis dreissig Stufen hinan sein, so warf der Mönch die Thüre des Wächterthurmes in das Schloß, eilte zum Hofthor und schob die Riegel auf, dann lief er auf Irmhild zu, und rief: Getröstet Euch nichts Schlimmen, vieledle fromme Jungfrau! Ich schütze Euch mit meinem Leben! — Dabei zog und schwang er sein langes Dolchmesser, dessen Klinge glühroth im Scheine eines brennenden Kienspahns blitzte, und schrie die Mägde schnaubend an: „Wer ihr naht, ist des Todtes! — Indem wurden die Thorflügel rasch aufgestoßen, die vier Reiter mit einem ledigen Pferde sprengten in den Hof, alle mit blanker, gezückter Wehr, und ehe die erschrockene Irmhild zur Besinnung kam, was das alles bedeute, war der Kreis der hell aufkreischenden Mägde durch die Reissige, die gerade auf sie los ritten, gesprengt, und Irmhild ward von dem Mönch mit starkem Arm gepackt, auf das ledige Roß gehoben, wie ein Tiger auf die Gazelle sprang auch der Mönch hinauf, warf eine Kappe über der erbleichenden Jungfrau Haupt, schnürte ihr die Hände fest, und stürmte durch das Thor, während die Reiter rückwärts gegen dasselbe ritten, jeden etwaigen Angriff abzuwehren — es war aber kein Mann



mehr da, und so wandten sie ihre Rosse, und galoppirten rasch dem bekutteten kecken Jungfrauenräuber nach, der auf wohlbekannten Pfaden stracks die Richtung erst eine Strecke nordwärts dem Feuer entgegen, dann aber im rechten Winkel ablenkend, ostwärts, nach der Abtei nahm.

Fernhin leuchtete lange noch der Feuerschein der brennenden Scheuer des Bütenhofes, welcher ein Vorwerk war, ganz für ökonomischen Gebrauch bestimmt, und dem güterreichen Ritter von Venhusen gehörte.

Eine kurze Strecke vor dem Thore der Abtei machte der Mönch Halt, es schien, als habe er eine Todte vor sich auf dem Sattelknopf, schlaff hingen Irmhilds Gliedmaßen nieder, ihr Haupt war gesenkt, Schreck durchfuhr den Mönch. Weiter fehlte nichts! — murrte er in sich hinein, lüftete schnell die Kappe, der frische Nachthauch schlug an Irmhilds Wange, die Jungfrau stöhnte.

Absitzen! Still, ganz still! — rief der Mönch leise den Reitern zu. Nehmt sie, hebt sie sanft herab, tragt sie behutsam — mir nach — ich lasse Euch ein. Die kleine Brücke über den Graben war nicht aufgezogen. Mit schleichendem Schritt nahete der Mönch der Klosterpforte, mit heimlichen bedeutsamen Schlägen klopfte er an, und ihm ward aufgethan. — Bruder Andreas! — Ich bin zur Stelle! — Wohlan, zünde Licht, wir haben die Taube, und rasch mit ihr in den Bauer, heute ein finsterer, morgen ein lichter. Einer der Knappen bewacht das Thor, einer geht mit mir, Du leuchtest, die andern bringen die Rosse zum Stall — alles leise, ohne Lärm. —

Alles geschah nach des Mönchs Anordnungen — die Geraubte waren willen- und machtlos, die arme, bebende Jungfrau hatte fast kein Leben mehr, sie mußte mehr getra-

gen werden, als daß sie ging. Und wohin ward sie gebracht? In eine Zelle, die nicht besser war wie ein Kerker, doch trug der mitgekommene rasche Diener Vieles herbei zu ihrer Bequemlichkeit, weiche Pfühle, Kissen, Teppiche, warme Speisen. Irmhild war auf einen Sessel gesunken und zeigte keinen Antheil an allem was sie umgab und was geschah, sie hatte auch keinen Jammerlaut, keine Thränen. Ihr Gemüth war so verstört, so überwältigt von alle dem Schrecklichen, was so plötzlich über sie gekommen, daß sie klaren Denkens jetzt gar nicht mehr fähig war.

Der Mönch — es war Pater Cyprian, entfernte den Diener, hieß Andreas auf dem Gange harren, trat allein vor seine Gefangene und redete zu ihr: Jungfrau Irmhild von Venhusen, danke dem Herrn, der mir vergönnte, Dich zu retten! Räuberische Ritter wollten Dich entführen, vertheidigen konnte ich Dich nicht — daher blieb nichts anderes übrig, als Dich jenen zu entreißen, und an einen Ort zu bringen, wo Du sicher bist vor jeder Gefahr. Nur kurze Frist, nur bis Dein biederer Vater von Münster heimkehrt lasse Dir es hier gefallen, in einem Hause Gottes, wo kein Haar Dir gekrümmt werden soll; vergiß den Schreck, genieße Trank und Speise und dann schlummere ruhig und kummerlos; die Engel des Herrn werden Dir zu Häupten, zur Seite und zu Füßen stehen, und für Dich wachen und beten. —

Diese Worte richteten die Zitternde und Zagende in etwas auf, sie seufzte tief und schwer, und lispelte: Wenn dem so ist, ehrwürdiger Vater, so laßt mich jetzt allein und sendet mir eine Schwester dieses heiligen Gotteshauses, daß sie mit mir bete, oder doch eine Laienschwester, die bei mir bleibe und mein Lager theile. —

Bei dieser unerwarteten Bitte machte Cyprian, was ihm



selten begegnete, ein dummes Gesicht. Es gab keinerlei Schwestern in der Abtei, die Regel St. Benedikts litt sie nicht, und es war allzubedenklich, gerade von dieser Regel eine Ausnahme zu machen.

Es ist späte Nacht — sie werden wohl alle schlummern — sprach der Mönch verlegen. Gönne Dir nur einige Stunden Schlaf, frommes Kind, bald wird der Morgen anbrechen, dann alles Weitere. Der Herr segne Dich! —

Mit diesen Worten enteilte der Pater, schlug die Thüre zu, und drehte außen rasch den Schlüssel. Irmhild war eine Gefangene. Sie ergab sich dumpf in ihr Schicksal, bereitete sich selbst ein Lager, sprach ihr Nachtgebet und legte sich nieder. Die Lösung aller Räthsel, die sie heute beunruhigten und quälten, Gott und dem kommenden Tage überlassend.

Aufgehoben! — sprach Cyprian zu Andreas, als er Irmhilds Zelle verlassen hatte. Antonio wird uns loben! — Nun sprich, da wir einmal in dieser Gegend sind, was macht Dein grämlicher Kostgänger, was macht unser Reisender? Ist er noch nicht bald in Rom? —

Der teuflische Hohn, der in dieser Frage lag, und die Frage selbst, machte den Bruder Andreas innerlich erbeben. —

Er schweigt! — antwortete er.

Daran thut er wohl, für immer! — versetzte der Pater. Aber ich möcht' ihn doch sehen! Laß uns hinabgehen, öffne! —

Dem Bruder Andreas schlug das Herz mächtig — er sah, daß es sich in den nächsten Augenblicken um Leben oder Tod eines von ihnen beiden handele, sobald er Anselms Zelle öffnete, und Cyprian dieselbe leer fand, daher sprach er: Ihr seid erhitzt und ermüdet vom Nachtritt! Wolltet Ihr nicht lieber jetzt die Ruhe suchen, als noch hinab in das eiskalte

feuchte Gemäuer steigen? Der da drunten läuft Euch nicht davon! —

Meinst Du? — fragte mit forschendem Blick Pater Cyprian. Der Teufel könnte sein Spiel haben! — Aber Recht hast Du — ich will den gestrengen Herrn da drunten lieber morgen meine Aufwartung machen, und ihm meine Ehrfurcht bezeigen! Komm, Andreas, wir wollen schlafen gehen.

Die eine Scheuer auf dem Bütenhofe war nieder, die der von Cyprian gedungene Mordbrenner entzündet, die übrigen Gebäude des Hofes waren gerettet; der treue Vogt kehrte mit den Leuten der Burg Venhusen zurück, da erblickte er auf dem Thurme der Burg ein Nothfeuer, da empfing ihn lautes Geschrei der Mägde, Jammer und Wehklage, Pförtner und Wächter waren im Thurme eingesperrt und konnten von innen nicht öffnen. Verworren, unklar war das Durcheinander des Berichts der entsetzten Mägde. Aus den wenigen Reitern machten sie ein Heer, aus dem Mönch einen Riesen; wo nicht gar ein Nachtgespenst, haarsträubend klang ihre Schilderung. Der Vogt wüthete und tobte, wenig fehlte, daß er nicht mit der Hundegeisel auf das weibliche Gesinde losschlug. Er ließ die Thurmthüre aufbrechen, schalt auf das heftigste den Pförtner, daß er nicht am Thore geblieben, sondern seiner dummen Neugier gefolgt sei und gebot sogleich den Knechten, die Runde um die Burg zu machen, die Spur der Räuber zu suchen, ließ den zwei stärksten Pferden Futter aufschütten und fluchte alle Flüche seiner Zeit, daß er nun nicht einmal ein ausgeruhtes Pferd habe, denn der Zelter des Fräuleins war viel zu schwach für einen Gewaltritt. Die Spur der Räuber wieß nach Norden, sie waren klug genung gewesen, nicht gleich ostwärts zu reiten. Der Vogt gebot den strengsten Verschluß, die äußerste Wachsamkeit, warf sich auf das

eine Pferd, ließ einen der Knechte mit einer brennenden Fackel aufsitzen und jagte mit ihm durch die Nacht die Straße nach Rheine zu, wo er frische Pferde nehmen, und dann seinem Gebieter selbst die entsetzliche Botschaft nach Münster bringen wollte.

Bruder Andreas hatte dem Pater Cyprian nach dessen Zelle geleuchtet, und war dann nach der seinen geschlichen. Tiefe Stille war im ganzen Kloster verbreitet; Andreas blieb wach, er harrte noch eine halbe Stunde, bis er sich überzeugt hatte, daß Alle in des Schlummers Armen ruhten — dann schlich er vorsichtig und leise nach dem sichern Versteck Pater Anselms und setzte diesen in Kenntniß von allem Geschehenen, empfing von ihm Verhaltungsregeln, und entfernte sich bald wieder, denn nicht lange währte es, so rief das Glöcklein die Brüder zur dritten Nocturn und zu den Laudes.

Nachtschwarzes Gewölk deckte den Osthimmel; über dem Vinter und Eimberger Moor und der Plintenfurth hing es tief herab, wie ein Sargtuch, und als die Sonne endlich emporstieg, säumte sie das Gewölk dunkelbluthroth und braun, und es donnerte dumpf in der Ferne über der öden dörferlosen Haide. Dann fielen Strahlen durch das Gewölk mit einem mattgelben, grellen Licht, daß die Flur schier wie erstorben schien, dieser Schimmer selbst aber erstarb bald wieder, und ein graues Nebeldüster gewann die Oberhand.

Der Ritter-Tag in Münster war beendet, der frühe Morgen belebte die Landstraßen mit den heimkehrenden ritterlichen und geistlichen Herren. Dem muntern und jugendlichen, stattlich auf seinem Maulthier sitzenden Abt des Bonifacius-Klosters hatte sich sein Nachbar, der Ritter von Venhusen

gesellt, nebst einigen andern Burgenbesitzern aus der Gegend von Tecklenburg und Ibbenbüren, da der Weg eine Strecke lang für diese alle ein gemeinsamer war. Sie hatten das Dorf Aldrup bereits hinter sich, und hielten vor der Schenke zu Greven an, den Rossen eine kurze Rast zu gönnen, als jenes fahle unheimliche Licht sich über die Gegend ergoß, und nicht ohne Bedenken sahen es die Männer, nicht ohne die bange Voraussagung großen Sturmwetters.

Wir dürfen alle Gott danken, wenn wir die Heimath erreichen, bevor es losbricht! rief Ritter Venhusen. Kommt wohl heim Herr Abt! —

Es war in Greven die Wegscheide. Des Abts Weg führte über Sarbrück, das Städtchen Ibbenbüren und das Dörfchen Uffeln nach dem Kloster, der Ritter aber zog die Landstraße über Rheine.

Mit dem Herzen eines Judas gab Abt Antonio dem scheidenden Ritter seinen Segen, da hielt dieser plötzlich sein Roß an und rief: Um Gott! Seh ich recht, so traben dort mein Vogt und mein Knecht Götz heran! Das bedeutet mir ein schweres Unheil! —

Neugierig blickte die ganze Reiterschaar der Ritter und Mönche den Nahenden entgegen, Ritter Hartmud sprengte dem Vogte entgegen, und dieser rief: O Herr! O Herr! Ich wollt' ich brächt Euch zum guten Morgen bessere Mähr'! Aber Unglück kommt nie allein. Gestern Abend kam Feuer aus im Bütenhof, eine volle Scheuer ist niedergebrannt. Wir alle hin, zu Hülfe. Unterdessen — ein Ueberfall der Burg — o daß ich's sagen muß! Eure Tochter, Fräulein Irmhild — schändlich geraubt!

Der Abt ward bleich und roth — zum Glück sah ihn



keiner ins Gesicht, aller Augen hingen am Munde des Boten, wie am Vater, den die Schreckensbotschaft traf.

Geraubt! Mein Kind! — rief Ritter Hartmud und von wem? Keine Spur? —

Spur nach Norden, soweit wir in der Nacht ersehen konnten. Ich warf mich gleich aufs Pferd. Aus dem Geheul der Mägde ging hervor, daß wohl ein Mönch im Spiele war, der gestern Abend Obdach heischend, gastlich von uns aufgenommen ward. —

Ein Mönch! — klang es erstaunt vom Munde vieler; die Patres im Gefolge des Abts murmelten unwillig unter einander. Ein Mönch! Wir wollen hoffen, daß dieses Mägdegeschwätz unwahr! — rief der Abt.

Sollte ein Mönch aus Kloster Fürstenau? — warf ein Pater die Frage auf. Mit Gunst, das wäre etwas weit gesucht! — rief antwortend mit unverhehltem Unwillen der Vogt von Venhusen. Halbmal so weit wäre auch noch Bubenstücks genug! —

Ein lautes Hin- und Herreden entstand, dem der Ritter von Venhusen aber damit ein rasches Ende machte, daß er im stummen Vaterschmerz seinem Rappen die Sporen gab, und seinen Leuten winkte, ihm zu folgen. Auch der Abt ritt schweigend von dannen, innerlich auf das Heftigste bewegt, doch voll Freude, daß der Raub gelungen war. Was kümmerte ihn des Ritters Schmerz und Zorn? Des Klosters heilige Mauern waren eine starke Burg — in welcher der Abt fast wie ein Fürst gebot. Hatte der Ritter Verdacht, so konnte er doch keinen selbsteigenen Angriff wagen, er mußte Klage führen bei dem Bischof von Münster, und dieser — war des Abts vertrauter Freund, der Abt hatte ihn erst gestern die zuverlässige Versicherung gegeben, daß es nur des Wun-

sches bedürfe, so ziere den Bischof von Münster das Pallium oder der Cardinalshut. Und im übrigen gedachte Abt Antonio in kürzester Frist mit seiner Schwester gen Wälschland zu fahren, mit des Bischofs Urlaub — zum heiligen Vater.

Alle Reisenden fanden gegen den Abend hin ihr Ziel, und obschon der Himmel so voll Gewölk hing, daß er schier einzubrechen drohte, so fiel doch kein Tropfen nieder und der Gott des Sturms hielt jeden Hauch gefesselt, um so unheimlicher war es, über die Haidestrecken dahin zu reiten, deren Flächen sich endlos dehnten, und auf denen nur selten ein Gehöft oder ein kleiner Ort, mit Ausnahme der geringen Städtchen, berührt wurde. Zudem eilte sein Pferd fast übermäßig anstrengend, der Ritter Hartmud von Venhusen seinem Herrensitze zu, voll Gedanken der Wuth und der Rache. Klage, schwere Klage, nicht bei irgend einem Bischof, sondern beim Freigericht war sein erster Gedanke. Noch war die Vehme nicht zu ihrer spätern Ausbildung und Gliederung gediehen, die sie unter dem strengen Erzbischof Kölns, Engelbert, gewann; noch war die Geistlichkeit nicht befreit vom „heiligen heimlichen Ding.“ Aber was frommte die Klage, wenn kein Thäter zu nennen war! Diesen in kürzester Frist zu erkunden, spornte der Ritter sein Roß, daß es stöhnte und blutete.



Dem Abt stachelte wilde Gier zur hastigen Jagd nach dem Klosterbau. Trefflichen Vorwand gab ihm das furchtbar dräuende Unwetter, dem er mit den Seinen zu entrinnen suchte. Ob die Rosse und Mäule lechzten, ob sie todmüde die letzten Kräfte anstrengten, wenn nur bald die Abtei erreicht ward. Ibbenbüren bot frische Thiere, unaufhaltsam jagte der Eilritt über die Haideflächen, und nicht ein Häuflein Priester schien dahin zu reiten, sondern des wilden Jägers





gespenstiger Heerzug, von Blitzen umloht, die von Zeit zu Zeit im aschgrauen Gewölke aufflammten, ohne daß ein Donner gehört ward, so still, so schweigsam, in heißer, schwüler Luft, brennend und flammend wie der glühende Samumhauch der Wüste Sahara.

Endlich hoben die Thurmdächer der Abtei sich aus der Fläche, endlich war das Ziel mindestens sichtbar, endlich lag auch Uffeln hinter den Reitern, ehe noch der Abend niederdämmerte, aber anhaltender und immer furchtbarer wurde das meteorische flammen und leuchten. Die ganze Luft war Elektrizität, es blitzte weniger am Himmel, als am Boden, es fuhr über die Ebenen dahin als wolle es alle Birkenwipfel sengen und die rothen Blüthenbüschel des Haidekrauts in feurige Ruthen verwandeln.

Zu denselben drohenden unheimlichen Stunden hatte ein jugendlicher Reiter, eines ganz andern Weges herkommend, doch auch die gerade Richtung nach der Abtei eingeschlagen. Er war nicht allzufrüh in Osnabrück aufgebrochen, hatte in Wester Cappeln sein Roß füttern lassen, und ritt von da durch die sogenannten dicken Berge, die letzten nordwestlichen Ausläufer des Teutoburger Waldes, deren Bewachsüng anmuthige Birkenwälder mit einzelnen zwischen den Birken aufragenden hochstämmigen Kiefern bildeten. Einsam war der Waldpfad, der Bäume Grün barg lange den Anblick des düstern Gewitterhimmels, und der junge Ritter hing seinen Gedanken nach, Gedanken voll Heimathsehnsucht und treuer Liebe. Es war eine schöne herrliche Gestalt, dieser junge Ritter. Der blaue Stahlhelm von einfachster konischer Form, dessen Visir leicht in die Höhe geschlagen war, umfing ein blühendes männlich schönes Gesicht ohne Bart, denn in jener Zeit wurde diese vorgebliche Zierde des Mannes nicht getragen, und die

Männer wurden von den Frauen dennoch schön befunden. Eine leichte Stahlrüstung schloß die zierlichen Glieder ein, von der aber nur die Arm- und Beinschienen sichtbar waren. Die Halsberge war von einem Kragen überdeckt, der aus einer Art von grünem Wollenplüsch geschnitten und mit Pfauenschweifaugen verziert war. Eine weiße Tunika mit kurzen, weiten Aermeln, die nur bis an die Ellenbogen reichten, bedeckte die Rüstung, und von der Brust wie vom Rücken lief bis zum Ende dieses Gewandes ein lichtrother dreifingerbreiter Sammet-Streifen, den ein ähnlicher, als Ring um das Kleid gelegter Streifen so durchkreuzte, daß mitten auf der Brust und mitten über dem Rücken die Gestalt eines Kreuzes sich hellleuchtend auf dem weißen Grunde abhob, und so den jungen Helden als Kreuzritter offenkundig bezeichnete. Der auch roth bekreuzte Mantel lag über dem Sattelknopf zusammengeschlagen, und mit einem Riemen befestigt. Das Schwert an der Seite und eine leichte Lanze bildeten die Waffen des Ritters, ein kleines ovales Schild hing an der linken Seite des Rosses. Dieses Roß war ein kräftiger Falbe und völlig ungepanzert, diese Qual der Thiere war noch nicht erfunden. Das schöne Riemenzeug bestand aus glänzend schwarzem Leder, das an den Seiten gefranzt, und ganz und gar mit goldenen Plättchen verziert war. Jeder Steigbügel bildete ein goldenes Dreieck von einfachster und doch symbolischer Form, auch die Sporen des Ritters waren golden. Das helle erfreuliche Bild, welches Mann und Roß gewährten, wurde noch gehoben durch die Farbe des Sattels und der kurzen Schabracke, beide waren von hochrothem Sammt. Es war, als reite der heilige Ritter Georg in eigener Person durch den grünen Wald, so schön, so überraschend war des Ritters Erscheinung in diesen bewaldeten Hügeln, die sich sanft nach der unermeß-

lichen Ebene hinabsenkten. Diese Ebene war von Dunst eingeschleiert, und von Zeit zu Zeit von Blitzen überlodert; kein Lüftchen regte sich, es war sehr schwül, aber dem Ritter war troß der enganschließenden Rüstung gar nicht zu heiß, er fand, ganz andere Sonnengluth in Arabiens Steppen gewohnt geworden, die Luft seines Heimathlandes angenehm, seinen Ritt nicht anstrengend. Ja, selbst die dürftige Birken- und Haidebewachsung und das Flachland mit seinen Moorflächen und Sumpfstrecken erschien ihm paradiesisch schön, denn es war seine Heimath und die Heimath seiner Liebe. Als der letzte Hügelgipfel erreicht war, als die Ebene vor ihm ausgebreitet lag, zunächst das Gehöft Uffeln, weiter rechts die Abtei, in einiger Stunden Ferne Venhusen mit seiner hohen Warte, mitten im Schoos der Fläche Dreierwalde, zur Linken Bevergern und von dem Hügelzuge bedeckt die Gegend von Ibbenbüren und Tecklenberg, da rief der junge Ritter freudig aus: Ja, mein vielwerther Freund, Graf Boto von Stolberg, du hattest Recht, zu jauchzen, da wir mitsammen reitend deiner Heimath ansichtig wurden: Was ist Canaan, was ist Palästina gegen die güldene Aue? — Auch hier, auch hier, in meiner Heimath, sind güldene Auen, ist heiliges Land! — Voll Sehnsucht hing des Reiters Blick an der Warte von Venhusen, deren Zinne im Strahle der sinkenden Sonne durch den Dunst, der sie umflorte, matt erglühte. Dieser Dunst schleierte die Burg Venhusen ein, aber des Jünglings Falkenauge fand und sah sie doch, und sein Herz wallte.

Aber jetzt nahm er das immer drohender sich gestaltende Antlitz des Himmels wahr, vernahm hinter den Bergen das Grollen fernen Donners, sah, wie der Sonne letztes leuchten schnell hinter einer auch im Westen aufsteigenden, einförmig hellgrauen Wolkenwand erlosch. Das arabische Roß des Rit-

ters streckte den Hals, und obschon es müde war vom ziemlich weiten Gang durch den Sand der Waldberge und Flächen, schien es doch Anstrengungen zu machen, dem heraufziehenden Unwetter zu entfliehen, welches durch den Zusammenstoß zweier Gewitter, die den ganzen Tag lang schon gedroht hatten, furchtbar werden konnte.

Frische Spuren zahlreicher Rosseshufe im Sande des Weges wiesen nach der nahen Abtei; nach Venhusen waren noch zwei Stunden — es wäre verwegen gewesen, sich mitten im Wetter auf die weite obdachlose, baumlose, öde Fläche zu wagen; der junge Ritter lenkte sein Roß nach dem Kloster, das in einer halben Stunde zu erreichen war.

Dort war eine Viertelstunde vorher Abt Antonio mit seinen Begleitern angekommen, und hatte sich sogleich auf sein Zimmer begeben, wo Pater Cyprian mit grinsender Freundlichkeit ihm Bericht von dem Abenteuer, wie er es nannte, erstattete, welches der Pater für den Abt bestanden, und alle Nebenumstände berichtete.

Und wie verhält sich Irmhild? — fragte erregt der Abt. Unruhig, ungeduldig, wie natürlich! – versetzte der Pater. Sie verlangt durchaus nach einer Frau, einer Magd — eine Lüge über die andre hab' ich vorgebracht — heute Nacht ließ ich die frommen Schwestern schlafen, heute morgen waren alle in der Kirche, heute Mittag war große allgemeine Pönitenz, Gott sei Dank, daß nun der rechte Tröster gekommen ist. —

Ja, ich will hin zu ihr, ich will, ich werde sie beruhigen! — und in nächster Nacht wird sie in einer Sänfte hinweggeführt, auf stillen Wegen nach Herford, von da nach Paderborn, und immer südwärts. Du geleitest sie drei Tagereisen, und nach Deiner Rückkehr ernenne ich Dich zu meinem Nach-



folger und reise ihr nach — schreibe die Geleitsbriefe und ordne, alles nöthige an, sprach Antonio, und warf einen Blick in einen venetianischen Spiegel, der die Rückseite eines Heiligenbildes bildete, das an der Wand hing, und das der Abt nur umzukehren brauchte, wenn er am wohlgefälligen Anblick seiner eigenen Schönheit sich erfreuen wollte.

Und Anselmo? — fragte hierauf der Abt — nicht ohne inneres beben beim Gedanken an den gegen einen würdigen und frommen Bruder geübten schändlichen Verrath.

Verhält sich ruhig, wie Bruder Andreas mir sagte! antwortete Cyprian.

So sahest Du ihn nicht selbst? fragte forschend der Abt.

Ich fand bis zur Stunde keine Minute Zeit — entschuldigte sich Cyprian. In die Metten, zu Irmhild, in die Horen, zu Irmhild, dann zur Cöna, und horch, schon höre ich die Glocke zur Vesper rufen — gleich nach dem Schlußamt will ich hinabgehen.

Wohl, versäume es nicht, mein Bruder! — sprach der Abt, und entließ den Pater, indem er sich anschickte, die Zeit, in welcher die Mönche in der Kirche beim Vespersingen versammelt waren, zu benutzen, seine Geraubte zu besuchen, da störte ihn das nahen des Bruders Andreas, welcher mit einer Meldung kam: Hochwürdigster, ein junger Kreuzherr ist eingeritten und hat um Obdach gebeten — es naht ein Wetter entsetzlicher Art, schon bricht der Orkan los. —

Ich sehe und höre es wohl! — erwiederte der Abt und schlug ein Kreuz, als so eben ein jäher Blitz mit schrecklicher Helle flammte. Führe den Ritter in eine Zelle, bediene ihn, dann geleite ihn in das Refectorium, fordere vom Bruder Speisemeister und vom Bruder Kellermeister alles nöthige — ich komme dann nach der Hora selbst. Dann habe ich Pater Cyprian

befohlen einen unterirdischen Besuch zu machen, sei zur Hand mit Leuchte und Schlüsseln — jetzt gehe, guter Bruder — doch — warte noch, öffne mir die Zelle der Jungfrau. Mit segnender Geberde entließ der Abt den dienenden Klosterbruder aus seinem Zimmer, schöpfte beklommenen Herzens Athem, nahm eine fromme Miene an und trat zu seiner schönen Gefangenen ein. —

Irmhild lag auf den Knien, weinend und betend in heißer Seelenangst. Ihre eigene Noth und Pein und des Himmels flammendes zürnen hatten sie niedergeworfen, es gab für sie kein anderes Heil und keinen andern Haltpunkt, als das brünstige Gebet.

Einen kurzen Augenblick weidete sich Antonio am Anblicke der rührend dahingegossenen Schönheit, aber kaum gewahrte ihn Irmhild, als sie mit einem Schreckensruf, als erblicke sie ein Raubthier, emporschnellte, und den Abt wild anstarrte, dessen glühende Augen zärtliche Blicke auf sie warfen.



Ha! Nun weiß ich, wo ich bin! — rief Irmhild. Nun ist mir klar unsers greisen Wächters dunkle Rede! Also Du, Abt von Bonifacii Münster, hast mich rauben lassen durch Deine Henkersknechte? —

Beruhige Dich im Herrn, in Gott geliebte Schwester! — sprach der Abt salbungsvoll mit frommer Heuchlermiene. — Die Teufelinnen mögen Deine Schwestern sein, nicht ich! — schrie Irmhild zornig. Bei dem allmächtigen Rächer im Himmel, der über uns blitzt und donnert und Dich erbleichen macht, Abt! Hast Du dieß Bubenstück an mir verübt, o wird es furchtbar gerächt werden! —

Es ward Dir bereits gesagt — sprach Antonio ganz gelassen: daß es gelang, gegen fremde Räuber Dich schützend und rettend in dieses heilige Haus zu bergen, warum also er-



zürnest Du Dich und schmähest mit unwürdiger Rede die frommen Diener des Herrn? Willst Du sinnlos hinausstürmen in die Wetternacht? Dein Vater ist fern, Dein Aelternhaus vielleicht ein Aschenhaufen. Ich komme so eben von Münster heim, allwo ich Deinen Vater gesprochen. Ward Dir unlauter begegnet? Hast Du eine Klage? Hat jemand es gewagt, Deine jungfräuliche Ehre zu beleidigen, Irmhild von Venhusen? dann soll Dir jede Genugthuung werden, sag' es nur alles offen und frei. —

Diese mit großer Milde und Sanftmuth gesprochenen Worte des in ehrerbietiger Entfernung von Irmhild sich haltenden Abts, entwaffneten den leidenschaftlichen Zorn der Jungfrau, und sie sprach, obschon immer noch in heftiger Gemüthsbewegung, unter Thränen, doch etwas kleinlaut: Man konnte mich heute früh hinüber geleiten, oder wenn unser Haus wirklich zerstört wäre, gen Münster, zu meinem Vater. —

Dieses konnte man nicht, mein Kind! — gegenredete der Abt; da ich abwesend war. Hier in diesem Hause gebietet nur einer, und dieser eine bin ich. Wie niemand hier Dir ein Haar krümmen durfte, so durfte man die, welche zu ihrem Schutz in dieß heilige Haus gebracht worden, — Dank sei den Heiligen, daß diese Rettung Deiner einem entschlossenen Bruder gelang — nicht beliebig entlassen. Lasse dieses Unwetter austoben, und morgen schon wirst Du in wohlverwahrter Sänfte, von sanften Maulthieren getragen, unter festem und sicherm Geleite gen Münster geführt werden. — Man konnte mir eine Dienerin senden! — rief Irmhild mit edlem Unwillen, und in Schaam erröthend.

Auch dieses konnte man nicht — erwiederte der Abt. Du weißt wohl nicht, oder hast es vergessen, daß dieses Stift

kein Frauenkloster ist. Die Regel unsers Ordens duldet kein weibliches Wesen im Kloster. —

So ward Eure Regel verletzt durch meine Aufnahme! —

Mit nichten, Kind! Unglückliche finden hier eine Freistatt, weß Geschlechtes sie auch seien. —

So wußte der schlaue Abt jedes Bedenken aus Irmhilds zagender Seele zu reden und setzte seiner Heuchelei damit die Krone auf, daß er sein Brevier hervorzog, und sprach: Siehe, mein Kind, der Himmel zürnt, laß uns beten! und mit sanfter, weicher Stimme ein geeignetes Gebet aus dem Latein des Buches, das die herrlichsten Malereien in Gold und Farben zierten, in die deutsche Sprache übertrug und Irmhild vorbetete, wodurch ihm gelang, daß Irmhild einigermaßen sich beruhigte, und den Frieden ihrer Seele wiederfand.

Bruder Andreas entschnürte mit geschäftiger Hand ein kleines Bündel, das der Mantel des Ritters bedeckt hatte, und welches ein einfaches Hauskleid enthielt, entledigte ihn gewandt und kundig schnell der Rüstung, und freute sich der jugendlichen schönen Gestalt, der durch tapfere Kriegsübung gestählten Glieder, des jungen Kämpfers, wunderbar aber ward ihm zu Muthe, als der Gast sprach: Ist Pater Anselmus noch am Leben? —

Kennt Ihr den? fragte Andreas verwundert.

Er war mein Waffenmeister, Ritter Manegold von Dülmen, da er noch selbst die Waffen führte, ich ehre und liebe ihn als einen zweiten Vater; ich selbst bin Erkinger von Tecklenburg, entsandte meine Knechte voraus zur nahen Heimath, und nahm den Umweg, um nach Venhusen zu reiten, dort meine verlobte Braut und deren Vater zu begrüßen — hoffe beide wohl zu finden — aber das Unwetter ließ mich bei Euch frommen Vätern und Brüdern um ein Obdach bitten. —

Ihr werdet alle sehen, die Ihr liebt — versetzte nicht ohne Befangenheit Andreas, und hieß den jungen Ritter ihm in das Refectorinm folgen. Bald fanden sich mehrere Mönche ein, und endlich auch der Abt; der junge Ritter sah sich freundlich begrüßt, mußte an des Abtes Seite Platz nehmen, und erhielt Wein und erlesene Speisen vorgesetzt, während Abt und Mönche die höchst einfache Kost, welche die Regel vorschreibt, zu sich nahmen, und selbst von dieser mit größter Mäßigkeit genossen. Manche der Väter schienen im Uebereifer ihrer Frömmigkeit sich völliges Fasten auferlegt zu haben, sie rührten nichts an.

Das Wetter war immer noch zu keinem rechten Ausbruch gekommen, man vernahm wenig Donner, der Sturm hatte sich gelegt, nur die Blitze waren heftig und überflammten den ganzen Himmel, indem sie zugleich das herrlich gebaute Refectorium, mit seinem reichen Bilderschmuck voll lebens- und überlebensgroßer Heiligenbilder mit polichromischer Enkaustik auf Goldgrund in die weitgespannten Rundbögen der Wände gemalt, beleuchteten, wie die phantastischen Thiergebilde an den riesigen Kapitälen der Säulen, welche die Decke stützten, und an den kleinen Doppelsäulenpaaren, die längs der Fensterwand erblickt wurden.

Es herrschte lange eine ziemliche Stille, die Mönche aßen geräuschlos oder auch gar nicht ihr einfaches Brot und Gemüße, keiner redete; der Pater Lector am untern Ende der Tafel las einen langen Sermon mit gedämpfter Stimme. Der Abt unterhielt sich leise mit dem Ritter, der ihn bereitwillig Mittheilungen über seine Erlebnisse im Morgenlande machte, und über den Stand der Dinge auf dem dortigen Kriegsschauplatze; gleichwohl hörte der Abt nur mit halbem Ohr, sein Auge durchflog öfter suchend die Reihen der Väter



und Brüder, und schien einen oder den anderen, den er nicht erblickte, mit Unruhe zu suchen.

Pater Cyprian hatte angeordnet, daß die Sänfte nebst den nöthigen Dienern, Maulthieren und Pferden bereit stehe, um zu jeder Stunde die Reise antreten zu können, welcher freilich das nicht enden zu wollen scheinende Gewitter Aufschub drohte. Ein vertrauter Laienbruder versah einstweilen das Pförtneramt, und war bereit zu öffnen. Nachdem dieß alles angeordnet war, folgte mit Ungeduld Pater Cyprian dem vorleuchtenden Bruder Andreas die tiefen steinernen Treppen hinab zum Kerker Anselms. Nicht ohne beben erschloß Andreas das Kerkergemach, und leuchtete hinein. Der gefesselte Gefangene schien zu schlafen, sein Angesicht war nicht zu sehen, die Kapuze der Kutte barg ganz sein Haupt, die Arme hatte er in einander geschlagen, und saß in so gebeugter Haltung da, daß auch keine Hand sichtbar war.

Pater Anselmo! — rief Pater Cyprian; es erfolgte keine Antwort, der Gefesselte regte sich nicht.

Jetzt trat Cyprian einen Schritt näher und beugte sich über den Gefangenen — jetzt streckte er den Arm aus, diesen wach zu rütteln.

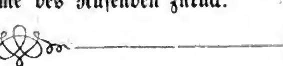
In diesem Augenblicke wurde es tiefe Nacht um Pater Cyprian.

Es folgte ein dumpfer Hall.

Dem dumpfen Hall folgte ein klirren.

Andreas! — rief Cyprian, und sein Herzblut stockte. Andreas! —

Die Stille des Todes in der Grabesnacht gab nicht einmal den Schall der Stimme des Rufenden zurück.





Cyprian fühlte sich durch die Finsterniß nach der Kerkerthüre — sie war fest zu.

Eingeschlossen! Vielleicht — bei einem Toden. —

Ganz sicher war Anselmus tod, — und wenn er nicht tod war — und wenn er hörte, wer bei ihm, machtlos, hülflos gleich ihm? — besser wäre, er wäre tod.

Entsetzliche Gedanken — wahnwitzweckende!

Cyprian wankte auf den Gefangenen zu, war er nicht tod, so mußte er sterben — jetzt stieß er an ihn, die Ketten klirrten, jetzt packte er ihn — hu — wie starr, wie hart die Glieder — der Kopf — nein — es war kein Kopf da, die Kapuze deckte keinen Schädel — die Glieder lösten sich, — die Ketten rasselten zu Boden — Hölzer fielen auf die Ketten, und mit einem entsetzlichen Fluche brach Cyprian zusammen — ein Gelächter stieß er aus, wie ein Toller. Anselm war frei und Cyprian — war eingesperrt in dessen Kerker, er, der künftige Abt des reichen Bonifacii Stifts und eingesperrt — zum Hungertode. —

Ihr bedürft nun doch der Ruhe, junger Held — sprach der Abt zu dem Gast des Klosters: und unsere Ordnung gebietet jetzt den Schluß des Abendmahls. Der Abt erhob sich, die Mönche folgten ihm nach. Ein Dankgebet wurde von allen zugleich stehend gesprochen, dann wünschte der Abt dem Ritter gute Nacht, und ließ ihn durch einen Laienbruder nach seinem Zimmer geleiten, den er zugleich beauftragte, wenn er Pater Cyprian oder Bruder Andreas begegne, sie sogleich zu ihm zu bescheiden.

Bruder Andreas schien Erkingers zu harren, er entnahm dem Diener die Leuchte, vernahm des Abtes Befehl, sagte sofortigen Gehorsam zu, und geleitete selbst Erkinger nach dem Gastgemache, das diesem eingeräumt war.





Der junge Ritter fand dieß Gemach kerzenhell und in demselben einen Mönch von hoher stattlicher Gestalt, der ihm die Arme zum umfangen liebevoll entgegenbreitete.

Erkinger! — Manegold! -- riefen die lange Getrennten unter Küssen und Segnungen, dann begann der junge Ritter fragende Ausrufe — aber statt aller Antwort sprach Pater Anselmus: Schweige und höre! Noch in dieser Nacht wirst Du bewähren, daß Du ein Held bist, treu dem Gelübde der Kreuzfahrer, ein Schirm der Bedrängten, ein Vertheidiger und Retter der Unschuld. Du wirst nicht auf dieser Lagerstatt schlummern, denn Du würdest sie vielleicht lebend nicht verlassen. Deine Rückkehr ist unwillkommen; Dein Vater hat sterbend diesem Stift all' sein Besitzthum vermacht, für den Fall, daß Du nicht heimkehrtest. Das Kloster verwaltet bereits Deine Güter — es muß wünschen, daß Du nicht zurückkehrst. Du mußt sogleich das Kloster verlassen, jedoch nicht allein. Eine edle Jungfrau, die hier eingekerkert wurde, um den Lüsten des Abts zur Beute zu fallen, muß ebenfalls dem Räuber entrissen werden, daher — eilig in die Rüstung, ich helfe Dich wappnen, im Uebrigen bau' auf Gott und Deinen Muth. — Und noch eins. Trägst Du kein Andenken an Deine Verlobte, von ihr selbst Dir gegeben? Und wolltest Du es mir nur für diese Nacht anvertrauen? —



Nur ein Ringlein — erwiederte Erkinger: von dem ich noch keinen Augenblick mich trennte. Euch, aber nur Euch, leg' ich's gern in die treue Hand. —

Und nun harre wachsam des Bruder Andreas, er wird Dich leiten — sprach Anselm und verließ des Ritters Gemach.

Mit Ungeduld harrte der Abt seinem Vertrauten entgegen, jetzt erschien Andreas. Wo weilt Pater Cyprian? war des Abts erste Frage.





Ich sah ihn nach dem Hofe hinab gehen — und will ihn gleich herauf rufen, so Ihr es befehlet! antwortete der Gefragte. Sah er Anselmo? forschte weiter der Abt. — Er sah ihn.

Und was sprachen beide? —

Pater Anselmus sprach kein einziges Wort. —

Ha — nun so mag er schweigen, ewig schweigen, das wird für ihn sicherlich das beste sein! — rief Abt Antonio. Ich selbst werde ihn nicht wiedersehen. Mein Nachfolger mag ihn richten. Du kennst für die heutige Nacht noch Dein Amt. Trage Sorge, daß der Aufbruch erfolge, sobald das Wetter vorüber! Pater Cyprian soll eilen, ich harre seiner hier im Gemach! —

Bruder Andreas schied mit demüthiger Gebehrde von dem Abt. Das Wetter schien nicht vorüber gehen zu wollen, sondern es brach jetzt erst mit erneuter Heftigkeit los.

Tief im Hintergrunde des Klostergebäudes, auf einer Seite, die in das Freie gerichtet war, fern von dem vordern Hof, einsam, wo niemand wohnte, wohin kein dienender Bruder, kein reisiger Knecht des Klosters jemals kam, den dicken Bergen und einer Moorstrecke zugekehrt, lag ein kleiner erleuchteter Saal, in diesem Saal fanden sich jetzt, laugsam über die Gänge schleichend, nach und nach die Mönche ein; in diesem Saale stand eine Tafel, die sich unter der Last von Weinkrügen und kalter Küche bog. Schwere geräucherte westphälische Schinken von fabelhafter Größe, Bärentatzen, wilde Schweinsköpfe, Hirschziemer, Rehrücken, Waldgeflügel, – Obst, Honigkuchen, Eingemachtes, in Zucker Gesottenes und mit Zucker Gebackenes war in Fülle aufgetischt. Wer kam, setzte sich und aß und trank mit Behagen, machte sich's auch bequem, warf Kutten und Kapuzen ab, spielte im Bret, stimmte Schelmenliedlein an, spielte auch wohl auf einer Fiedel oder blies die Schalmei, und wahrlich



keine Psalmenmelodie, während draußen die Blitze flammten, der Donner fast ohne Aufhören zu rollen begann und der Orkan heulte. Nur der Abt fehlte noch, doch keiner der vorhin so mäßigen und enthaltsamen Mönche schien seiner zu harren oder ihn zu vermissen.

Pater Anselm war zu Irmhild eingetreten. Erschreckend und scheu sah sie die neue, ihr unbekannte Gestalt — sie hätte jetzt in der That den Abt lieber als diesen gesprochen, da jener gewußt hatte, ihr Hoffnung und Vertrauen in das Herz zu schmeicheln.

Jungfrau! — sprach Anselm: fürchtet Euch nicht vor mir! Ich bin ein Freund Eures Vaters, ich habe Euch als Kind auf meinen Knieen geschaukelt, ich hieß einst Ritter Manegold von Dülmen. Ist Euch daran gelegen, Euern Vater wieder zu sehen, ist Euch Euer Leben und Eure Ehre lieb, so müßt Ihr auf der Stelle dieses Haus aller Sünden und Laster verlassen. —

Wie? Jetzt, in diesem Unwetter? — fragte die Erschrockene. O der Himmel verhängt nicht so schlimmes über Euch, als diese Menschen. Nicht wahr, sie haben Euch verheißen, Euch nach Münster zu Eurem Vater zu bringen? Euer Vater ist aber gestern heimgekehrt und weint um Euch und seufzt nach seinem geraubten Kinde. —

Unsere Burg wäre nicht abgebrannt? —

Venhusen steht fest, keine Flamme hat es bedroht. Sie aber wollen Euch entführen in ein fernes Land, eines Bösewichts Beute sollt Ihr werden! Erholt Euch, Irmhild von Venhusen! —

Barmherziger Gott und Du heiligste Jungfrau! Wem soll ich glauben? Wem vertrauen? — rief Irmhild jammernd aus.





Wenn Ihr mir nicht trauen wollt, traut diesem Zeichen! — rief Anselm — und gab in Irmhilds Hand Erkingers Ring. — Mein Ringlein! Erkinger! — rief Irmhild hoch erröthend aus, und erbleichte alsbald. Ist Erkinger tod — daß er von diesem Andenken sich trennte? — fragte die Jungfrau erbebend.

Er lebt — er harrt der Geliebten, folget mir, aber rasch — rasch, verhüllet Euch in diese Kutte, das dichte Gewand gewährt Euch gegen Sturm und Regen Schutz. — Irmhild folgte; in wenigen Schritten erreichten sie die Treppe, die hinab führte, drunten stand mit einer wohlverwahrten Hornlaterne Andreas, Erkingers Roß war aus dem Stalle gezogen, aber die Maulthiere, welche die zu Irmhilds Wegführung bestimmte Sänfte tragen sollten, waren noch nicht angeschirrt, und die Knechte, die zum Geleit befohlen waren, zechten in einer Halle mit dem Bruder Kellermeister, denn ihrer keiner konnte sich unter dem entsetzlichen Gewitter des Aufbruchs versehen. Andreas führte rasch zwei Saumrosse aus dem Stalle. Ein Wink Anselms, und Erkinger hob mit starkem Arm die bebende Irmhild auf sein treues Roß. Anselm bestieg das eine, Andreas das andere Saumroß, das Thor stand auf; die Reiter entritten ihm.

Abt Antonio stand in seiner Zelle an demselben Fenster, wo er vor einigen Tagen gestanden, wo seine Augen die glühenden Pfeile zärtlicher Blicke auf Irmhild gesendet hatten, er betrachtete den furchtbar schwarzen Himmel der Wetternacht, und sah, wie die gar nicht endenden Blitze den Hof erhellten, da sah er dunkle Gestalten drunten — jetzt wieder Nacht — jetzt Tageshelle, die Gestalten waren an einem andern Ort — es waren Mönche — ha — dort ein Ritter im weißen Mantel, wie ein Gespenst — Flammenlicht — ein rothes Kreuz auf dem Mantel — Nacht — wieder Flamme — Rosse! wie-



der Nacht. Ha! Was ist das? — Der Ritter — warum will er in der Wetternacht fort reiten? Und jene Gestalt? Maladetto, Anselmo's Gestalt! Verrath! Furchtbarer Verrath, und Cyprian? Wo bleibt er? Was läßt er auf sich warten? —

Wieder ein lang anhaltender lodernder Blitz, der die ganze Abtei in Feuer kleidet, daß sie in schauriger Schönheit dasteht, wie ein Wunderschloß.

Sie entreiten, eins, zwei, drei — ha! Auf dem arabischen Falben zwei. Bin ich denn sinneverwirrt?

Der Abt stürzte nach der Thüre — sie war verschlossen. Verrath! Teuflischer Verrath! Cyprian! Andreas! Anselmo! Ha, diese Teufel! — Mit voller Wuth trat der kräftige junge Mann an die Thüre, daß sie krachend borst, noch ein Tritt und er war nicht mehr eingeschlossen, aber nachtschwarz war es auf dem Gange, so lange ihn nicht ein Blitz viele Secunden lang erhellte. Krachender Donner erschütterte das Haus, und dazwischen läutete nun schon seit einer Stunde die große Glocke des Münsters fort und fort, um das Wetter zu zerstreuen und dem alten Glocken-Spruch und Glauben: fulgura frango, zur Wahrheit zu machen. Kein Mönch, kein Diener war zu hören und zu sehen, nur das Gemäuer gab des Abts schallende Rufe zurück, dem das Herz in der Brust erzitterte — wieder ein Blitz, der den Gang erhellte, der Abt sah sich an Irmhilds Zelle — er stieß die Thüre auf, trat hinein, das Feuer des Himmels gab ihm Licht — die Zelle war leer. Zwischen dem Rauschen des Sturms, dem Rollen des Donners, den langsamen Glockenschlägen hörte der Abt, indem er den Zellengang immer weiter verfolgte — einen wilden, plärrenden Chorgesang; ganz am Ende des Ganges lag der kleine Saal, in welchem sich die Mönche für ihre



scheinbare Enthaltsamkeit beim höchst frugalen Abendessen entschädigten; da ging es laut und lustig zu, es wurde gelacht, gezecht, gespielt, einige tanzten, einige sangen:

> Trinke, Munich, trinke trink!
> Vinum est ein gutes Ding!
> Trink das aus, so trink ich das,
> Bruder, uns wird dann beiden bas! —

Ein anderer lallte mit derselben Zechweise:

> Himmel laß din brummeln sin!
> Himmel stell' din blitzen in,
>
> Himmel geuß doch lieber Win
> Uns in die leeren Fasse in.

Der Abt rannte eilenden Schrittes vollends nach dem Saale, er trat hinein — bleich wie der Tod, die Mönche erschraken vor seinem entstellten Antlitz — sie erhoben sich zum Theil von ihren Sitzen, unterbrachen Gesang, Gespräch und Gelächter.

Kein einziges Licht auf den Gängen, nicht im Vorderbau, nicht hier! Kein Diener, kein Knecht beihanden! — rief der Abt. Wo ist Pater Cyprian! Wo ist Fra Andrea? — Die Mönche starrten den Abt an, keiner hatte eine Antwort; einige trugen eilend brennende Ampeln heraus. Der Abt stand völlig wie bethört, zuviel stürmte auf ihn ein. Seine Vertrauten hatten ihn, so wähnte er, verrathen, seine Beute war ihm entrissen, sein Name ward jetzt, das konnte er sich denken, gebrandmarkt, und so stieß er einen entsetzlichen Fluch aus, und eine Lästerung von so haarsträubender Art, daß selbst die entarteten Mönche sich kreuzigten und segneten — dabei war er zum Fenster getreten, zeigte hinaus — und die Hinblickenden sahen in der Ferne beim Lichte der Blitze die Gestalten der Entflohenen dahin reiten, wie einen Geisterzug.

Die Flüchtlinge hatten das Kloster noch nicht lange hin-





ter sich, so sahen sie, Lichtschein von einem Fenster zum andern irren, doch fürchteten sie keine Verfolgung in dem furchtbaren Wetter, in welches sie sich hinaus gewagt. Es war ein entsetzliches Wagniß — mitten in den sich ewig neugebärenden Flammenmeteoren, von endlosem Donner umbrüllt, auf schlüpfrigem Boden, auf scheuenden, vor Angst zitternden Thieren, bald von grauenhafter Helle ganz umfluthet, bald wie in Nacht begraben, und vom Orkan fast umgerissen, dahin zu reiten.

Mit Noth und Mühe erhielt Andreas seine Laterne brennend, und lenkte, voranreitend, sein Thier der nächsten, bewaldeten Anhöhe zu, welche von der Hütte eines Klausners gekrönt war. Sie mußten diesen Weg, der in entgegengesetzter Richtung von Venhusen lag, einschlagen, denn er allein führte zum nächsten Obdach — die Ebene war fast schon ein großer See, und über den sonst so schmalen Bach, die Umfluth, der durch die Ebene sich wand, war jetzt nicht zu gelangen. Der Wald war erreicht, er bot seinen, obschon gefährlichen Schutz gegen den Sturm und den Regen. Die Flüchtigen waren in der Hand des Herrn, im Freien, wie unter den Bäumen. Die vom kurzen Ritte ermüdeten Thiere schnaubten, die Reiter saßen ab, und blickten, wie einst Loth vom Berge auf Sodom blickte — herab auf Bonifacii Münster. Wie damals, regnete der Himmel Feuer — jetzt — ein langanhaltender kerzengerader thurmdicker Strahl vom Himmel zur Erde niederschießend, ein krachender Schlag, vor dessen zermalmender Heftigkeit alle auf ihre Knie sanken, der Strahl gerade auf das Kloster herab — ein Donnergepolter, daß die Erde erbebte — ein schriller, schmetternder Klang — und die Domglocke schwieg — der Glockenthurm war zerschmettert, seine Quadern stürzten sammt den schweren Glocken auf das







Gebäude nieder. — Und gleich darauf schlugen Flammen aus dem Hause, das Kloster brannte.

Im Kloster das Gezeter der Angst, der Verzweiflung, der wahnsinnigen Lästerung, der späten Reue. Flucht aus dem Hause war der Gedanke aller — aber es waren die Steine vom zusammenbrechenden Hauptthurme der Kirche vor den Ausgang in den Hof gestürzt, auch die kleine Zugbrücke war zerschmettert — da war kein entrinnen — doch — der geheime Ausgang, dem Abte wohl bekannt. Fackeln! Fackeln! — schrie der Abt: Brechstangen, denn die Schlüssel hat der Teufel! — Betet! o betet! ruft den Teufel nicht in der Stunde des Weltgerichts! — schrie derselbe Mönch, der vorhin den Himmel mit einem Spottvers verhöhnt hatte.

Wüthender fraß die Flamme um sich, der strömende Regen goß sie nicht aus, und wieder schoß eine Feuersäule nieder, prasselte ein anderer Thurm donnernd in sich zusammen. — Hinunter! Hinunter! Eile! Eile! — mit brennender Fackel in der Hand eilte der Abt die Steintreppen hinab, immer tiefer und tiefer, die Mönche folgten, eine geisterbleiche, todtesbange Männerschaar, manche plapperten Gebete, zitternd, mit blauen Lippen — der Tod faßte mit gieriger Krallenhand plötzlich nach ihnen allen. Aber es war schön in dieser feuchten und kalten Tiefe — der Donner ward zwischen den dicken Mauern kaum gehört, kein Blitz beleidigte das Auge — es kehrte ein Gefühl der Sicherheit, der Hoffnung zurück in die verzagenden Herzen.

Horch? Was ist das? — Ein pochen — ein dumpfes Geheul — sie wandeln jetzt dem Gang entlang, längs dessen die tiefsten Kerkerzellen sind, Geheul wie eines Thieres in einer dieser Zellen. Es ist die Stimme Pater Cyprians — er hört die Tritte, er betet — er schreit — er heult um Oeffnung

und Rettung. Der Abt rennt vorüber — er hat keine Zeit, sich aufzuhalten, in wilder Hast drängen die andern ihm alle nach in langer Reihe. Jetzt sind die Vordersten am geheimen Ausgange, jetzt erbrechen sie das Pförtchen, heben die Eisenthüre -- kalt strömt's, kalt rauscht's herein, aber nicht Luft, Wasser rauscht und strömt ihnen entgegen und jetzt — wieder ein Feuerstrahl — ein Donnerknall — ein Erdstoß — noch ein Nothschrei von allen Lippen: Domine! Defecimus in ira tua, et in furore tuo turbati sumus — und nie ein Psalter mehr. —

Droben die auf der Berghöhe sahen es schreckenbleich, wie das Kloster brannte und brach, — auch sie knieten noch und beteten, und ihre Seelen zitterten, da sie wandeln sahen den furchtbaren Engel des Zorns in seiner flammenden schrecklichen Herrlichkeit.

Mit den zuckenden Erdstößen, mit den letzten gewaltigen Strahlenschüssen war die Wuth dieses grauenhaften Wetters erschöpft — der Sturm heulte nicht mehr, die Blitze flammten matter — seltener — Grabesdunkel schleierte die Niederungen ein.

Fast ohne Worte erhoben sich die Geretteten — Andreas suchte den Weg zur nahen Klause. Der Klausener war wach, er lag noch im Gebet vor seinem schmucklosen Altar. Eifrig war er bemüht zu thun, was möglich, die Gäste zu trocknen, zu wärmen — bald loderte ein Feuer, und ein großer Topf mit Milch wurde an dasselbe gerückt. Selbst die Thiere fanden, wenn auch — kein Haus, doch eine trockene überdachte Stelle, und dürres Heu.

Das nasse schwere Mönchsgewand umhüllte nicht mehr Irmhilds zarte Glieder — Erkinger legte seinen Helm ab, und

den Rittermantel — jetzt erst schauten diese beiden sich ins Antlitz.

Welches Staunen! Welche selige Freude! — Du mein Retter! — O Gott, o Gott, ich danke Dir! — jubelte Irmhild, und hing mit Entzücken in des Geliebten Armen. Mit Rührung sahen die Begleiter und der alte Klausner diese Wiedervereinigung zweier langgetrennter, liebender, junger Herzen, die sich nun so unendlich viel zu fragen und zu sagen hatten.

Am andern Morgen war am Himmel vom Wetter der Nacht jede Spur verschwunden — und auf der Erde jede Spur von Bonifacii Münster. Ein klares Gewässer schlug im Morgenwinde kleine, blitzende Wellen. Die Geretteten sahen es, wie sie von der Höhe herab und auf Umwegen nach Venhusen zogen, dessen Thurm im Morgensonnenstrahl wie eine purpurrothe Oriflamme glühte. Da war Freude die Fülle im Herrenhaus der Burg, und die wieder vereinten gelobten in Gemeinschaft den Aufbau — einer Kapelle und Einsiedelei auf der Höhe, die ihnen zur Stätte Zoar geworden. Und lebten dann lange und glücklich mit einander. Und Anselm und Andreas trennte fortan nur der Tod.

Mit Schreck und Staunen vernahmen die Umwohner die Wundermär vom Strafgericht des Himmels. Und wie sie nicht vergessen konnten, wie heilig ihnen das herrliche Münster gewesen, so nannten sie den See das heilige Meer, und nennen ihn noch heute so, nach sechshundert Jahren, und beten für die Versunkenen, wenn sie vorübergehen, und horchen, ob nicht die Glocken in der Tiefe läuten.





Adamanta.

Zwergen-Märchen.



Es war einmal ein schöner ritterlicher Jüngling, der hieß Theobald, und besaß in einer wald- und felsreichen Gegend, wo vieler Bergbau betrieben wurde, ein prächtiges Schloß. Theobald hatte weder Aeltern noch Geschwister, er wohnte mit seinen nicht zahlreichen Dienern ganz allein in dem Schlosse, in welchem es oft sehr einsam war, denn Theobald zog tagelang in Wäldern und Feldern umher, und vertrieb sich die Zeit mit jagen, doch that er das nicht aus Grausamkeit und Lust am tödten unschuldiger Thiere, sondern mehr aus Güte, indem er hauptsächlich darauf ausging, schädliche Thiere zu vertilgen, die seinen Unterthanen zur Last waren, Bären, Wölfe, Luxe, wilde Katzen, Adler, Geier und sonstiges Raubzeug, welches es damals noch gab.

Theobald war sehr fromm. Seinem Schlosse gegenüber erhob sich ein steiler Hügel, an dessen Seite Felsen starrten und die Oeffnungen mehrerer verfallener Schachte gähnten; oben auf der Spitze war ein hohes Crucifix aufgerichtet, welches der Lehrer Theobalds hatte errichten lassen, der erst ein Mönch gewesen, dann ein Einsiedler am Fuße des Berges geworden, und endlich gestorben war. Theobald hatte diesen frommen und tugendhaften Greis am Fuße des Crucifixes be-

graven lassen, und stieg an jedem Morgen, wenn er zur Jagd auszog, zuvor dort hinauf, um zu beten.

Ein Sommertag dämmerte auf, es war erst zwei Uhr, und im Osten begann sich's schon magisch zu lichten, während über allen Thälern noch tiefe Nacht schattete, und die Fittiche des Schlummers ihre Bewohner überhüllten, horch — da regte sich's in einem der verfallenen Schachte, da rollte es wie abbröckelndes Gestein in die Tiefe im Bergesschoß — da bewegten sich die träumenden Grashalme am Schachtloch, erfaßt von kleinen, ganz kleinen Händchen, die aus der Tiefe herauf griffen, und da hoben sich zwei winzige Zwerglein aus dem Geklüft und Gestein, ganz nette Kerlchen, wenn sie Einer nur hätte deutlich sehen können. Sie hatten graue Hütchen auf, von der Gestalt der Fingerhutblüthe, braune Röckchen an, hatten große Augen, welche wie Bergkrystalle blitzten, krumme Nasen, und breite Lippen. Und noch etwas war krumm an diesen kleinen Gestalten, das waren ihre Beinchen, die sich mehr der Sichelform als der Gertenform näherten.

Jeder von ihnen hatte einen allerliebsten kleinen Käfig auf dem Rücken, wie ein Fliegenhäuschen gestaltet, der war von Golddrath geflochten; diese Käfige nahmen sie jetzt ab, stellten sie auf den Boden, und schnauften aus, denn das steigen aus dem Schacht hatte sie angegriffen.

Was wollten denn die Zwerglein so in aller Frühe auf der Oberfläche der Erde, im thaufeuchtem Waldgras und unter den schlummernden Blumen am kaum grauenden Morgen?

Ei — Bienen wollten sie fangen, die winzigen Jäger, und die Gefangenen hinabtragen in ihr Reich, das Reich der Unterirdischen, daß sie ihnen Honig sammelten, denn die Zwerglein sind Leckermäuler, und unten bei ihnen da wächst wohl Salz, aber kein Honig. Es giebt keinen einzigen süßen

Stein, und obschon es einen Honigstein giebt, so heißt dieser doch nur so, weil er wie Honig aussieht, schmeckt aber nach gar nichts. Die Zwerglein hatten auch Namen von Steinen, der eine hieß Spinell, der andere Beryll.

Nun gingen die Zwerge an ihre Arbeit des Bienenfanges, die ihnen gar leicht war, denn die Bienchen schliefen alle noch, saßen in Blumenkelchen tief eingegraben in die Staubfäden-fülle und träumten von süßen Nektarkelchen in den Blumen, daraus sie mit vollen Zügen tranken und von dem Blumen-golde, dem Wachse, daraus sie ihre Zellen bauen, und von ihrer schönen Königin und fröhlichen Bienenschwärmen. Da nahm die Hand der Zwerge eine Biene nach der andern bei den Flügeln und steckte sie in die kleinen Käfige, und die Bienen wußten nicht, wie ihnen geschah, und wachten erst nach und nach auf und summsten und schnurrten im Häuslein herum und konnten nicht wieder heraus.

Nun wurde es immer heller und heller am reinen Morgen himmel, und die Zwerge hatten für heute Bienen genug, und auch noch Zeit genug, und da spielten sie Haschemännchen miteinander, und liefen, und jagten und fingen sich, und rissen wieder vor einan-der aus, und warfen ihre dünnen Säbelbeinchen durcheinander, daß es lustig anzusehen gewesen wäre, wenn es Einer nur gesehen hätte. Spinell aber war der gewandtere, der besser hüpfen und springen konnte, und Beryll konnte ihn immer nicht erhaschen. Jetzt lief Spinell sogar rückwärts den Fels-hügel hinauf, brach eine Blumenglocke ab und spritzte den Thau aus ihrem Kelche Beryll in die Augen. Am Morgen-himmel brannten schon ein Paar kleine Wölkchen über und über rosenroth im Morgensonnengolde, sahen just aus wie zwei Engelköpfchen, die in der Frühe anbeteten.

Spinell lachte hinunter zu Beryll und machte: „Schabe,





schabe Rübchen", denn der kleine Kamerad hatte viele Mühe, den Hügel hinauf zu säbeln, und als er endlich Spinell nahe war, hüpfte dieser wieder höher, und spottete von neuem.

Ueber diesem Neckespiele der Zwerglein kam aber der Tag und sein strahlendes Gestirn immer höher herauf, und es wäre für die kleinen Unterirdischen Zeit gewesen, sich wieder hinab in ihr Reich zu begeben, denn sie dürfen den Strahl der Sonne nicht erblicken und er darf sie nicht treffen, weil sie der Schattenwelt angehören und nicht Kinder sind des Lichtes, wie die glücklicheren Menschen. Sie wissen auch nichts von Gott und seinem ewigen Sohne, dem Mittler, und können den Anblick von dessen Zeichen nicht ertragen.

Und siehe, — da waren nun in ihrem Schäkerspiele Beryll und Spinell fast zum Gipfel des Hügels empor geklommen, die Sonne war noch nicht herauf, aber schon umfloß ihr leuchtender Strahl das hohe Crucifix auf des Hügels Spitze, daß es herrlich stand in flammender Pracht und in heiliger Verklärung.

Das sah Beryll zuerst und machte ein Zeichen des Schmerzes, und deutete darauf hin, und Spinell wandte sich, und zuckte in sich vor Schmerz ergriffen, zusammen.

Beider Blicke waren nun gebannt und gefesselt, sie konnten jetzt nicht mehr hinab, der Abglanz des Lichtes fesselte sie in einem Netze von Strahlen — und kam die Sonne erst vollends herauf, so wurden sie gepeinigt von bitteren Schmerzen, und mußten — so wollte es ihr Gesetz — leiden bis zur Mittagsstunde, und dann, wenn die Sonne am höchsten stand, elendiglich sterben.

Und flammender und herrlicher strahlte das Kreuz, weit sichtbar in die Runde von allen Höhen und aus vielen Thälern, und es war, als breite es seine Arme aus, mit Liebe



die ganze lichte Welt zu umfassen, und die Sonne ging auf, und ihre Strahlen flogen nieder wie beflügelte Boten Gottes, der Erde Segen zu bringen — und die Zwerglein wanden sich im Weh, an die Stelle gebannt, wo sie weilten.

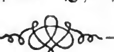
Horch — da klangen Tritte den steilen Fußpfad herauf, es nahte ein Jüngling in ritterlicher Tracht, mit blühendem Gesicht, auf dem ein milder Friede wohnte. Das war der junge Ritter Theobald vom Felsen, der Herr des Schlosses drüben auf dem Bergeshaupt, dem Kreuze gegenüber, und der ganzen Gegend, und er schritt zur Höhe hinan, und beugte droben erfurchtvoll sein Haupt und seine Kniee vor dem Kreuze und betete.

Darauf nach vollbrachter Andacht schritt Theobald demuthsvoll von dannen, und kam hart an den Zwergen vorüber, welche um ihr armes Leben zitterten und zagten und sich gar jämmerlich gebehrdeten.

Mit Verwunderung erblickte Theobald diese kleinen Wesen, er hatte noch niemals einen Zwerg mit eigenen Augen gesehen, und noch verwunderter war er, als Beryll den Mund öffnete und ihn anredete: „Ach edler, junger Ritter, habt Erbarmen, und nehmt uns mit hinab bis an die Oeffnung des alten Schachtes da drunten!“

Und auch Spinell stimmte in diese Bitte ein und rief: „Euer Lohn soll köstlich sein, Herr Rittersmann, so Ihr uns hinabtragt, denn gehen können wir nicht mehr!“

Theobald lächelte und sprach: „Nun, wohlan Ihr Enakssöhne, wenn Ihr nicht gar zu schwere Klumpen seid, trag' ich Euch wohl alle beide hin, wohin Ihr wünscht, aber da Ihr mir Lohn verheißt, möcht' ich auch wissen, was mir von Eurer Großmuth werden soll? Ihr seht mir eben nicht aus,





als wäret Ihr Söhne des großen Moguls, oder als hättet Ihr Fürstenthümer zu verschenken!"

Darauf rief Spinell: „So viel Goldes sollt Ihr bekommen, als wir zusammen wiegen!" und Beryll fügte hinzu: „Und die schönste Braut sollt Ihr haben, so Ihr uns hülfreich seid!"

„„Ei das wäre!"" lachte Theobald, faßte hin und hob mit der rechten Hand beide Zwerglein in die Höhe, setzte sie auf seinen linken Arm hübsch neben einander, und lachte noch lauter: „Ei, über Euch schwere Flederwische! Ihr wiegt ja gar nichts! Das wird ein Goldspiel werden, was ich bekomme! Und die Braut, die ist wohl Eure holdselige Schwester, gerade so groß wie Ihr und sieht Euch wohl auch ähnlich? Das muß ein Schmuck sein — ein sauberer — und hat wohl auch so schnurgerade Beinchen wie Ihr und so ein griechisches Näschen?"

„Spotte nur!" sagten die Zwerglein, und waren froh, wie Theobald sie mit raschen Schritten bergab trug, und ihrem Blicke die Sonne schwand — aber mit jedem Schritt, den er hügelabwärts that, wurden die Zwerge schwerer.

„Nun — nun!" rief er lachend aus: „Ihr fangt ja an, ins Gewicht zu fallen — wahrhaftig, ich muß wechseln." Und setzte sie auf den rechten Arm. Aber schwerer und schwerer wurden die kleinen Kobolde, und Theobald sagte: „Wartet einmal, wir wollen es besser machen, ich will auf jeden Arm einen nehmen!"

Das that er denn auch, aber er konnte es gar nicht lange aushalten, die Arme thaten ihm weh von der gewaltigen Traget; er stand wieder still und sagte: „Schwere Last! Ihr habt wohl Blei im Leibe? Setzt Euch auf meine Schultern, auf den Armen kann ich Euch nicht mehr tragen, nehmt Euch aber in Acht, daß Ihr nicht herunter fallt." Da setzten sich die

Zwerge auf Theobalds Schultern und wurden immer schwerer, so daß er kaum vermochte sie noch weiter zu tragen, und große Schweißtropfen über sein Gesicht rannen. Die Kobolde aber hatten daran ihre Freude, und sagten: „Umsonst ist der Tod, und eine Liebe ist der andern werth. Besser zu schwer als zu leicht, und es giebt auch schwere Flederwische. — Wir sind zur Stelle — lasse uns nieder.“ Theobald stand am Rande des Luftloches jenes verfallenen Schachtes; die Zwerge glitten rasch von seiner Schulter nieder und beluden sich mit ihren kleinen Bienenkäfigen. Sie waren ungemein munter und lustig, denn in der Tiefe da war es noch düster und kühl und thauig, und ihnen wieder so recht wohlbehaglich. Theobald wandte sich hinweg um weiter zu gehen, aber die Zwerge riefen: „Deinen Lohn, erst Deinen Lohn!“ und während Beryll sich vor ihn hinstellte, sprang Spinell auf Beryll etwas schiefe Schultern und reckte sich hoch in die Höhe und tippte mit seinen kleinen Fingergen auf Theobalds Augen, da war es dem jungen Ritter, als lege sich eine zarte Binde von Florseide über seine Augen, und es überkam ihm wie ein Schwindel, den die große Anstrengung und die thaufeuchte Kühle an dieser Schattenstelle gar wohl hervorgerufen haben konnte. Doch bald wurde es wieder hell vor Theobalds Augen und siehe — er war ganz wo anders. Er befand sich in einem weiten Raume, den eine milde Helle, die jedoch weder von Sonne, noch Mond, noch Sternen ausging, erfüllte, in einem paradiesischen Garten von wunderbarer Schönheit. Alle Blumen blitzten, als durchleuchte sie von innen ein Gluthstrahl, in brennenden Farben, das machte, weil sie von funkelnden Edelgesteinen waren. Mitten im Garten erhob sich auf Säulen von durchscheinendem Bergkrystall ein kleiner Palast, dessen Fenster aus lauter dünnen Tafeln von Frauenglas gebildet waren, das Dach war mit Rosenquarz und Carneol gedeckt,



und an den Wänden flammten im buntesten und anmuthigsten Wechsel Sterne von Rubinen, Amethysten, Saphiren, Türkisen und prächtigen Opalen von ungemeiner Größe. Das Innere dieses herrlichen Palastes bildete einen Saal, und in dessen Mitte stand ein Thron, der mit lauter strahlenden Diamanten geschmückt war, auf dem Throne aber saß ein König — der Zwergkönig Brenz. Gut, daß nicht alle Könige so aussehen, sonst möchte kein Mensch ein König sein. Der Zwergkönig hatte eine blitzende Krone auf, die ganz von Edelsteinen und Perlen flimmerte, er selbst aber war von großer Häßlichkeit. Der dicke Schädel war rattenkahl, und trug nicht einmal eine Perrücke, weil diese nützliche Erfindung dem Volke der Zwerge noch nicht bekannt geworden. Das Gesicht sah sehr gutmüthig aus. dabei aber nicht sonderlich pfiffig. Die Ohren waren von nicht geringer Größe, und die Ohrläppchen bildeten fettige Wülste, die ihre Ruhepunkte auf den beiden Schultern des ungeheuer dicken Leibes hatten. Von diesem Leibe sah man einiges, und alles was man davon sah, erschien als eine Masse Schmeer, selbst die fleischigen Hände und Füße nicht ausgenommen, das übrige bedeckte ein großer grauer, mantelartiger Ueberwurf. Der Zwergenkönig schien ein Freund der Ruhe um jeden Preis zu sein, und diese Ruhe, deren er pflegte, hatte trefflich bei ihm angelegt, und ihm mit einer Fülle, ja Ueberfülle von Fleisch und Fett gesegnet. Seine Aeuglein waren sehr klein, blitzten aber hell, und er sah sehr gut mit ihnen, sowie er auch sehr trefflich mit seinen großen Ohren hörte. Zu beiden Seiten des Thrones standen viele Zwerge, am nächsten dem Könige aber erblickte Theobald Beryll und Spinell, welche ihre Bienenhäuschen dem Bienenvater Olivin übergeben hatten, der den Bienen auf eine geschickte Weise den Honig nahm, nicht aber so wie grausame

Menschenkinder thun, welche die armen Bienen tödten, um ihnen den Honigmagen abzunehmen.

Die Zwerge richteten alle eines ihrer blitzenden Augen voll Ehrfurcht auf den König, und eines voll Neugier auf Theobald, der wiederum ganz verwundert auf sie sah, und mit noch größerer Verwunderung jetzt auch eine Schaar niedlicher Zwerginnen erblickte, die alle ausschließlich nach ihm hinschauten; dieses schmeichelte ihn sehr, denn jenes blicken und flüstern drückte ein besonderes Wohlgefallen der allerliebsten kleinen Damen aus.

Jetzt winkte Beryll dem jungen Rittersmann, näher zu treten, welches er that, und dann winkte ihn Spinell noch näher zu dem Könige hin. Dieser konnte sich unmöglich mit aufstehen plagen, zumal die Könige ohnehin keine Freunde von Aufständen sind, er bewegte blos die Hand mit gnädiger Miene und lächelte, wobei sich sein holdseliger Mund bis in die Gegend der großen Ohren zog, und tippte ihn mit dem Finger auf die Nase, als Zeichen größter Gunst. Eigentlich hätte dazu das Scepter gehört, allein es war diesem Könige zu schwer, mühsam und langweilig, immer ein Scepter in der Hand zu halten, dafür hatte er einige besonders kräftige Zwerge ausersehen, diese mußten das Scepter heben und halten, da sie außerdem nichts zu thun hatten, und auch die Krone pflegte er nicht stets zu tragen, denn da sie mit Purpur gefüttert war, machte sie ihm zu warm; heute hatte er sie sich nur aufsetzen lassen, damit Theobald, von dessen nahen er bereits Kunde hatte, ihn gleich für den König halte, und nicht für den Koch.

Jetzt nahm der König das Wort und sprach mit etwas leiser, fettiger Stimme: „Junger Rittersmann! Du hast



Uns einen großen Dienst erwiesen, und Wir müssen Dir den versprochenen Lohn gewähren. Ja, wir müssen, denn Wort halten ist das Grundgesetz des unterirdischen Reiches, welches Wir beherrschen, und im Grunde sollte dieses Grundgesetz auch auf Eurer Oberwelt volle Geltung haben, dem ist aber leider nicht so. Ihr Menschenkinder trachtet mehr nach Mammon als nach dem Reichthum edler Gesinnung, obschon Wir glauben, daß Du eine rühmliche Ausnahme machst. Auch wissen Wir, daß Du nicht für Dich Unseres Dir versprochenen Goldes bedarfst, nein, Du sollst dieß nur empfangen, um guten Gebrauch für Andere damit zu machen, Elend zu mildern, Thränen zu trocknen und Hülfebedürftige zu unterstützen. Für Dich haben Wir noch einen ganz andern bessern Lohn." — Der König schwieg und schöpfte tief Athem; eine so lange Rede hatte er lange nicht gehalten, und das sprechen war sehr angreifend für ihn, wie er überhaupt nicht viel von vielem sprechen hielt, viel lieber aber jedes Versprechen hielt.

Jetzt erblickte Theobald eine große Wage, deren Schaalen jede aus einem einzigen Stücke Silber waren, jede so groß wie ein kleines Wagenrad; in die eine Schaale sprangen Beryll und Spinell, und in die andre legten viele Zwerge große und schwere Klumpen gediegenen Goldes ein, so groß, wie nimmermehr welche in Californien gefunden werden. Aber die beiden kleinen Zwerge machten sich wieder völlig so schwer, wie sie gewesen waren, als Theobald sie fast nicht mehr tragen konnte, und da mußte unbegreiflich viel Gold eingelegt werden, bis die Goldschaale sank, und jene mit Beryll und Spinell sich emporzuheben begann. Als die beiden Schaalen im Gleichgewicht standen, kletterten Beryll und Spinell aus ihrer Schaale herunter, und zahlreiche Zwerglein beluden sich mit dem Golde und trugen es von dannen, denn es wäre eine

starke Zumuthung gewesen, wenn Theobald es selbst hätte zur Oberwelt tragen und schleppen sollen.

„Und nun nimm auch die Dir verheißne allerschönste Braut!“ sprach huldvollst und gnädigst des Königs Majestät, und Theobald erschrak, denn sein Herz hatte noch nicht daran gedacht, sich schon zu vermählen, und noch weniger daran, sich etwas so Kleines herauszusuchen.

„Es ist Unsere eigne Tochter!“ fügte der König mit einigem Nachdruck hinzu: „Sei doch so gut, Adamanten anzublicken!“ Theobald blickte hin, wo ein herrliches, liebreizendes Mädchen stand, eine zwar kleine, zarte Gestalt, aber die Gestalt eines Engels, schimmernd in einem Meere von Glanz und Lieblichkeit, strahlend in der anmuthvollsten Jugendblüthenfrische und von bezaubernder Schönheit. Theobald war ganz hingerissen von diesem Anblick, und konnte die Augen gar nicht mehr abwenden von Adamanten, der wunderschönen Tochter des nichts weniger als schönen Zwergenkönigs Brenz, konnte sich auch im Stillen nicht genug wundern, wie so viele Häßlichkeit des Königs zu so vieler Schönheit der Tochter komme.



Und da faßte Theobald in seinem Herzen gleich eine so heftige Neigung zu Adamanta, daß sie ihm gar nicht so klein vorkam, wie die andern Zwerglein, sondern sie wuchs in dieser Neigung alsbald zur natürlichen Größe eines lieblichen zartgebauten Mädchens der Oberwelt von allerliebsten Formen. Daraus ist zu ersehen, daß die Liebe nicht blind ist, wie man gewöhnlich sagt, sondern daß ihr Scharfblick zauberkräftig ist, das Kleine vergrößert und auch in den Kleinen und Schwachen gar wundersam mächtig ist. Adamanta hatte beim ersten erblicken das größte und herzlichste Wohlgefallen an dem jungen Ritter empfunden, obschon er in ihren Augen keineswegs kleiner erschien, denn es ist ein Naturgesetz, daß das zarte





Weib zu dem Mann ihrer Liebe aufblicken soll. Genug, beide liebten sich, und paßten zu einander, wie der Epheu zur Eiche und die Rebe zum Ulmbaum.

Theobald verhieß nun, in drei Tagen die liebliche kleine Braut abzuholen, da er ihre Ankunft doch erst den Seinen verkünden, und alles auf seiner Felsenburg zu deren glänzendem Empfang vorbereiten wollte.

Hierauf wurde der junge Ritter auf eine ihm selbst unbegreifliche Weise aus dem unterirdischen Reiche wieder in jenes der Oberwelt zurückgebracht, und es war ihm, als er sich an der alten Schachtöffnung fand, als erwache er aus einem zauberhaften Traume. Sein Gang zur Höhe, seine Begegnung mit den Unterirdischen, sein hoher Lohn und sein süßes kleines Bräutchen, alles wirbelte ihm durch die Sinne, und er kam ganz nachdenklich auf seiner Burg an, ohne nur an einen Jagdgang zu denken. Konnte er doch mit dem Waidmannsglück, was der heutige Tag ihm gebracht, zufrieden sein, wenn sich nicht alles als ein wirrer Traum erwieß.

Theobald ordnete alles zum Empfang eines lieben Gastes an, welche Anordnung sehr leicht zu vollziehen war, da sie vieler Hände nicht bedurfte, bestieg am dritten Tage sein Leibroß, welches ein Zelter von arabischer Zucht war, sagte übrigens Niemand, wohin er reite, und ritt von dannen. Als er den steilen Burgweg hinab und über den Steg hinüber war, der über den Bach lief, welcher die Thalrinne durchrollte, die das Schloß von dem felsigen Kreuzhügel trennte, und nahe am alten Schacht, stieg er ab, band sein Roß an grasreicher Stelle an einen Baum, und schritt zum Berge hinan, um nach gewohnter Weise den Tag mit Gebet zu beginnen. Als er vom Berge wieder niederstieg, siehe da war sein holdes klei-

nes Bräutchen schon zur Fahrt aufs Schloß bereit, und harrte seiner.

Aus guten Gründen war Theobald allein zum alten Stollen geritten, denn er hielt nicht für nothwendig, daß seine Umgebung wisse, woher die neue Herrin stamme, die er in sein Schloß führte, weil der vorlaute Vorwitz sonst eine willkommne Gelegenheit gefunden hätte, zu sagen: „Sie ist nicht weit her," da doch bekanntlich so ziemlich alles recht weit her sein muß bei den lieben Deutschen, wenn es etwas gelten und bedeuten soll.

Als nun Theobald sein holdes Bräutchen auf den Zelter emporgehoben, und sich selbst in den Sattel geschwungen hatte, siehe, da kam ein prachtvoller Schmetterling geflogen, eine Phaläna, die setzte sich einen Augenblick auf Adamanta's Hand, als wollte sie diese kleine niedliche Hand küssen, war aber gleich darauf hinweg; wie die Phaläna fort war, hatte Adamanta einen herrlichen Stein in der Hand, der in himmelblauer Farbe glänzte, so rein und klar, wie das Auge eines unschuldvollen Kindes. Auf diesem Steine stand das Wort: Treulieb.

Adamanta hielt den schönen Stein sehr fest, und verwahrte ihn gut und sicher.

Im Schlosse wurde Adamanta mit Jubel empfangen, Niemand sah ihr die Unterirdische an, vielmehr erschien sie den Augen Aller in überirdischer und bezaubernder Schönheit, und alle Herzen schlugen ihr mit Liebe entgegen.

Theobald fand in seinem Keller alle das viele Gold, welches ihm König Brenz hatte verabfolgen lassen, und machte davon den besten Gebrauch.

Adamanta war auch wirklich lieb und seelengut, aber doch etwas scheu und schüchtern, auch konnte sie blendendes Licht nicht vertragen, die Augen schmerzten ihr davon, wohl aber erfreute sie sich am Abglanz des Lichtes, und blickte getrost



nach dem Kreuze auf der Berghöhe ihrem Schlosse gegenüber, wenn die Morgensonne mit ihren Strahlen es küßte und überflammte.

Wenn Adamanten die Augen schmerzten, durfte sie nur den Stein Treulieb auf die Augenlieder legen, gleich war aller Schmerz hinweg.

Eines Tages war Ritter Theobald vom Felsen zur Jagd gezogen, und Adamanta war allein, und betrachtete ihren schönen Stein mit großer Liebe und Innigkeit, denn sie wußte wohl, daß er ein Talisman war. Und da küßte Adamanta den schönen Stein.

Und wie Adamanta den Stein küßte, so hatte sie denselben nicht mehr in ihrer Hand, und vor ihr stand eine kleine Gestalt, die auch eine Zwergin war, aber sehr schön, die umarmte Adamanta und sagte zu ihr: „Wisse, daß ich Deine Mutter bin — ja staune nur, Du geliebtes Kind — ich bin Deine Mutter Hyacinthe, die Du nie gesehen hast, denn mein Gemahl, der König Brenz, Dein Vater, hat mich in harter Gefangenschaft gehalten, weil ich den Menschenkindern gern Gutes that, weil ich sie oft vor den tückischen Streichen der bösen Kobolde schützte, weil ich auch am Abglanze der Sonne mich freute, wenn sie die Morgen- und Abendwolken mit Purpur malte, und sie mit lichtem Golde säumte. Einmal fand ich ein gemaltes Bildchen, darauf ein Cruzifix, das brachte ich freudig mit in die Unterwelt, da ergrimmte der König, mein Gemahl, und ließ mich in eine Felsengrotte einsperren, in welche nie ein Strahl des Lichtes drang, und wo ich lange Zeit sehr unglücklich war, zumal weil ich auch Dich, mein süßes Kind, entbehrte, und Dir entrissen war. Einstmals aber geschah es, daß ich vom Schlummer erwachend, ein Dämmerlicht gewahrte; es drang von oben ein Strahl herein,

und da ich die Gabe der Verwandlung besitze, so entschlüpfte ich als Phaläna meiner Gefängnißkluft. Eine Baumwurzel hatte durch ihr Wachsen den Felsen gesprengt, und so war ich frei geworden. Und da sah ich Dich mit unendlicher Freude bei Deinem herrlichen Gemahl, und weil mein Herz mich zu Dir, und nur zu Dir zog, so flog ich auf Deine Hand, und verwandelte mich in den Talisman Treulieb, in dessen Gestalt ich immer bei Dir blieb, denn Mutterliebe und Muttertreue weicht und wankt nicht von ihrem Kinde. Und nun will ich auch ferner bei Dir bleiben, in Gestalt des Zaubersteines, und so oft Du diesen küssest, so oft küssest Du mich, und ich werde Dir dann jedesmal sichtbar werden, dieses thue besonders dann, mein Kind, wenn Du Trost bedarfst."

„O meine gute, süße, herzensliebe Mutter!" rief Adamanta aus, und küßte Hyacinthe: „wie glücklich machst Du mich! Immer, immer will ich Dich zu mir rufen, doch des Trostes werde ich wohl nie bedürfen, denn ich bin ja ganz glücklich."

„Ach, mein theures Kind," erwiederte Hyacinthe: „Es giebt auch auf der Oberwelt so starre und harte Fesseln, als jene waren, die mich drunten drückten und bannten. Darum bitte ich Dich, berühre nicht allzusehr die Erde, damit die Unterirdischen, die uns nachstellen, und uns feindlich gesinnt sind, weil wir uns dem Lichte zugewandt haben, nicht Gewalt über Dich gewinnen."

Adamanta verstand nicht ganz, was die warnende Mutter mit dieser Rede meinte, aber sie sollte es noch verstehen lernen

Unter dem Hausgesinde Theobalds befand sich auch ein Zwerg, denn es war zur Ritterzeit Brauch, daß solche kleine häßliche Kröpel von reichen Burgherren zur Kurzweil und zu kleinen Diensten gehalten wurden. Sie erschienen insgemein

als drollige Spaßmacher, waren aber von heimlich tückischer Gemüthsart. Heutzutage hält man an den Höfen und in den ritterlichen Schlössern solche kleine Narren und Kobolde nicht mehr. Nickel Mulm, dieß war der Name des häßlichen Burgzwergs, war der Einzige im Schlosse, auf den Adamanta's Schönheit und Lieblichkeit keinen Eindruck machte; sie erschien ihm weder größer noch schöner, wie er selbst war, und er warf gleich ein Auge des Hasses auf sie, weil er fürchtete, sie werde wohl an ihm ebenfalls kein sonderliches Wohlgefallen finden, was allerdings auch völlig eintraf.

Als nun eines Tages der Zwerg sich im Hofe herum tummelte, wie Theobald mit seiner Adamanta einen Spaziergang in den Schloßgarten machen wollte, trat Nickel dem Paare nach frecher Narrenart in den Weg, und grölzte: „Guten Abend, Herr Ritter, guten Abend edle Frau Muhme, klein geboren!“ Adamanta wandte sich beleidigt und vor Schaam erglühend, ab, und Theobald ließ dem vorlauten Narren tüchtig die Peitsche geben, und ihn in das Hundeloch sperren, wodurch er aber nur den bittern Haß gegen seine Gemahlin in der Brust des niedern Knechtes zur Wuth steigerte.

Am andern Tage hörte Theobald den Narren im Hundeloch singen:

„Kleingeboren,
Hocherkoren,
Au — au — au!
Hochgeboren
Witz verloren;
Wau — wau — wau.“

Ein andres Mal, als Nickel wieder frei war, hatte er eine Gänseblume in einen Blumentopf gepflanzt, und vom Schreiber einen Vers an den Topf schreiben lassen, welcher lautete:

Du bist meine Muhme, Du bleibst meine Muhme,
Du liebe kleine Gänseblume.



Und so trieb es der Nickel Mulm fort, voller Arglist und Bosheit, und achtete es gar nicht, wenn er auch manchesmal die Peitsche bekam und eingesperrt wurde, er schoß einen Giftpfeil des Hohnes und der Verdächtigung nach dem andern gegen die Herrin ab, und so geschah es, daß es ihm endlich nach und nach gelang, Adamanten in den Augen ihres Gemahls ernstlich zu verkleinern.

Theobald schaute sie mit forschenden Blicken an, fand sie wirklich sehr klein, übermäßig klein, ganz unverhältnißmäßig klein, auch weniger schön, als sie ihm früher vorgekommen, und fing fast an, sich zu schämen, daß er eine so gar kleine winzige Frau habe.

Daran dachte Theobald nicht, wie glücklich Adamante ihn gemacht hatte, wie lieb sie ihm gewesen war, wie innig sie an ihm hing, wie überreich ihre Mitgift gewesen, und wie regelmäßig ihre Körperformen, wie klar und schön ihre Augen waren. War sie klein, nun so war immer noch die Frage, ob er ein größeres Glück, als in ihrem Besitz, je erlangt hätte, ob es nicht auch unter den Engeln im Himmel kleine giebt? Sie werden gewiß nicht alle Riesen sein, und wohnt nicht auch in kleinen Frauen eine Fülle von Liebe, von Gemüth, von seelenvoller Empfindung? Kann nicht auch in einem kleinen Körper ein großes Herz schlagen, eine große Seele leben? Und ist die Lieblichkeit, die kindlich zarte, hingebende, anschmiegsame und doch dabei feurige und lebenvolle Natur der nicht mit Körpergröße Begabten nichts? — Ganz sicher, Theobald war ein Thor, daß er auf das Geschwätz und Gespött eines bösen koboldhaften Narren hörte, sein reines Glück sich verscherzte, und Adamanta nicht mehr wie früher, mit den alles verschönenden und vergrößernden Augen der Liebe ansah.



Adamanta empfand mit gar tiefem Schmerz die Abnahme der Liebe ihres Gemahls, und wurde traurig, und Trauer und Kummer pflegen nicht schön zu machen. Sie kam sich nun selbst gar sehr klein vor, da sie nicht mehr in seiner Liebe wachsen konnte, wie früher doch zu ihrem unbegrenzten Glück der Fall gewesen.

Während nun Theobald sich seine holde Adamanta so hatte verkleinern lassen, und Adamanta sich grämte, hatte Nickel vertraulichen Verkehr mit den Koboldén angeknüpft, die ihm und seiner Natur nahe verwandt waren; besonders war es einer derselben, Namens Realgar, derselbe welcher den Kerker Hyacinthens bewacht hatte, und der außer sich über ihre Flucht, auch in des Königs Ungnade gefallen war, der mit Nickel Mulm häufig an einem andern alten Schachtloch, dicht unter der Burgmauer, Zwiesprach hielt, wo allerley hochgeschossenes Unkraut, Brennnesseln, Bettelläuse und stinkende Melden ein schattenhaftes Gestripp bildeten.

König Brenz wollte Hyacinthen wieder haben, welche in Gestalt des Steines Treulieb von Adamanten unzertrennlich war, und folglich galt es, letztern in die Gewalt zu bekommen, daher Realgar ihr fleißig auflauerte. Abends schwirrte er als Fledermaus an ihrem Fenster herum, am Tage lauerte er als Salamander am Fußpfade des Gartens, oder hüpfte als Kröte durch das feuchte Gras.

Indessen hatten Spinell und Beryll wahrgenommen, daß Realgar im Bunde mit Nickel Mulm auf Tücke sinne, und da sie an Theobald aus Dankbarkeit und an Adamanta aus Verehrung hingen, auch ihre Naturen viel edlerer Art und keine solche häßliche Kobold- und Nickelnaturen waren, so beschlossen sie, heimlich den bösen Anschlägen der Feinde Adamanta's entgegen zu arbeiten.





Eines Tages gegen Abend war Adamanta so recht innig tief betrübt und wehmuthvoll bewegt, Theobald sprach nur selten noch und wenig mit ihr, es war, als sei ein Giftsame auf ihr Glück und ihre Liebe gestreut — und sie wußte gar nicht, sich vor Schmerz zu lassen.

Sie zog zum erstenmale ein Trauergewand an, und vergaß allen Schmuck, den sie bei Seite gelegt hatte, wieder anzulegen, traurig wandelte sie im Burggarten umher, der eine hohe Terrasse über der Mauer bildete, und ein schattenreiches Plätzchen darbot, das mit schwellendem Moose überpolstert war. Dort sank Adamanta halb bewußtlos nieder und vergoß eine Fluth von Thränen.

Und da gewannen die Unterirdischen Gewalt über sie, unten an der Mauer lauerte Nickel, und oben kroch Realgar als gelbgrünliche Eidechse — und verwandelte sich in seine wahre Gestalt, trat auf Nickels Schultern, und versuchte Adamanta in die Tiefe zu ziehen.

Diese fühlte, daß etwas sie niederzog, aber sie konnte nicht widerstreben, ihre Glieder waren erstarrt, die Erdenmacht umschlang sie fester und fester. Sie dachte an ihre Mutter, wollte diese rufen, aber da fiel ihr mit Schrecken ein, daß sie den Stein Treulieb auch abgelegt habe mit ihrem übrigen Schmucke, und daß sie jetzt ganz verlassen sei.

Mittlerweile irrte Theobald in der Burgesnähe herum, in trüben und verwirrten Gedanken, da sang über ihm plötzlich auf einem Baum ein Vogel:

„Theobald, Theobald!
Rette Dein Liebstes bald!
Ueber ein Kleines
Hast Du gar keines.
Besser die Kleine
Bliebe die Deine.







Denn wenn die Liebe stirbt
Leben und Lust verdirbt.
Schließe den Edelstein
Fest in das Herz Dir ein!"

Theobald horchte hoch auf, und sah zum Baume empor, da saß oben gar kein Vogel, sondern Beryll, ganz grün, wie helles glänzendes Baumlaub, schaukelte sich auf einem Zweige, und flüsterte halb lachend, halb singend, zu ihm nieder:

„Verrath auf der Lauer
Unter der Mauer,
Tückebedroht
Leidet sie Noth.
Theobald, Theobald
Rette Dein Liebstes bald!"

Theobald eilte raschen Schrittes auf die Stelle zu, nach welcher der Gnom Beryll gedeutet hatte, und war sehr ängstlich, denn Beryll hatte ihm das Erwachen der früheren Liebe in das Herz hinein gesungen; schon sah er Adamanta regungslos liegen, sah wie Realgar sie gepackt hatte, und sie über die Mauer hinabziehen wollte, wäre am Ende auch zu spät gekommen; aber da kam plötzlich ein flinkes Eichhörnchen, das sprang aus einem Fenster des Schlosses auf einen Erkergiebel herab, und vom Giebel auf eine Zinne, mit der die Mauer gekrönt war, und trug im Munde einen glänzenden blauen Stein, und von der Zinne sprang es alsbald auf Adamanten, und legte ihr den Stein auf den Mund und biß Realgar tüchtig in die Finger. Theobald sprang jetzt auch hinzu, entriß Adamanta den Händen ihres Feindes, und stieß mit ihren Füßen so gegen Realgars Kopf, daß dieser von Nickels Schultern köpflings über stürzte, und in den Abgrund, gerade in das Schachtloch hinein. Nickel Mulm erschrak, wie der Zwerg von seiner Schulter polterte, und so geschwind in die Oeffnung fiel, lief hin, und guckte hinein, so tief er

konnte. Mit einem Male saß ihm etwas Schweres auf dem Halse, so daß er den Kopf nicht zurückziehen konnte, und unter seinen Beinen war es, als würde die Erde weggezogen, und jetzt that er einen Schrei, gleich darauf verging ihm hören und sehen, und erst nach einer Minute hörte man aus jäher Tiefe des Schachtes herauf einen dumpfen, schweren Fall. Spinell war das Eichhörnchen, und hatte sich in seiner wahren Gestalt als Zwerg in einem lauchgrünen Röcklein auf Nickels Hals gesetzt, und sich sehr schwer gemacht, Beryll hatte gehoben, und so war Nickel Mulm in die Tiefe befördert worden.

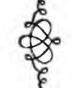
Theobald hielt seine jetzt schon wieder geliebte Adamanta in den Armen, und suchte sie in das Leben zurück zu rufen, bei ihm stand Hyancinthe, und stand ihm bei, und gegenüber hob sich, goldumfluthet vom Abendglanz, das Kreuz hehr und schön. Dorthin fiel Adamantens erster Blick, als sie in den Armen Theobalds wieder zum Bewußtseiu kam, und wie Theobalds Liebe zu ihr wieder mächtig wuchs, so wuchs Adamanta selbst in seinen Augen wieder zu voller Wohlgestalt, an der er sein volles Wohlgefallen hatte.

Die Liebe währte nun ungestört und ungetrübt fort; Hyacinthe blieb bei der Tochter und wurde von Theobald sehr verehrt. Ueber die Schachtlöcher aber ließ Theobald Kreuze legen, wodurch er die Rückkehr böser und tückischer Kobolde für immer versperrte, damit seiner Liebe keine fernere Gefahr drohe. Inmitten eines jeden solchen Kreuzes aber ließ er einen blauen Stein einsetzen, den er durch die eingegrabene Schrift: „Treulieb“ zum erinnerungreichen Talismann weihte.

So war der hülfreichen Milde des frommen Ritters Theobald gegen die dem Untergang schon geweihten Zwerge Beryll und Spinell zunächst ein herrlicher Lohn geworden; die unter-



irdische Schönheit wurde im Lichte zu einer überirdischen verklärt, als köstlichste Mitgift wurde ihr Liebe und Treue, die in der Mutterliebe unwandelbar vereinigt blühen. Aber auch die Prüfung blieb ihr nicht erspart; sie mußte, ohngeachtet sie so glücklich war, den tiefen Schmerz erfahren, nicht mehr geliebt zu sein, und sich in alle der Schwäche und Ohnmacht fühlen, die der Mensch empfindet, wenn er sich von dem Glück verlassen sieht, das die Liebe gewährt. Allem Hohen und Edlen droht durch das Niedere in den Staub gezogen zu werdeu, wie Realgar Adamanta niederzuziehen strebte, wohl dann, wenn noch rettende Genien zur Hülfe bereit sind, und die erloschene Liebe neu beleben, die verloren geglaubte Treue wieder bringen. Das Niedere stürzt in die Abgründe zurück, daraus es entstiegen, und die erhabene Tugend feiert im Schirme des Glaubens und des Rechtes ihren ewigen Sieg.







Ein Tag im verwünschten Schlosse.

Kinder-Märchen.

In stiller Gegend lag ein stattliches Schloß auf kleiner Anhöhe, die sich nach der Rückseite verflachte, und von der ein großer Theil in einen umfangreichen Baum- und Blumengarten verwandelt war, dessen Anlage noch von dem Geschmack in der Gartenkunst aus der Zeit des siebenjährigen Krieges zeugte. Am Fuße des Schloßberges — so genannt, obgleich die Höhe kaum den Namen eines mäßigen Hügels verdiente, breiteten sich die bescheidenen Häuser und Hütten eines kleinen Dörfchens aus, über welche, etwas verdeckt und umschattet von uralten Linden, das Kirchlein empor ragte. Hinter dem Kirchlein lag der Friedhof der kleinen Gemeinde, ebenfalls von allerlei Bäumen und wild emporgeschoßten Strauchwerk dicht umschattet, und sonach ziemlich düster, ja fast unheimlich und graulich, oder aber, wenn heller Sonnenschein mit siegreicher Macht dennoch hie und da durch das Laubdach der Bäume blitzte, ein Bild des tiefsten melancholischen Friedens.

Das Dorf lag sammt dem Schlosse darüber fern ab von lebhaften Heerstraßen, auch mehr als stundenfern von seinen Nachbardörfern, mit denen dessen Bewohner gar wenigen Verkehr hatten. Diese Bewohner waren sehr einfache und auch



sehr beschränkte Landleute, zu denen von der Außenwelt sehr selten eine Kunde drang, und die auch nach solchen Kunden kein sonderliches Verlangen trugen. Zudem lag das Dorf so auf einer Grenze zwischen zwei Königreichen oder etwa auch Herzogthümern, daß sich etwas ganz unerhörtes bei ihm fand — nämlich, die Leute wußten gar nicht, wem sie als Unterthanen gehörten.

Das kam daher, daß der Ort seit langen, undenklichen Zeiten vergessen war. Der eine Staat zur rechten glaubte nicht anders, als Schloß und Dorf Fichtenwalde gehöre dem Nachbar zur linken, und dieser letztere glaubte, es gehöre dem Nachbar zur rechten, daher wurden von keinem dieser Nachbarstaaten junge Leute als Rekruten und künftige Vaterlandsvertheidiger ausgehoben, worüber kein Mensch im Dorfe böse war; ebenso wenig wurden Steuern erhoben, wogegen durchaus keine Beschwerde geführt wurde. Den Pfarrer und den Schullehrer besoldete die kleine Gemeinde selbst, das heißt, sie gab beiden freie Wohnung und Feld, Wiesen, Gärten und Holz, so viel sie brauchten, auch sonstige Gaben an allerlei Zehnten, so daß beide ihr genügendes Auskommen hatten, zumal ihre Bedürfnisse gering waren. Die Anstellung beider Männer besorgte keine Behörde, sondern wenn der Pfarrer oder der Schullehrer alt und arbeitmüde waren, so suchten sie sich einen andern Gehülfen, der dann in der Regel eine Pfarrer- oder Schullehrertochter, an welchen niemals ein Mangel war, heirathete, und wenn die Alten sich hinlegten und das zeitliche segneten, so traten die jungen Männer durch Gemeindebeschluß in deren Dienste ohne Weiteres ein. So war es schon seit undenklichen Zeiten gewesen und gehalten worden im Dörflein Fichtenwalde. Das Schloß aber nannten die Leute im Dorfe, weil es so öde war und so vergessen, nur



das verwünschte Schloß. Droben im Schlosse war nie eine Herrschaft gewesen; die ältesten Leute konnten sich einer solchen nicht erinnern. Es wurde von einer alten Haushälterin bewohnt, welche Lisa hieß, und die Schwägerin des vormaligen Försters gewesen war. Dieser Förster war sammt seiner Hausfrau in jungen Jahren verstorben, und hatte nur ein einziges Kind, ein Mädchen hinterlassen, welches die alte Lisa zu sich genommen hatte und erzog. Dieses Kind hieß Floribella, außer Floribellen aber war noch ein jüngeres, schönes Kind da, auch ein Mädchen, welches Cölestine hieß. Sodann lebte noch ein alter, seltsamer Mann im Schlosse, der gewöhnlich ganz einsam für sich blieb, und allerlei Geschäfte versah. Er war Haushofmeister und Gärtner in einer Person, und als der Förster gestorben war, welcher noch keinen Gehülfen gebraucht, sonst hätte dieser etwa in späteren Jahren Floribella heirathen und wieder Förster werden können — so trat der alte Heiner, dieß war der Name des einsiedlerischen Mannes, auch die Försterstelle an, und versah dieselbe ohne allen Gehalt. Vom Gehalt war auch auf dem Schlosse gar keine Rede. Der Obst- und Gemüsegarten, ein kleiner Weinberg und der nahe wildreiche Forst, lieferten so reichlichen Ertrag, daß derselbe unter guter Bewirtschaftung für so wenige Personen mehr als ausreichte und die Bestreitung jeder bescheidenen Bedürfnisse für dieselben deckte. Der alte Heiner war gar ein wunderlicher Mann, wie der Weiterverlauf dieses Mährleins ans Licht bringen wird, er hatte Jungfrau Lisa, als sie noch jung war, sehr gern gesehen, und sie ihn noch mehr, ja sie sah ihn noch immer gern und hatte viele Nachsicht mit seinen Grillen und seinem seltsamen, eigenthümlichen Wesen. Daß auch Heiner Lisa noch so gern gesehen, wie in der Jugend, darf nicht behauptet werden. Der Himmel hatte es einmal so gefügt, daß beide



nicht Mann und Frau geworden, und Heiner murrte nicht über diese Fügung des Himmels, sondern ehrte Lisa wie eine Muhme oder sonstige ehrbare Verwandte, mit der er häufig zankte und sehr brummig that, denn auf die Länge pflegen sich alte Leute in so einsamen Schlössern nicht zu vertragen; aber er war auch wieder sehr gut gegen Lisa, um so mehr, da er die kleine Floribella so sehr und so herzlich liebte, als sei dieselbe seine eigene Enkelin.

So still nun die Gegend, so friedlich das Dörfchen Fichtenwalde, und so einförmig das Leben der beiden alten Leute in dem großen, sehr öden, aber äußerst gut und dauerhaft gebauten Schlosse, das deshalb auch allen Stürmen trotzte, war, so darf doch nicht unerwähnt bleiben, daß es einen Tag gegeben hatte, welcher auf eine gar auffallende Weise die Stille dieses Hauses unterbrochen hatte. An diesem Tage — er war Heiner und Lisa unvergeßlich — war ein vierspänniger Reisewagen mit einem blasenden Postillon plötzlich an- und in den Hof eingefahren, Diener vorn auf dem Kutschersitze, und hinterdrein war noch eine Kutsche gekommen und Leute drinnen, und in der ersten Kutsche, die sehr stattlich gebaut und verziert war, hatte nein Herr und eine Dame und ein sehr schönes, zartes Kind gesessen; der Herr und die Dame hatten sehr betrübt und fast krank ausgesehen, auch hatte die Dame oft ihr Tuch an die Augen gedrückt, welches von vielen vergossenen Thränen schon ganz feucht gewesen.

Heiner und Lisa hatten ganz erstaunt das alles gesehen, und noch mehr verwundert waren sie gewesen, als der vornehme Herr ausstieg, die Dame ebenfalls und ein Diener das Kind aus dem Wagen hob. Der Herr führte die Dame geradezu nach der Thüre des Schlosses, sagte zu Heiner und Lisa: „Guten Tag, ihr Leute!“ die Dame aber sagte gar



nichts, und der Diener mit dem schönen kleinen Mädchen folgte, und sie gingen alle in das Haus und die Treppe hinauf in die Zimmer hinein; auch folgte noch ein zweiter Diener, der einen Kasten aus dem Wagen gehoben hatte, und diesen Kasten hinauf trug. Heiner und Lisa standen wie zwei Bildsäulen an den Thürpfeilern, und wußten nicht was sie sagen sollten, sagten auch aus diesem Grunde wirklich nichts, sondern sie dachten nur: Das muß die gnädige Schloßherrschaft sein, und wenn sie uns was befehlen will, wird sie uns schon rufen lassen.

Als jener Diener, der den Kasten hinauf getragen hatte, die breite steinerne Treppe wieder herunter kam, sagte er zu Heiner und Lisa: „Gehet hinauf, der gnädigste Herr wollen euch sprechen!" Darauf ging der Diener wieder aus dem Hause nach dem Wagen hin; aus dem zweiten Wagen, welcher dem ersten gefolgt war, stieg niemand aus. Es saßen Herren und Damen darin, und die Damen hatten schwarze Kleider an und bewegten viel ihre weißen Taschentücher, weil sie weinten. Dieser Wagen fuhr sogleich weiter. Hintennach kam noch ein mit nur zwei Pferden bespannter Wagen, in welchem niemand saß.

Als Heiner und Lisa mit seltsamem bangen die Stufen emporschritten, begegnete ihnen auf der Treppe der erste Diener, der das schöne, kleine Mädchen hinauf geführt hatte, und sprach: „Eilet euch! Der gnädigste Herr und die gnädigste Frau eilen sehr!" und indem der Diener dieses sprach, schluchzte er heftig und es rollten große Zähren über seine Wangen nieder.

Wie nun Heiner und Lisa in den Saal traten und ungeschickt genug ihren Bückling und Knix machten, sahen sie, daß der Herr in einem Armsessel sich niedergelassen hatte, und



die Dame saß auf dem Ruhebette und beide hatten zwischen sich das kleine, schöne Mädchen, welches ein Gesicht voll ernster und stolzer Ruhe zeigte, als ob der Abglanz eines überirdischen Friedens es beleuchte. Die Dame aber brachte das Thränentuch nicht von ihren Augen.

„Hört an ihr lieben Leute!" sprach jetzt der Herr mit milder Stimme, durch die ein Schmerz bebte: „Ihr seht hier vor euch ein theures und heißgeliebtes Kind, unser höchstes Gut auf dieser Erde. Dieses Kind übergeben wir euch in die sorgsamste, treueste Huth und Pflege. Wir binden es euch auf die Seele, bewacht und behüthet es wie euern Augapfel. Cölestine ist sanft und gut, und es ist ihr befohlen, euch zu folgen. Der Pfarrer und der Schullehrer sollen Cölestinen in Religion und nützlichen Wissenschaften unterweisen, doch damit erst nach Verlauf eines Jahres beginnen, wenn sie unterdeß nicht abgeholt wird. Sie soll die Kleider eines Landmädchens tragen. Allen Leuten, es frage danach wer da wolle, sollt ihr sagen, das Kind sei eure Verwandte, und sei eine Waise. In jener Kiste, welche hier bleibt, findet ihr Stoffe zu Kleidern, auch Geld zur Bestreitung aller Ausgaben. Ihre Kost sei einfach, wie die eurige, ihr Getränk sei Milch und reines Wasser. Gönnt ihr viel im Garten zu spielen und in freier Luft sich zu bewegen. Ein Geschirr, Wagen und Pferde, bleibt hier zur Verfügung, wenn sie spatzieren fahren will, doch soll sie nie allein ausfahren, und auch nicht über eine halbe Stunde Weges von dem Dorfe." — Als der Herr dieses gesprochen hatte, seufzte er tief, schloß heftig das Kind in seine Arme, küßte es, und sprach: „Es muß geschieden sein! Gott sei mit Dir, mein geliebtes Kind! Er nehme Dich in seinen allmächtigen Schutz. Mutter! Sei stark!" — Da erhob sich die Dame und empfing aus des



Mannes Armen das Kind und herzte und drückte es, und benetzte es mit ihren Thränen, und sprach zu ihm in einer fremden Sprache eine Fülle rascher, liebevoller, segnender Worte, dann riß sie sich los, nahm fast wankend, den Arm des Gemahles, der sie aus dem Zimmer und die Treppe herab führte, und zum Wagen geleitete. Ernst und schweigend setzte das trauernde Paar sich ein, und die Diener stiegen auf ihre Sitze, und der Kutscher, der den leeren Wagen gebracht, fand auch noch einen Platz und dahin fuhr der Reisewagen in rascher Eile, und das Posthorn schmetterte fern und immer ferner.

Cölestine, das verlassene, vornehme Kind, stand voll Ruhe, tief bewegt, gedankenvoll, aber sie weinte nur wenig, sie kannte noch nicht die ganze Schwere des Wortes, von Vater und Mutter verlassen zu sein.

Seit diesem Ereigniß war die gewöhnliche Stille des Schlosses nicht wieder unterbrochen worden.

Das erste was Heiner damals that, war, daß er nach seiner Art zu fluchen begann: „Potz Pferdewurz und Stallkraut! Potz Peitschenstock und Haferschwingel! Nun muß ich alter Kerl auch noch ein Kutscher werden, nachdem ich Kastellan, Gärtner und Förster alles so nach und nach in diesem alten verwünschten Schlosse geworden bin! O Roßpappel und Fahrsamen!" Damit eilte Heiner zu dem von seinem Kutscher verlassenen Wagen, schaute mit freudig staunendem Blicke das stattliche, wohlgenährte Rossepaar an, dem man es, nebst dem Geschirre ansah, daß es aus einem Marstall stamme, und pfiff einem Knecht, der als Gartenarbeiter beschäftigt war, herbeizukommen, beim ausspannen behülflich zu sein und den Wagen in einen Schoppen unterzubringen, zuvor aber im Stalle einige Stände schön zu säubern, frisches

Wasser zu holen, und so alle die Sorgen, welche die Pflege und Wartung von ein Paar Kutschpferden erfordert, mit zu übernehmen. Dabei murmelte Heiner immerfort: „Potz Herrenpilz und Herzgespann! Ist das ein schönes Gespann von Pferden! Glatt wie Aale! Feist wie Hirsche! Potz Hindläufte und Rehheide! Beine wie Schmaalthiere!“ —

Heiner hatte eine wunderliche Art und Weise zu fluchen. Es kamen ihm, als einem erfahrenen Gärtner und Kräuterkenner, immer allerlei Pflanzennamen in den Sinn, deren er sich statt anderer Flüche bediente, und so meinte er mit der Pferdewurz die stengellose Wetterdistel, mit dem Stallkraut das gelbe Löwenmaul, Peitschenstock heißt der in Gärten gezogene Affodill, und Haferschwingel ist ein gutes Futtergras, wie Trespe; Roßpappel heißt die Waldmalve und Fahrsamen ist soviel wie Farrensamen. Herrenpilz ist ein wohlschmeckender eßbarer Schwamm, und Herzgespann eine früher gebräuchliche Arzneipflanze; Hindläufte ist die wohlbekannte Cichorie, das leidige Kaffeeersatzmittel, und Rehheide ist der bekannte Ginster.

Jungfrau Lisa näherte sich dem verlassenen Kinde mit schnell erwachter, mütterlicher Zärtlichkeit, und bot ihm gutmüthig die Hand, wollte es auch umfangen und küssen. Letzteres wehrte Cölestine mit einer sanften aber entschiedenen Bewegung ab, doch gab sie der alten Lisa mit wehmüthiger Freundlichkeit die Hand, und als Lisa in Verlegenheit nicht recht wußte, was sie sagen sollte, wurde sie dieser Verlegenheit schnell entrissen, indem die Saalthüre aufging, und die kleine Floribella mit einer Schürze voll Blumen eintrat, und rief: „Muhme Lisa! Muhme Lisa! Wo steckst Du denn? Hast Du nichts gehört? Ein Postillon hat wunderschön geblasen und zwei Wagen sind am Schlosse vorbeigefahren, ach so prächtig — ich war gerade im Garten und habe durch die



Zaunlücken geguckt!“ Jetzt erst sah Floribella Cölestinen stehen und erschrak so sehr, daß sie alle Blumen aus ihrer Schürze an den Boden fallen ließ, und rief: „Ei du lieber Himmel! Wer ist denn die Kleine? Wo kommt denn die Kleine her, Muhme Lisa?“ —

Floribella war ein oder anderthalb Jahre älter wie Cölestine, und hübsch groß für ihr Alter, daher glaubte sie sich völlig berechtigt, das fremde jüngere Kind „die Kleine“ zu nennen.

„Sei artig, Floribella! Gieb der jungen Dame ein Händchen! Sei recht gut gegen sie, sie bleibt bei uns, da hast Du ein liebes Spielkamerädchen!“ ermahnte Jungfrau Lisa. „Bleibt da, Kinder, ich will gehen und Milch und Brod und Butter bringen, das Fräulein wird gewiß hungrig und durstig sein.“

Als Lisa den Saal verlassen hatte, sahen die beiden Kinder einander mit großen Augen gegenseitig an, erst ein wenig blöd und schüchtern, und keines redete, doch als Floribella rasch aus den ihr entfallenen Blumen einige der schönsten zu einem Sträuschen ordnete, und dieß Cölestine reichte, war der Faden der Unterhaltung gefunden. Cölestine machte ein äußerst vornehmes Knixchen und sprach: „Ich danke schön! Wie heißest Du?“ — „Ich heiße Floribella!“ antwortete das Förstertöchterlein, und knüpfte alsobald an seine Antwort die Frage: „Und Du? Wie heißest Du?“

Auf die jetzt blassen Wangen des fremden Kindes flog eine flüchtige Röthe, und es antwortete: „Eigentlich heiße ich nicht Du. — Parlez vous français, Mademoiselle?“

„Wie? Perle und Franzen, Made und Morselle? Das ist ein pudelnärrischer Name!“ lachte Floribella: „so kannst Du unmöglich heißen!“ Ein schmerzliches Lächeln glitt über



die Züge des fremden Kindes, und es sprach: „Du verstandest nicht, was ich fragte, das ist schon Antwort genug. Ich heiße Cölestine."

„Und wo kamst Du her, kleine Cölestine? Wer sind Deine Aeltern? Wer bist Du?" forschte Floribella mit großer Neugierde weiter.

„Ich komme aus meines Vaters Schloß, mein Vater ist ein regierender Landesfürst, mich nannte man Prinzeßchen!" antwortete Cölestine langsam und betonend — und Floribella schlug verwundert die Händchen zusammen, und rief: „Ein Prinzeßchen bist Du! Ei, das ist ja wunderschön! Muhme Lisa hat mir schon so viel von Prinzeßchen erzählt, und nun ist gar eins da!" Jetzt kam Lisa mit dem vorhin von ihr erwähnten Frühstück herein, und Floribella stürmte ihr entgegen, daß sie ihr fast den Milchtopf aus der Hand gerannt hätte, und jubelte: „Muhme Lisa! Muhme Lisa! Denke Dir, das ist ein Prinzeßchen!" Und dann flog sie auf Cölestine zu, warf sich ihr an den Hals und rief: „Prinzeßchen, Dich will ich sehr lieb haben! Du sollst mein Schwesterchen sein, weil ich keines habe, und sollst auch alles haben was ich habe, den ganzen Garten und alle Blumen drin, auch die Nachtigall, die so wunderschön auf dem alten Vogelkirschbaum singt, die schenk' ich Dir!"

Cölestine versuchte nicht, sich der stürmischen Liebkosung des lebhaften älteren Kindes zu erwehren, sie sprach vielmehr, als Floribella wieder ruhiger vor ihr stand, mit vieler Freundlichkeit: „Ich nehme alles dankbar an, was mir hier gutes geboten wird, denn mir wurde befohlen, hier sehr folgsam zu sein. Wenn ein Garten da ist, so freut mich das sehr, obschon er nicht so schön sein wird, wie der Garten an un-



serm Schlosse. Wie viele Bäume sind denn hier bei Euch in der Orangerie, und wie viele Gewächshäuser sind im Garten?"

Auf diese Frage, welche Floribella mit offenem Munde anhörte, glaubte Lisa antworten zu müssen, und sie sprach: Gnädiges Prinzeßchen halten zu Gnaden, Ohrenscheeren haben wir nicht, und die Baumscheere, welche da war, ist seit einiger Zeit abhanden gekommen, und zwar auf diebische Weise, wie wir nicht anders denken können. Gewächshäuser sind auch nicht da, sondern hier zu Lande wachsen die Gewächse im freien Lande; doch ist ein Gartenhaus vorhanden, in welchem viel grünes Moos und Schimmel wächst, auch drängt sich Mauerraute und Kreuzwurz stark durch die klaffenden Spalten der Steinplatten am Fußboden, und so könnte man von solcherlei Gewächsen das Gartenhaus allerdings auch ein Gewächshaus nennen."

Es war schon lange her, seit alle diese Ereignisse und Gespräche statt gefunden hatten. Cölestine hatte die sehr kleidsame Tracht eines jungen Landmädchens, wie sie Floribella auch trug, angelegt, und es kleidete dieselbe sie allerliebst. Das zarte, feine und außerordentlich schöne Gesichtchen des Fürstenkindes stach reizend ab gegen die grelle, bunte Färbung des ländlichen Putzes. Bald hatte sich Cölestine in alles eingewöhnt, was sie umgab; die heitere und gutmüthige Floribella war ihr wirklich lieb geworden, Lisa's sorgliche Pflege und freundliche Anhänglichkeit wurden von dem Kinde empfunden und anerkannt, und auch in Heiners Wesen fand sich das Prinzeßchen, zumal es bald durch den, klugen Kindern innewohnenden Sinn, rasch und unbewußt in den Seelen der Menschen zu lesen, wahrgenommen hatte, daß Heiner ein seltsamer Mensch war, und eine aus Sanftmuth und Rauheit eigenthümlich gemischte Doppelnatur, gleichsam ein wech-

selnder Mond, der im vollen Glanze nur lichte Gedanken voll Güte, ja sogar voll sinniger Tiefe ausstrahlte, im abnehmen aber in eine düstere Verstocktheit fiel, und dann bis zum Neulicht bisweilen sehr unzugänglich und ungenießbar wurde. Dabei mußte aber Prinzeßchen Cölestine stets über Heiners Flüche lachen, die er häufig in unwirrscher, wie auch in guter Stimmung ausstieß, und um so mehr, je mehr sie durch Heiner selbst, wie auch durch Lisa und Floribella die Garten- und Feldblumen und Kräuter kennen lernte, — weil Heiner nie einen andern Fluch that, als solche, deren Worte die Namen von Pflanzen enthielten. Ach, wie viele schreckliche Flüche stieß er aus, wie Donnerwurz und Kukuksblume! Pestilenzwurz und Mohrenkümmel! Kreuzdorn und Schwertel! Sassafraß und Sarsaparille! Wer sich fürchten wollte vor diesen Flüchen, mochte es immer thun. Der Hofhund wenigstens, wenn er Heinern so wettern hörte, zog allemal ängstlich den Schwanz ein, und kroch schleunig in seine Hütte, und die Pferde schauderten, denn es war ihnen nicht gemüthlich bei diesen Flüchen.

Als Cölestinchen einmal von Floribella in den Garten geführt wurde, fand es sich gedrängt, wiederholt auszusprechen, daß gar kein Vergleich bestehen könne zwischen dem Garten daheim am fürstlichen Schloß, und hier am einsamen Schloß Fichtenwalde. Dort waren lauter breite Kießgänge zwischen hohen, streng beschnittenen Taxuswänden gewesen, die Alleen waren tiefschattig, und gebildet von beschnittenen starkästigen Linden. Blumen hatte es dort nicht gegeben, denn die Rasenplätze zwischen den Gängen wurden stets abgemäht, bevor eine Blume, das kleine niedrige Gänseblümchen und den Gartenhahnenfuß, Schaarbock genannt und das gelbe Pfennigkraut etwa ausgenommen — aufkam. Ein Gemüße-



garten war zwar auch dort vorhanden gewesen, aber dicht umzäunt und das Prinzeßchen hatte ihn nie betreten dürfen, um nicht mit Gärtnerlehrjungen und andern geringen Leuten in Berührung zu kommen. — „Und wo nahmst Du denn Deine Kirschen und Beeren her, Johannis- und Stachelbeeren, Erdbeeren und Himbeeren?" fragte Floribella, als Cölestine dieß erwähnte.

„Ei, die nahm ich nirgends her, als von den silbernen Tellern und Schaalen bei der Tafel!" antwortete das Prinzeßchen: „nämlich große Ananaserdbeeren, die im Gewächshaus gezogen wurden, und Herzkirschen aus dem Garten, auch Johannisbeeren und Himbeeren; Stachelbeeren kenne ich nicht, die kann man ja doch wohl nicht essen, wenn sie Stacheln haben? Ich möchte keine Stacheln in den Mund nehmen."

Floribella lachte laut auf, indem sie Cölestinchen zu einem vollen Stachelbeerstrauch führte, davon pflückte, darbot und selbst aß, und rief: „Die Sträucher haben ja nur die Stacheln, die Beeren haben blos Haare."

„„Haare möchte ich nicht essen!"" warf Cölestine ein, und wieder lachte Floribella, und rief: „Das sind ja keine so langen Haare, liebes Cölestinchen, wie wir beide und andere Menschen sie auf dem Kopfe tragen, sondern ganz kurze, die nur an der Schaale dieser Beeren sitzen, und die man nicht mit ißt. Sieh doch her! Uebrigens giebt es auch glatte!" Das Prinzeßchen ließ sich endlich bewegen, ebenfalls Stachelbeeren zu versuchen, haarige und glatte, wie es kam von Strauch zu Strauch, und sie schmeckten ihm vortrefflich, es aß, so viel es nur immer konnte. „Herzkirschen, sagest Du, hast Du blos gegessen?" rief Floribella, hinter dem Beerenstrauche kauernd, die Frage auf. „Da gab es wohl bei euch



keine Weichseln! Das sind die besten, die sind gesund, davon kann man noch so viele essen und wird nicht krank."

„Weichseln kann man nicht essen, das sind keine Kirschen, das ist, wie ich gehört habe, ein langes Rohr, aus dem die Männer den häßlichen Tabak rauchen!" warf Cölestine belehrend ein.

„Ganz richtig letzteres," bestätigte nickend Floribella, indem sie sich erhob, und Cölestine zu einem nahen Kirschbaume hinzog: „Siehst Du, liebes Prinzeßchen, hier ist ein Weichselstamm, aus den Aesten schnitzt man die Weichselrohre, woran man aber sehr übel thut, denn an den Aesten wachsen die schönen, braunen Sauerkirschen — da, versuche sie einmal! Wenn man aber die Aeste abgeschnitten hat, wächst nichts mehr daran." — Cölestine aß mit Lust von den köstlichen labenden Früchten, und sprach dann: „es ist so schön heute; wir sollten ein Körbchen voll dieser Kirschen pflücken und Heinrich sollte anspannen und uns ein wenig spatzieren fahren, und unterwegs essen wir dann noch die Kirschen.

Heiner war bald gerufen; er hatte heute seinen guten Tag, schirrte mit Hülfe des Knechts rasch die Pferde, spannte an und setzte sich, nachdem er die Verdecke zurückgeschlagen und die beiden Kinder in den Wagen gehoben hatte, als Kutscher und kundiger Rosselenker auf den Bock. „Hoho! Hussa! Lustig Paperlapap! Vorwärts Pimperlimpimp!" rief Heiner, indem er die Peitsche schwang und zu raschem Laufe die Rosse antrieb, denen er diese Namen gegeben hatte, über welche die beiden kleinen Mädchen außerordentlich lachten. Auch diese Namen hatte Heiner dem Garten, in welchen er sich völlig eingelebt hatte, und mit dem er so verwachsen war, wie alter, knorriger Epheu mit einem Eichstamme oder Felsblock, entlehnt, denn Paperlapap und Pimperlimpimp wa-

ren Namen einer und zwar derselben Pflanze, nämlich des knolligen Kälberkropfs, auch Köpken und Rübenkerbel geheißen, mit welchen Namen Heiner freilich den schmucken Marstallpferden keine Schmeichelei angethan hatte.

Die Mädchen in dem sanft dahin rollenden Wagen — der Boden war sehr sandig und trocken — waren sehr vergnügt, und Cölestine blickte mit kindischer Freude hinauf zum blauen Himmel und rief: „O sieh nur, liebe Floribella dieses herrliche, himmlische Blau! Wie gemalt! Wer das nur so malt?"

Da ließ Heiner die Pferde plötzlich Schritt gehen, wendete sein wettergebräuntes und runzelvolles Gesicht den Kindern zu, und sprach sehr freundlich: „Wer das gemalt hat? Ei wer denn sonst, als ich? Immer male ich den Himmel so schön blau, wenn ich Zeit habe und gut bin, aber niemals dauert das lange, denn die alte Jungfrau Lisa verdirbt mir immer meine himmlische Freude, weil sie immer fort wäscht, und ihre Wäsche und triefenden Scheuerlappen in die Luft hängt, daß man immer was nasses auf dem Kopf kriegt! Potz Bibernell und Sternanis!"



„Das kann ich nicht glauben, guter Heinrich, daß Du den Himmel so schön malst!" widersprach Cölestine sanft, und schüttelte ihr liebliches Lockenköpfchen, das der Strohhut eines Landkindes beschattete, und sah noch immer sehnsüchtig nach dem blauen Himmel.

„Heiner mußt Du zu ihm sagen, Prinzeßchen, nicht Heinrich!" nahm Floribella belehrend das Wort, aber Cölestine antwortete freundlich, jedoch bestimmt: „Heiner ist kein Name, liebe Floribella, Heiner heißt niemand; ich werde nie Heiner sagen, sondern immer nur Heinrich; nicht wahr ich habe Recht, guter Heinrich?" —







Heiner lächelte so schön er konnte, und antwortete: „ja, potz Gänsefuß und Sautod! Prinzeßchen hat recht. Sonst hieß ich Heinrich, und gut war ich auch, nach mir heißt ja der Gänsefuß im Garten guter Heinrich, und giebt ein schmackhaftes Frühgemüße, schier wie Spinat — und der Sautod, diese häßliche Melde, giebt keins. Aber, daß ich nicht eins ins andere rede, Prinzeßchen, so male ich doch den Himmel, das steht einmal fest, potz Hölperle und Schaafrapunzel!"

„Na, werde nur nicht böse, lieber Heiner!" rief Floribella vorbittend, denn in Heiners faltenreichen Zügen drohte ein Gewitter aufzusteigen, wie wenn Jungfrau Lisa ganz graue Wolkenwäsche an den blauen Himmel seiner Heiterkeit aufhinge.

„Wenn er böse wird, da fürchte ich mich," flüsterte Floribella heimlich Cölestinen ins Ohr, während Heiner sich umwandte und die Pferde wieder zu etwas rascherem Laufe antrieb, und dazu rief: „Hott! Hott! Hussa! Paperlapap und Pimperlimpimp!" —

„Ja denke nur Prinzeßchen" flüsterte Floribella erzählend: „wenn der Heiner gut ist, da ist allemal im Garten Sonnenschein, und da singt die Nachtigall so herrlich, und auch andere Vögel, wenn die Nachtigall nicht mehr singt, wie schon jetzt der Fall ist; da kommt manchmal der Herr Pfarrer und die Frau Pfarrerin herauf in den Garten und gegen Abend läßt sich auch das Heimchen sehen. Das ist gar gut mit mir, das mußt Du auch sehen!"

„Das Heimchen, was ist das?" fragte Cölestine, die noch nie diese Benennung vernommen hatte: „ist es ein Thierchen?" — „Wenn ich's wüßte was es ist, wollt' ich Dir's wohl gern sagen!" antwortete Floribella geheimnißvoll, doch ich weiß es nicht recht. — „Aber, fuhr sie fort, wenn der Heiner



böse ist, und so recht flucht, daß sich die Aepfelbäume schütteln und die Nüsse noch am Baume vor Schrecken und Schauder knacken, und vollends wenn er potz Kräuterthee! sagt, welches sein höchster Fluch ist, weil er da alle seine Kräuter in ein einziges Wort zusammenrafft, da fährt die süße Milch zusammen und wird saure Milch, und in der Küche läuft das Wasser aus den Kochtöpfen, und macht sich auf und davon."

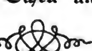
„Das ist ja schrecklich!" flüsterte das Prinzeßchen eben so leise, wie Floribella sprach: „Das hätte ich nimmermehr gedacht, daß der gute Heinrich so ein entsetzlicher Mensch wäre, vor dem man sich fürchten und so bange sein muß!"

„Er ist noch nicht der schlimmste," fuhr Floribella heimlich fort. „Du wirst sehen, wie Du Dich grauelst, wenn der Stelzbock kommt, und die alte Potzmomel, und die Federlies. Welches Kind da das Gruseln noch nicht gelernt hat, das lernt's bei deren Anblick, das kann ich Dir versichern!"



„Ach, Du machst mir ja ganz angst und bange, Floribella!" rief Cölestine aus, und führte vor lauter Gruseln die schönste Kirsche, die sie eben verspeisen wollte, nicht völlig zum Munde. „Ich bitte Dich, was sind denn das für Leute?" — „Ich weiß gar nicht recht," antwortete Floribella: „ob es Menschen sind oder Unmenschen!" Ich verstecke mich jedesmal im Hause oder im Garten, wenn eins von denen auf den Schloßhof kommt."

Während dieser Gespräche ging die Fahrt sanft und rasch fast um die ganze Flurmarkung des Dorfes Fichtenwalde, und bald näherte man sich dem Dorfe, bald war man auch wieder ferner; endlich führte der Weg in den Wald, und im Walde war es wunderschön. Die Bäume waren so grün, und rauschten so friedlich im Windeshauche, der durch die Wipfel brauste, und am Boden blühten reizende Blumen, und Reh- und junges Dammwild lief ohne Scheu unter den Bäumen, oder





stand in kleinen Rudeln und äsete sich. Die beiden jungen Mädchen hatten eine große Freude an alle diesem und Cölestine rief: „Halt, guter Heinrich! Halt! wir wollen aussteigen und ein wenig spatzieren gehen!“

Heiner rief den Pferden ein „Brr!“ zu, wandte sich um und sagte: „Kann nicht sein, mit Verlaub, Prinzeßchen, denn ich kann nicht von den Pferden, und aus den Augen darf ich Prinzeßchen nicht lassen, wurde mir auf die Seele gebunden! Könnten im Walde abhanden kommen, wäre eine schöne Geschichte. Potz Irrkraut und Sumpfeppich! Giebt im Walde garstige Löcher voll Morast, wachsen d'rauf die schönsten Blumen, könnt' ein Unglück geben.“

„Nicht in dem Walde uns verlaufen wollen wir!“ entgegnete Cölestine: „nur ein wenig aus dem Wagen, auf dem Wege gehen!“

„Hm, hm, hm!“ brummte Heiner, stieg vom Bock, hing die Zügel dran, steckte die Peitsche in die dazu angebrachte Lederhülse, öffnete den Schlag und hob zuerst Floribella, die links zunächst saß, heraus, indem er sie mit den Beinen fest aufstauchte, und dazu rief: „Potz Katzenpfötchen und Lämmerzahl! Steh Branntweinfaß!“ Darauf hob er Cölestinen ganz sanft heraus, stellte sie säuberlich auf den Boden, und sagte: „O, Sonnenröschen! Königskraut! Potz Wetscherlewetsch!“

Die beiden Kinder lachten sehr über letzteres Wort, dem man es anhörte, daß Heinrich sehr gut gelaunt war, obschon die Mädchen nicht wußten, daß es eben auch nur der Name einer Pflanze war, und nicht mehr und nicht weniger besagen wollte, als potz Geißbeinchen!

Im Walde sahen die Kinder eine Köhlerfrau, die dort Erdbeeren sammelte, und schon ein hübsches Körbchen voll



hatte, welches sie den Kindern darbot. Diese leerten das Beerenkörbchen in das Kirschenkörbchen aus, welches sie bereits leer gegessen hatten, und da sie nun der armen Köhlerfrau nichts für ihre Beeren geben konnten, denn sie lebten wie die Kinder im Paradiese, welche auch kein Geld hatten, und da Heiner ebenfalls Geld nicht bei sich führte, so bestellten sie die Frau auf das Schloß, um sie dort zu belohnen. Vieles wußte die Köhlerfrau den beiden Kindern von ihrem Walde zu erzählen, wie schön es da sei, zumal dann, wenn der Frühling begonnen habe, wenn Amseln und Golddrosseln sängen, und alles zu grünen und zu blühen begänne. Wohl auch vergaß jene Frau nicht, zu sagen, wie arm sie sei, und doch zufrieden, wenn nur die Kohlenmeiler geriethen und es leidlichen Verdienst gebe. Und die beiden Kinder möchten doch einmal zu ihr an den Meiler kommen, der Herr Förster im Schlosse wisse den Weg, er werde ihnen diesen Weg gern zeigen. Die Köhlerfrau, indem sie dieß sprach, hatte Heiner in seinem Kutscherrocke und Tressenhut nicht erkannt, denn wenn er als Förster in den Wald ging, da trug er einen Jagdrock, hohe Stiefeln, einen dreieckigen Hut mit Federbusch, einen Hirschfänger und ein Gewehr — wie nun Heiner die Frau so von dem Herrn Förster reden hörte, lachte er, und murmelte vor sich hin: Potz Schwarzrauch und Jageteufel! (damit meinte er eine Schaafgarbenart, welche den ersteren Namen im Munde des Volkes führt, und das ächte Johanniskraut, die er beide zufällig neben einander am Waldeswege blühen sah) was das alte Dürrholz nicht alles daher plaudert! Du kannst lange warten, ehe der Förster zu Dir kommt! Hat mehr zu thun, muß die kleine Herrschaft spazieren fahren, muß den Garten in Ordnung halten, muß nach Dach und Fach sehen, muß Ratzenfallen stellen, muß





Fische und Vögel fangen, kurz alles thun. Potz Allermannsharnisch und Hauswurz!"

Die Bäume im Walde brausten jetzt stärker, es war ein Gewitter im Anzuge, Heiner nahm das mit Schrecken wahr, gebot sogleich den Pferden Halt, rief den Kindern zu, an den Wagen zu kommen, und gab der Köhlerfrau den freundlichen Rath, sammt ihrem Geplauder sogleich zum Kukuk und seiner Großmutter zu gehen.

Hinter dem Walde in der Ferne hörte man es jetzt schon dumpf donnern.

„Ach gieb Acht, jetzt wird der Heiner böse, jetzt wird es nicht gut!" rief Floribella, während sie mit Cölestine dem Wagen zueilte. Rasch hob Heiner beide Mädchen in den Wagen hinein, schlug den Schlag zu, daß es krachte, schwang sich auf den Bock, schwang in der Hand hoch die Peitsche, und rief den Pferden zu: „Hu! Paperlapap und Pimperlimpimp! Jetzt lauft was ihr laufen könnt! Hast du nicht gesehen? Jetzt wird mir wieder einmal mein schöner blaugemalter Himmel gründlich verdorben! Potz Donnerkraut und Drüßwurz! Potz Kreuzdorn und Krötenbiß!" Die Pferde rannten, als flögen sie; stärker donnerte es, die beiden kleinen Mädchen grauelten sich, und saßen Arm in Arm fest umschlungen in eine Ecke gedrückt — und sagten kein Wort. Jetzt lichtete sich die Waldung, vor den Blicken lag in stolzer Ruhe Schloß Fichtenwalde auf seiner Anhöhe, dahinter war der Himmel noch ganz blau, aber schnell kam das Gewitter hinter dem Walde herangebraust, schon fielen einzelne silberne Tropfen. — „Hussa! Hussa," rief Heiner, und winkte mit der Peitsche und wetterte: „Potz Günzel und Hartheu! Potz Roßfarrn und Rapuntika! Hussassa!" und da war der Schloßhof erreicht, als schon die ersten Tropfen zahlreicher fielen, und ein Blitz

durch die Luft schnitt, spitz und scharf, wie eine blinkende Säbelklinge. Heulend zog der Hofhund den Schwanz ein und kroch in das Hüttlein, als er Heiner so fluchend angefahren kommen hörte, die Hühner und Enten und Tauben flogen kreischend, gakkernd, burrend und surrend auseinander, und suchten einen Zufluchtort, die Pferde standen schaudernd und voll Unruhe. Heiner aber hob schnell die Mädchen aus dem Wagen, stampfte sie tüchtig auf und rief: „Steh Branntweinfaß! Steh Buttermilchfaß! Potz Kräuterthee!" Und da kam die Jungfrau Lisa aus dem Hause gesprungen, und breitete eine große blaue Schürze über die beiden Kinder und zog sie eilig in die Flur des Schlosses, daß sie nicht naß werden sollten, und Heiner rief ihr zu: „Habt wieder schönen Weich, Jungfrau Lisa! Potz Waschkraut und Seifenwurz!" indem er eilte, die Pferde auszuspannen und nach dem Stalle zu bringen.

In der Schloßflur angekommen, in welcher zu beiden Seiten einige ganz große, schwere, geschnitzte, hölzerne Ruhebänke standen, alterbraun, that Floribella einen Angstschrei und umschlang Cölestine, als wenn sie dieselbe schützen wollte, und zwar vor einer Gestalt, welche auf einer der Bänke saß, und dabei rief sie: „Die Federlies! Ach die Federlies!"

Jene weibliche Gestalt, welche Floribella dem Prinzeßchen als Federlies bezeichnete, war eine große alte Frau; sie trug sich ganz altmodisch, wie man sich vor funfzig Jahren getragen; ihr Anzug war ein Gemisch von vornehmer und gemeiner Tracht, und auf dem Kopf trug sie eine geschwärzte Mütze, die vor Zeiten golden gewesen war. Diese Frau hatte Federn und Flederwische feil, und hatte die Jungfrau Lisa schon als Kind gekannt. Sie erhob sich, und wollte die Kinder anreden, und rief kreischend aus: „Ja Lisa, Jungfrau Lisa! Wie kommt

Ihr denn da auf einmal zu noch einem Mädchen, ach das schöne! Ach das Marzipanpüppchen!"

Floribella zog Cölestine mit der Hand sich nach, und flüsterte: „Sprich nicht mit ihr! Komm, wir wollen in die Stube gehen!" Indem ging die Hausthüre auf, und es schob sich abermals ein Weib herein, welches, wie es schien, Schutz vor dem Gewitter suchte, das jetzt ernstlich losgebrochen war, und sich unter heftigen Blitzen und Donnern in einem strömenden Regen ergoß.

„Himmel! Die Potzmomel!" schrie Floribella, faßte jetzt noch fester Cölestines Hand und sprang mit dieser die Treppe hinauf, um droben Schutz zu suchen, wenn ja von den unheimlichen Weibern Gefahr drohe.

Die Potzmomel sah nicht viel schöner aus, als eine Vogelscheuche im Erbsenfeld. Sie schüttelte sich die Regentropfen von ihrem triefenden Gewand, troff aber so sehr, daß das von ihr ablaufende Wasser auf der steinernen geplatteten Flur des Schlosses gleich eine große Pfütze bildete. Darüber begann die Federlies mit der Potzmomel zu hadern, und die Potzmomel blieb jener keine Antwort schuldig, und vergebens bot Jungfrau Lisa ihre Beredtsamkeit auf, die streitenden zu beschwichtigen. Droben auf der Treppe vergönnte ein großes Fenster den Hinabblick in den Schloßhof; dort weilten die beiden kleinen Freundinnen und blickten zwischen den dicken bauchigen Pfeilern der Ballustrade hinunter. Siehe, da zeigten sich im Schloßhofe abermals zwei abenteuerliche Gestalten. Ein zerlumpter alter Kerl kam auf einem spindeldürren ebenfalls alten und erbärmlich aussehenden Gaul geritten, die Kinder gewahrten, daß er Klumpfüße hatte, und nicht wohl gehen konnte; der hielt vor dem Schloß, und begann ein langes Bettlergebet herzusagen.



„Hilf Himmel! Das ist der alte Klumpfuß!“ rief Floribella Cölestinen zu: „Wenn Muhme Lisa ihn nur nicht ins Haus läßt! Der holt die Kinder und steckt sie in einen Sack, und sperrt sie zu Hause in einen dunkeln Stall.“

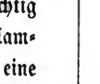
„Uns darf er nicht holen!“ erwiederte Cölestine mit einer ruhigen Zuversicht. „Solche Leute dürfen nicht in das Schloß. Die Wache weist sie ab.“

„Die Wache? Was ist das?“ fragte Floribella. „Hier ist keine Wache.“

„Der Soldat, meine ich — aber Du hast Recht, hier ist keiner — o weh!“ sprach und seufzte das Prinzeßchen, doch bald setzte es hinzu, sich selbst ermuthigend: „Dafür ist Heinrich da! Der läßt uns nichts thun.“

„Ach! sieh! sieh!“ rief Floribella, aufs neue in den Hof blickend und hinabdeutend: „da kommt auch der Stelzbock — nun ist das vierblätterige Kleeblatt voll, nun sind sie alle da, die Unholde!“

Ueber den Hof hinkte raschen Schrittes ein langer Mensch in ehemaliger Grenadierstracht; er hatte einen Stelzfuß und einen starken Stock, der ihn stützte. Im Munde stak ihm ein weißer holländischer Thonpfeifenstummel, er hatte eine mächtig hohe, zugespitzte Mütze auf, an deren Blechschild eine flammende Granade in getriebener Arbeit zu sehen war, und eine sehr abgeschabte alte Montur an. Mit schnarrender Stimme hörten ihn die Kinder singen, konnten aber nicht recht deutlich verstehen, was er sang, nur klang etwas wie vom alten Fritz und vom Grenadier und Kürassier hindurch. Unterdeß ließ der Regen nach, nicht aber das zanken der Federlies und Potzmomel drunten in der Flurhalle, das schallte gar vernehmlich laut durch das Treppenhaus bis zu den Ohren der Kinder, so daß sich diese vor dem unschönen Getöse noch wei-





ter und höher hinauf zurückzogen. Die alten bösen Weiber drunten warfen einander Sack und Seil vor; die Federliese schrie: „Du alte Hochmuthsnärrin! Dich hat doch nur der Putzteufel so heruntergebracht, daß Du jetzt nichts bist als eine tollgewordene Vogelscheuche, ja recht eine Potzmomel, mit der man die Kinder fürchtend macht!" — „Schweige!" kreischte dagegen die Potzmomel: „War ich hochmüthig, so war ichs mit Recht, denn ich war eine Dame! Aber Du — Du warst stets ein Lumpensack, und wenn Du mit Deinem Lumpenkram in ein Schotenfeld gestellt würdest, so würde sehr die Frage sein, vor welcher von uns beiden die Vögel zuerst ausrissen!"

„Ganz ohne allen Zweifel, gewiß vor Dir, denn vor Dir und Deiner Vornehmheit, hahaha! müßten sie ja mehr Ehrfurcht haben!" spottete die Federlies mit giftigem Lachen. „Nein vor Dir würden sie zuerst voller Abscheu davonfliegen, weil Du viel abscheulicher aussiehst, als ich mit allen meinen Federn!" Vergebens war alles Bemühen Lisa's, die streitenden zu besänftigen, und endlich rief sie fast weinend: „So wahr ich lebe, keine von euch soll wieder über des Schlosses Schwelle schreiten!" Drausen pochte der Bettler, der auf seinem Pferde sitzen blieb, mit einer der Krücken, die ihm, anstatt der Pistolenhalftern, neben dem Sattelknopfe hingen, an die geschlossene Thüre an, und rief: „Holla! Hexenweiber! Hört Ihr nicht! Hab' ich nicht lange genug gebettelt und gebetet? Wird es bald! Branntewein, meinen Branntewein!"

Dazwischen sang, jetzt näher zur Thüre gehinkt kommend, der zweite Gast:

Am Himmel stand ein Grenadier,
Und vor der Höll' ein Küraßier! —

Zu allen diesen Leuten trat jetzt Heiner, welcher indeß die Pferde besorgt und den Wagen in das trockene gebracht hatte,

und machte kein gutes Gesicht, als er den Klumpfuß erblickte. „Potz Bettelläus und Kranickel!“ rief er. „Potz Klumperrüben und Krummhals! Was ist das hier für eine Wirthschaft! Was giebt's? Wo kommt auf einmal alle das Zeug mitsammen her? Gleich reitest Du weiter, Klumpfuß, grüßest den Nachtwächter Deines Ortes und sagst, Du wärest da gewesen! Und Du, schöner Hans, was willst Du denn einmal wieder?“

Mit dem Namen schöner Hans meinte Heiner den alten stocksteifen, stelzbeinigen Grenadier, der wirklich Hans hieß, aber seit lange nicht mehr schön war, zugleich aber heißt die Bartnelke in manchen Gegenden schöner Hans, weshalb Heiner mit dieser Benennung auch auf den stattlichen Schnurrbart des Grenadiers doppelsinnig und spöttisch anspielte.

Der Bettler wandte sein Roß und rief: „Ha, alter Küraßreiter! Du denkst, weil Du jetzt im Frieden auf der Bärenhaut liegst, dürftest Du Deine alten Kameraden vergessen! Warte nur! Du sollst schon noch anders pfeifen. Ganz schlecht, und viel schlechter als mir muß es Dir noch gehen. Die Himmelspforte soll Dir verschlossen bleiben, und das Höllenthor sich Dir nicht aufthun!“ Damit trieb der Klumpfuß sein mageres Roß von dannen. Der Grenadier hob seinen Stock und präsentirte mit ihm vor Heiner, als ob es ein Gewehr sei, und sang dazu:

Am Himmel stand ein Grenadier,
Und vor der Höll' ein Kürassier.
Da kam ein General daher,
Als ob's der alte Fritze wär'!

Jetzt flog die Thüre des Schlosses auf, und die Federlies flog heraus, verfolgt von der Potzmomel, die mit ihr endlich handgemein geworden, und wie die Federlies den Grenadier erblickte, rief sie laut: „Hilf mir, hilf mir Johannes! Du

weißt, wie ich immer für Dich bete, daß Du Deinen Sündentornister los wirst!" Und die Potzmomel stürzte auf Heiner zu und kreischte: „Hilf mir, guter Heinrich, von dem bösen Weibe, das mich tod ärgert, Du weißt, Du weißt, wie Du vor Zeiten mich gern gesehen hast!"

„Potz Federnelken und See-Mommeln!" fuhr Heiner los: „Hat man jemals solchen Lärm und Spektakel erlebt! Fort, gleich fort mit euch allen beiden, Ihr Kuhbasilien und Katzengesichter! Ihr Erzunkräuter und Nachtschatten! Wollt Ihr euch trollen ihr Trollblumen! Wär' es gefällig, schöne Trippmadam, dort zum Thore hinaus zu trippeln, allwo der Zimmermann das große Loch gelassen, und wäre es dem holdseligen Unstätkraut nicht angenehm, sich anderswo eine Stätte zu suchen? Habt schön Adjes! Auf nimmerwiedersehen! Fort! Marsch!" Scheltend suchten die schlimmen Weiber das weite; nun stand nur noch der Grenadier da, kerzengerade, und ohne Miene zu machen, zu gehen, obschon Jungfrau Lisa ihm winkte, ebenfalls seine Wege zu wandeln, zumal er ja sehe, daß Heiners guter Tag sich in einen schlimmen Tag gewendet, denn so hatte er lange nicht gescholten und gewettert, fast konnte Lisa's eigene Kräuterkenntniß dem raschen Ideengange Heiners nicht mehr folgen, als dieser so in einem Odem den beiden Weibern die vielen Pflanzentitel an die Köpfe warf. Sie mußte sich wirklich darauf besinnen, daß er mit Kuhbasilien das wilde Seifen- oder Kuhkraut, und mit Katzengesichtern eine Art Hohlzahn oder taube Nessel meinte, nnter dem Unstätkraute aber die den Standort gern wechselnde Wiesenraute verstand.

„Nun, was soll es denn einmal wieder? alter Stauderich?" redete Heiner den Grenadier an.

„Weiß wohl, hab's aber vergessen, daß das Pflänzlein



Standerich der Bruder des stolzen Heinrichs ist!" versetzte der Grenadier: „wachsen beide auf Schutthaufen, sind nicht weit her, und doch so weit von einander, denn wie es im Liede lautet:

Am Himmel stand ein Grenadier. —"

„Sei so gut und halte Dein Maul, oder ich schlage Dir eins drauf! Potz Täschelkraut und Schwertelwurz!" ermahnte Heiner mit bösem Ernste. „Bruder hin und Bruder her, Du weißt, daß ich Deine Possen nicht leiden kann; ich weiß nicht, ob ich jemals Dein Bruder war und wie ich's war, — und wenn ich's war, so bin ich's nicht mehr, und will's nicht mehr sein und damit basta und schabab! Potz Eisenhut und Rattenschwanz!"

„So! Zu Befehl Herr Unterofficier!" erwiederte der Grenadier. „Er ist ohne Zweifel das Kräutlein Rührmichnichtan, dem man nicht zu nahe kommen darf. Das mag Er sein wenn er will! Ich aber bin kein Rattenschwanz, wie Ihm zu sagen beliebt, oder Durchwachsmännlein, sondern ich bin ein Grenadier von der alten Garde des alten Fritzen, ja — und

Am Himmel stand ein Grenadär,
Als ob's der alte Fritze wär'! —"

„Gebt ihm was Lisa — er macht mich sonst toll, wie er selbst ist!" sprach Heiner und ging in das Schloß hinein, Lisa nickte und sagte zu jenem: „Warte nur, ich hole Dir was!" Damit ging sie auch hinein, und der Grenadier schritt nun steif und stramm vor dem Hause auf und ab, als ob er auf Posten stehe, und sang dazu in einer etwas seltsamen Weise:

„Am Himmel stand ein Grenadier,
Und vor der Höll' ein Kürassier,
Da kam ein General daher,
Als ob's der alte Fritze wär'!

Der Grenadier, der präsentirt,
Der Kürassier, der salutirt —"





Weiter konnte der Grenadier das Lied nicht, der übrige Text war ihm zwar nicht entfallen, aber er hatte ihn nie inne gehabt, und darum konnte er denselben auch nicht aufheben — und so blieb es bei diesen wenigen Zeilen, die der Grenadier bisweilen beliebig, und unschön genug veränderte, aber nie weiter brachte.

Während das alles unten im Erdgeschosse des Schlosses und dem letzteren vorging, hatten sich Cölestine und Floribella längst von dem Schauplatze so unerfreulichen Haders entfernt; sie waren die Treppen immer höher hinan gestiegen, und in offene Zimmer hineingegangen, in denen allen eine verblühte Schönheit wohnte.

Es war als stehe in jedem Zimmer das Wort „einst" an Decke und Wänden und Getäfel. Verblichene gemalte Blumen, verblichene Bilder, buntfarbige Vögel, die einst schön gemalt waren, verschossene Zeuge und Wandwebereien, einst bewunderte Werke menschlichen Kunstfleisses und mit schwerem Golde erkauft, diesen Herrensitz zu schmücken; Sprünge und weite Klunsen im Getäfel, das einst von feinster Politur wie Spiegel glänzte; Spiegel mit großen dunkeln Flecken, einst krystallklar, jetzt eitel sporig und halbblind. So war alles, und es wohnte ein eigenthümliches Grauen in diesen Räumen, die Zimmer an Zimmer, von denen stets eins in das andere sich öffnete, bildeten. Gelüftet wurden sie, auch wurde alles Möbelzeug sorgfältig und fast täglich abgestäubt durch Jungfrau Lisa, deren Beruf dieß war, und die wie die Erscheinung einer Ahnfrau oft ganz allein durch diese Zimmerreihen und öden Cabinete wandelte. Jungfrau Lisa kannte keine Furcht, doch durfte kein Schmetterling an den Fenstern surren, keine Hornisse sich von außen herein verirren, keine ebenfalls verirrte Fledermaus scheuen, wilden Flatter-





fluges in irgend einem der Zimmer oder Säle Lisa's Haupt umkreisen, sonst gab sie Fersengeld und rief unten Heiner zu Hülfe, solche Ungethüme zu bannen. Manchmal hatte Lisa, um nicht so ganz allein zu sein, Floribella mit herauf genommen, daher kannte diese auch schon fast jeden Winkel der oberen Stockwerke, aber seit Cölestine in das Schloß gebracht war, ließ Jungfrau Lisa während ihrer Geschäfte oben, Floribella drunten bei Cölestinen, damit diese Gesellschaft habe.

Mittlerweile wurde der Himmel, nachdem das Ungewitter sich schnell verzogen, wieder blau, und die Sonnenstrahlen brachen durch das fliegende Gewölke, und die Kinder freuten sich darüber. Sie waren auf ihrem Gange durch die Zimmerreihen des Schlosses unvermerkt in ein abgelegenes lauschiges Schlafgemach getreten, dessen Läden geschlossen waren, doch drangen durch deren breite Spalten und offene Astlöcher gar hell die Sonnenstrahlen herein, auf denen sich Milliarden flimmernde Stäubchen wiegten. Im Gemache selbst standen zwei große Himmelbetten, mit vergoldeten Bettstellen, gedrehten Säulen, und hölzernem Betthimmel, und dieser Himmel, sowie auch die Säulen, waren ganz himmelblau angemalt, und droben an der Decke leuchteten goldene Sterne.

Die Bettmatratzen und von Eiderdunen schwellenden Kissen waren nicht überzogen, aber überdeckt mit seidenen Decken von schwerem großblumig gemusterten und gewirkten Stoff, und mit goldenen Troddeln umfranzt.

„Ach, wie schön!" rief Cölestine. „Nun weiß ich, was der gute Heinrich meinte, und was ich erst nicht begreifen konnte, als er sagte, daß er den Himmel male. Diesen Betthimmel wird er malen, ich entsinne mich auch jetzt, drunten in irgend einem Winkel einen Topf mit solcher blauen Farbe und einem Tüncherpinsel drin stehen gesehen zu haben."





„Ach ja — das wird wohl so sein! Und sieh nur Cölestine, wie schön blau auch der Himmel drausen wieder wird! Da werden wir bald wieder in den Garten können! Ach die schönen Sonnenstäubchen!“

„Drunten dürfte es doch für uns zu naß sein,“ erwiederte Cölestine. „Es ist ja auch hier oben so schön, so lauschig, so versteckt. Wir wollen uns ein wenig auf dieses Bette und unter diesen schönen Himmel setzen. Wenn ich nur eigentlich wüßte, wie es in dem großen Himmel ist, der die ganze Erde wie eine große Zeltkuppel umspannt? —“

Floribella schwieg auf diese Frage nachsinnend, aber sie fand keine Antwort und so war es so still in dem Schlafzimmer, daß die Kinder in dem alten Holze des Bettes das Käferchen picken hörten, welches man die Todtenuhr nennt.

„Horch!“ flüsterte Cölestine überrascht. Sie hatte dieses picken noch nie gehört.

Mit verhaltenem Athem lauschten die beiden Mädchen dem leisen picken in dem Getäfel der Bettwand, und wußten noch nicht recht woher dieß komme und was es sei?

„Horch!“ — da zirpte ein Heimchen.

„Hörst Du das Heimchen?“ flüsterte, halb furchtsam, Floribella zu Cölestine, und schmiegte sich halb ängstlich an diese an.

„Du sagtest ja, das Heimchen sei im Garten!“ flüsterte Cölestine eben so schüchtern.

„Das Heimchen ist überall!“ entgegnete Floribella mit leisestem Hauche ihrer Stimme.

„Kann man es nicht sehen, das Heimchen?“ fragte Cölestine.

„Da ist es schon!“ versetzte Floribella mit einem eigenthümlichen Schauer, aus Lust und Grauen gemischt. —





In einer Ecke des Zimmers stand leibhaftig das Heimchen. Es war eine menschenähnliche Gestalt von der Größe eines Kindes, doch erschien sein Gesichtchen viel älter, als ein Kindesgesicht. Es trug ein einfaches Kleidchen von unbestimmter Farbe, fast wie grauer Schillertaffent und ein Mützchen von der Gestalt einer Fingerhutblüthe, aber graugrün; die Füße sah man nicht, und Hände ließ es auch nicht blicken, sondern die hielt es unter den großen Aermeln seines Gewandes verborgen.

„Guten Tag, liebes Heimchen!" wisperte Floribella.

„Guten Tag, liebe Kinder!" antwortete das Heimchen mit einem Stimmchen, so fein zirpend, wie die Grillchen auf dem Felde und an sonnigen Rainen.

„Wie geht Dir's Heimchen? Was machst Du?" fragte Floribella.

„Mir geht es immer einerlei, mein gutes Kind!" erwiederte das Heimchen: „und ich mache mir immer zu thun. Siehst Du nicht die vielen Fliegen, die dort tod im Fenster liegen? Die habe ich alle tod gemacht, damit sie die Fenster nicht verunreinigen. Jungfrau Lisa braucht sie nur wegzukehren mit ihrem neuen Flederfittich, den sie von der Federlies gekauft hat."

„Ach, die garstige Federlies!" rief Cölestine aus.

„Auch habe ich wieder viel Wuwel gemacht!" fuhr das Heimchen fort.

„Wuwel? Was ist das: Wuwel?" riefen *beide kleine* Mädchen, und lachten, denn das Wort kam *ihnen sehr drollig* vor.

Das Heimchen schnitt ein närrisches Gesicht, und zirpte: „Die Menschenkinder wissen so viel, und lernen alle Tage



mehr, und kennen sich gar nicht aus vor eitel Wissen und Weisheit — und nun wissen sie doch nicht, was Wuwel ist:"

„Bitte, lieb Heimchen! Sag' es uns, was Wuwel ist!" bat Floribella.

„Blicke unter dieses Himmelbette, und unter jene Spinde, und dort unter den alten, großen, geschnitzten Schrank, da findest Du meine Kunstwerke. Ich sammle die Sonnenstäubchen und jedes kleine Federchen und Härchen, auch Ranker- und Fliegenbeine, und wickele alles hübsch in Spinnefädchen ein, das giebt kleine Küchelchen, die rolle ich hin und her im Staube, da hängt sich immer mehr Staub daran, und das ist der Wuwel, der ist sehr nützlich. Das Mäuschen macht sich damit sein Bettchen weich, und das Flohweibchen füttert damit die Ritzen im Fußboden aus, und legt seine Eierchen hinein. Ihr werdet es noch erleben, daß die Naturforscher große Bücher über den Wuwel schreiben, mit vielen Abbildungen alles dessen, was die Menschenkinder durch Vergrößerungsgläser im Wuwel erblicken, denn so ein Röllchen Wuwel ist gleichsam eine Welt im Kleinen, und wenn Ihr, liebe Mädchen, einmal wieder Wuwel seht, so denkt an die guten Heimchen, die sich so viele Mühe geben, Welten im Kleinen zu erschaffen, die so schön sind, wie die glitzernde Sternenstraße jener Stäubchen, die ihr hier im Sonnenstrahle schweben und wirbeln seht — wenn man sie mit richtigem Blicke betrachtet — und sagt nicht: ach der garstige Staub, ach der häßliche Wuwel! sondern denkt, daß auch der Staub seine Stunde findet, in der er zum Sterne wird, und als Stern erglänzt, wenn auch die Stunde des Sonnenstäubchens nicht die Länge einer Menschenstunde hat, wenn sie auch nur einen kurzen Menschen-Augenblick dauert.'

„Das habe ich noch nicht gewußt, und auch nie gehört,



daß der Staub etwas schönes sein soll!" nahm Cölestine das Wort, als das Heimchen schwieg. „Ich habe stets sagen hören: Der häßliche Staub, wenn nur der Staub nicht wäre!"

„Die Menschen hassen den Staub, und nennen ihn deshalb häßlich, weil sie selbst Staub sind!" entgegnete das Heimchen. „Das ist ein Naturgesetz, liebe Kinder. Das gleichartige stößt sich ab, das ungleichartige zieht sich an. Wenn die Menschenkinder sich dünken, selbst Gott zu sein, ehren sie Gott nicht mehr. Der Gedanke stößt sie von Gott ab, etwas über ihnen stehendes anerkennen zu sollen, und sie finden die Sternenbrücke nicht mehr, die aus dem irdischen Dunkel zur Sonne, die vom Staube zur Gottheit leitet."

„Du redest hohe Worte, Heimchen, die wir kaum verstehen!" sprach Cölestine.

„Erzähle uns etwas lustiges, liebes Heimchen!" rief Floribella.

„Lustigkeit ist leider nicht unser Erbtheil," zirpte das Heimchen mit trüber Miene. „Davon weiß ich wenig zu sagen. Wollt ihr hernach herunter in das Gartenhäuschen kommen? Da will ich auch sein — da will ich —"

Indem das Heimchen noch sprach, hörten die Kinder das klingelnde Geräusch eines Schlüsselbundes und das nicht klingelnde einer gesteiften Schürze, und die gellende Stimme der Jungfrau Lisa, welche, die Mädchen suchend, durch die Zimmer daher rauschte, und die Thüre des Schlafgemachs aufreissend, ausrief: „Ja um alles in der Welt, Prinzeßchen! Floribella! Wo steckt ihr denn? Ich suche, ich rufe, ich schreie — ich habe fast — keinem Athem mehr — durch das ganze verwünschte Schloß — ja verwünscht — was versteckt ihr euch? Was thut ihr hier in der düstern Schlafkammer?"

„Ei, wir haben uns ausgeruht, Jungfrau Lisa, und das Heimchen hat uns schönes erzählt vom Staub und Wuwel!" antwortete ganz unbefangen Cölestine, aber Jungfrau Lisa war übel gelaunt und rief mit fast scheltendem Tone: „Die schönen Betten verdrückt – ei — das sehe ich wohl — aber vom Heimchen sehe ich nichts — kann sie auch nicht leiden, diese Dinger — so wenig wie den Staub und den verwünschten Wuwel, der nirgend mehr daheim ist, als in diesem verwünschten Schloß! Kommt jetzt herunter!"

Das Heimchen war alsobald, wie Lisa eintrat in das Schlafgemach, verschwunden — Lisa sah es nicht, und hatte es nie gesehen, denn nur unschuldige Kinder können die geheimnißvollen Elementargeisterlein erblicken, zu denen die gutmüthigen und hülfreichen, bisweilen aber auch neckischen und tückischen Heimchen gehören. Cölestine und Floribella folgten dem Gebote, und staunten jetzt erst über die Menge der Zimmer, durch welche alle sie zuvor gegangen waren, ehe sie in jenes geheimnißvolle Schlafgemach gelangten. Lisa trug einen großen, neuen Flederwisch in der Hand, und kehrte, indem sie rasch längs der Fensterwände hinschritt, alle die todten Fliegen, Wespen und Bienen, welche nicht aus den geschlossenen Fensterflügeln in die freie Luft gekonnt hatten, schleunig herab auf den Boden.

Der Abend nahte und die Sonne neigte sich dem Niedergange zu; draußen war es wonnevoll schön, das Gewitter hatte die ganze Natur verjüngt, der Boden war schnell getrocknet, nur das gegrabene Land dunstete warmen Brodem aus und auf Blumen, Gras und Kräutern hingen noch funkelnde Tropfen, der flüchtige Brillantenschmuck, mit dem die Blumengöttin ihre Lieblinge immer aufs neue ziert.

Die beiden Mädchen empfingen von Lisa ihr Abendbrot





und flatterten hinaus in den Schloßhof, und vom Hof in den Garten; dort trafen sie Heiner, der ihnen in einem der Gänge, die nach dem verfallenen Gartenhaus führten, mit heiterm Gesicht entgegenkam, und in der Hand denselben Topf mit himmelblauer Farbe und den Pinsel trug, den Cölestine irgendwo hatte stehen sehen.

Heiner war ganz gut gelaunt. „Potz Blaukohl und Blaubeere! Potz Himmelsrose und Himmelsschlüssel!“ rief er. „Alles in Ordnung! Alles wieder hergestellt! Da schaut hinauf! Nicht wahr? Der Heiner — der ist ein Maler! Der ist der wahre Jacob! Können muß man es! Potz Blauveigelein und Windröschen.“

„Der ist einmal wieder gut — der ist ganz gut!“ flüsterte Floribella der Freundin zu.

Plötzlich hielt Cölestine, die Hand in Hand mit Floribella tiefer in den Garten hinabschritt, dem Hause zu, ihre Gefährtin an, stehen zu bleiben, deutete nach einem andern Gange hin, und fragte: „Wer geht denn dort?“

„Ach!“ rief Floribella freudig aus: „Das ist der Herr Pfarrer und die Frau Pfarrerin! Die lockte der schöne Abend zum Spatziergang herauf in den Garten. Die kennst Du noch nicht, das sind gar gute Leute! Komm wir wollen beiden guten Abend sagen.“ —

„Sie sind mir doch noch nicht vorgestellt!“ warf das Prinzeßchen mit einiger Befangenheit ein: „und ich ihnen nicht.“

„Vorgestellt?“ fragte Floribella lachend: „Was ist das? Davon hab' ich keine Vorstellung, aber komm nur, wir wollen uns gleich vor sie hin stellen, da wird die Sache abgemacht sein!“

Cölestine gab halb ungern dem dringen der Gespielin nach, und folgte nur widerstrebend. Sie fand im Pfarrer





und der Pfarrerin ein Paar alte freundliche Leute, die lange zusammengelebt und sich ganz in einander eingelebt hatten, wie die griechische Mythe ähnliches von Philemon und Baucis erzählt — festgewurzelt waren ihre Lebensbäume in treuer Liebe und zu dauerndem Sein deren Kronen in einander verschlungen.

Floribella machte einen Knix und sagte: „Das ist Prinzeßchen Cölestine.“

„Nicht doch!“ sprach der Pfarrer freundlich: „Wir hörten nur von einem Kinde, das hier im Schlosse wohnen solle in stiller friedlicher Einsamkeit. Von einem Prinzeßchen darf hier keine Rede sein, mein gutes Kind, das merke Dir, und sage zu niemand wieder, dieses Kind sei ein Prinzeßchen.“ — Die alte Pfarrerin bot Cölestinen mit mütterlicher Freundlichkeit ihre schmalen und runzelvollen Hände dar, und sprach: „Bei uns ist Stille und Gottesfrieden — es wird hier dem lieben Kinde schon gefallen, und unser kleines helles Häuschen drunten neben dem grauen Kirchlein und dem düstern schattigen Friedhof steht für gute Kinder jederzeit offen.“

„Und das Prinzeß — Cölestine wollt' ich sagen, soll auch bei Ihnen Stunden haben, lieber Herr Pfarrer!“ nahm Floribella wieder das Wort. „Darf ich denn auch mit kommen, und auch etwas mitlernen?“

„Gewiß, mein liebes Mädchen, darfst Du mitkommen,“ erwiederte gütig der alte freundliche Pfarrer. „Ich bin von allem schon unterrichtet, in was ich Cölestinchen unterrichten soll.“

„Das ist sehr gut, Herr Pfarrer und freut mich,“ sprach nun auch mit minderer Schüchternheit Cölestine: „denn ich hätte Sie unmöglich von dem unterrichten können, in was

Sie mich unterrichten sollen! — Aber nun komm, Floribella! Ins Häuschen -- zum Heimchen!"

Und da flatterten die beiden niedlichen Mädchen wieder von dannen, wie ein Paar bunte, gaukelnde Schmetterlinge, und husch, husch, durch Gartengänge und Gebüsch, dem alten Gartenhause zu, darin sich sehr bedenkliche Spuren der Vernachlässigung zeigten, Schimmel, Moder und vielerlei Moosgewächse und wuchernde Unkräuter, die aus Mauerspalten hervorkrochen und zwischen den Fugen der Steinplatten am Fußboden sich zum Lichte drängten.

Heiner, welcher diesen Verfall ungern sah, hielt für Pflicht, demselben vorzubeugen, und Versuche zu machen, ihm abzuhelfen; der erste dieser Versuche war der, daß er die ganze wasserfleckige, früher mit zartem Blau und duftigem Gewölk bemalte Decke, (denn die Wandmalereien stellten Landschaften und schöne Fernsichten dar, aber alles war jetzt verbleicht und im abbröckeln begriffen,) dick mit seiner himmelblauen Tünchersarbe überstrich, deren allerdings dauerhafte Art auf lange Zeit nachzuhalten versprach.

„Ach!" rief Cölestine, als sie mit Floribella das Rund des Gartenhauses betrat, das nur von oben Licht durch eine kleine Glaskuppel empfing, auf deren Scheiben jetzt die sinkende Sonne noch Flammen spielte: „Siehst Du, Florilla! Da hat der gute Heiner wieder einen Himmel gemalt, und wenn er diesen herabwärts fortsetzt, die verblichenen Landschaften auch überstreicht, und nur die als Baumstämme künstlich gemalten Pfeiler unbemalt läßt, so wird es wieder ein leidlicher Salon. Das bischen Grünes, was hier herein wächst, wird man immer beibehalten können, da es doch immer hübscher ist, als das gemalte."







„Ob wohl das Heimchen kommt?“ fragte Floribella, als Cölestine schwieg.“

„Ich glaube kaum,“ antwortete Cölestine: „denn ich zweifle, daß es sich hier aufhalten wird, wenn es nämlich riechen kann, das gute Heimchen. Ich für meinen Theil kann nicht hier inne bleiben, denn Floribella, sage selbst, riechst Du nichts?“ —

„In der That!“ versetzte Floribella, indem sie ihr kleines Näschen in die Höhe richtete: „ich weiß nicht, mich däucht — allerdings“ —

„Das ist ein wahrhaft himmlischer Geruch!“ rief Cölestine und lachte überlaut. „Es ist Heinrichs schöne blaue Oelfarbe, deren Frische diesen balsamischen Hauch ausduftet!“

Floribella stimmte in Cölestinens Gelächter ein, und so eben wollten beide Mädchen das Gartenhaus verlassen, da zirpte das Heimchen.

„Hörst Du's?“ flüsterte Floribella.

„Heimelchen ist da!“ wisperte Cölestine.

„Ja da bin ich!“ zirpte das Heimchen; — „aber kommt, Kinder, hier ist es nicht recht auszuhalten; unser eins darf dem Himmel nicht nahe kommen. Dort liegt ein Bret, über einer alten steinernen Gartenbank, da setzt euch auf das eine Ende, und ich setze mich auf das andere, da wollen wir uns schaukeln!“

„Ei, bist Du denn so schwer, kleines Heimchen?“ fragte Floribella verwundert: „daß Du uns beide zusammen aufwiegst?“

„Ich bin so schwer, als ich sein will,“ versetzte das Heimchen, und die Schaukel wurde gleich darauf hergerichtet. Beide Mädchen setzten sich auf das eine Ende, das Heimchen nahm auf dem entgegengesetzten Ende Platz, und das ging



im schönsten Gleichgewicht, so sanft und so schön, und den Kindern war, als schwebten sie in einer sammetgepolsterten Wiege auf und nieder, auf und nieder.

Es hätte ein allerliebstes Bildchen gegeben, dieses schaukeln; die Mädchen in bunten, ländlichen Sommerkleidern mit leichten Strohhüten, viel schöner und kleidsamer als die abgeschmackten Helgoländer Sturmhauben — und gegenüber das kleine wunderbare Heimchen im graugrünen Hütchen und aschenfarbigen, bald ins grüne, bald ins rosige schillernden Kleidchen, und was das merkwürdigste dabei war, beide Mädchen wußten nicht einmal, ob das Heimchen ein Heimchenknäblein, oder ein Heimchenmägdlein war, denn das war ihrem heimlichen unheimlichen Gespielen gar nicht anzusehen.

Das Heimchen schien sehr munter, so weit das ihm seine Natur verstattete, denn es ist eine bekannte Sache, daß die Heimchen ebenso wenig jemals lachen, als irgend ein Thier zu lachen vermag. Dieß glückliche, unschätzbare Vorrecht ist von der Gottheit nur den Menschen verliehen, denn nicht einmal die Engel können lachen, daraus schon zu schließen ist, daß es im Himmel, wie es in einem alten Volksliede heißt, zwar: „wunderschön" sein mag, aber doch grausam ernsthaft.

Die Bäume, welche das alte Gartenhaus umgaben, waren Taxusstämme, welche seit lange der Scheere des Gärtners entwachsen, frei und lustig ihre Aeste und Zweige in alle Lüfte hinaus trieben, während sie in früherer Zeit äußerst wohlgezogen gewesen waren, aber es war an dieser selbstständigen Triebkraft und am eigenmächtigen umsichgreifen der Eibenbaumäste und Zweige eben nichts schuld, als die vernachlässigte Erziehung.

Wie die Mädchen, als sie so hoch und tief, auf und



nieder, auf der Schaukel flogen, den Aesten so nahe kamen, daß sie fast von denselben erfaßt wurden, und mindestens die Nadeln berührten, riefen sie dem Heimchen zu, nicht zu hoch zu schaukeln, damit sie nicht in den Aesten der Bäume hängen blieben. Darauf zirpte Heimchen sehr rasch einigemale hinter einander, und antwortete: „Das wäre alles nicht wenn die gute Baumscheere nicht abhanden gekommen wäre. Mit ihr schnitt in früherer Zeit Heiner, so oft es nöthig war, die frühen Sprossen dieser Bäume und Hecken im Garten ab, mir nichts, dir nichts, und die Bäume ließen sich's auch ganz willig gefallen, und waren froh, wieder hübsche Gestalt und Form zu gewinnen. Da geschah es, daß Heiner einstmals die Scheere, bevor noch seine Arbeit vollendet war, im Garten liegen ließ, und zum Mittagsessen ging, Willens, gleich nach demselben wiederzukehren, und seine Arbeit fortzusetzen. Was geschah? Kommt euch ein wanderndes Schneiderlein an den Garten, mag derselbe Held gewesen sein, von dem im Märchenbuche steht, daß er sieben auf einen Streich gefällt, lugt hinein, klemmt sich durch die Zaunlücke, (schmal brauchte es sich nicht erst zu machen, denn solches war es von Natur) und ist nun im Garten, der ganz still und menschenleer. Sieht mein Schneiderlein die Gartenscheere liegen — stutzt wie ein Böckchen und denkt: „Was in aller Welt, wozu diese großmächtige Scheere? Ich muß traun ins Land der Riesen gekommen sein, und selbst ein Riese werden. Hei, welche Lust, mit dieser Scheere das Tuch zuzuschneiden! Das gäbe einmal einen Zuschnitt! Mit so einer Scheere haben sie gewiß drüben im Königreiche die neue Einrichtung zurecht gestutzt, die Besoldungen beschnitten, und die Ersparnisse in ihre um fänglichen Taschen geleitet. Könnte ich, wenn ich mich dieser Scheere bemächtigte, nicht am Ende selbst ein

Regent, mindestens ein Dirigent werden und respektive sein? Ich beschnitte zunächst damit das Einkommen des Fürsten, und ließe es als überflüssige Lappalien in meine Hölle fallen, ei wär' ich da nicht ein gewandter Gewandschneider, und überflügelte die Flickschneider da und dort sammt und sonders? Ei — und wer etwas gegen mich hätte und vorbringen wollte, den schnitte ich mit meiner Scheere den Kopf ab, rupps und rattenkahl! Wäre ich da nicht ein vollkommen radikales Kerlchen?" —

„Solchen patriotischen Phantasien gab sich das Schneiderlein hin, indem es gedachte, da doch einmal sein angeborener Beruf sei, Staat zu machen, es sei ein recht ausgelernt pfiffiger Staatsmann, und habe das Zeug zum Staatsrath in allen Taschen. Es bemächtigte sich auch wirklich der großen Gartenscheere, die es in seiner grenzenlosen Beschränktheit für eine Schneiderscheere hielt, schleppte sie hinüber in das benachbarte Königreich, und begann dort die Ideen eines Schneiderregimentes so kräftig zu entwickeln, daß nach einiger Zeit alles Volk wirklich sein Heil in der Scheere suchte. Darauf arbeitete die Scheere ganz lustiglich und wie von der Hand eines tückischen Kobolds gelenkt; sie schnitt ihrer Natur als Baumscheere getreu, die Stammbäume zusammen, und schnitt endlich, weil die Flickschneider eine ungeheure Zunft bildeten, dem Baume des Königthums die Krone ab, so daß der gute König und seine Königin, und sein ganzer Hofstaat aus ihrem Reiche entfliehen mußten, während in seinem Lande ein Volk von schäbigen Schneidern und allerlei sonstigem Lumpengesindel die Herrschaft führte."

Die aufmerksam zuhörenden kleinen Mädchen verstanden nur zum kleinen Theil diese Rede des Heimchens, ein Zeichen

eben, daß sie noch ganz glückliche Kinder waren, doch warf Floribella unbefangen die Frage auf: „Hatten denn der gute König und die gute Königin keine Kinder?“

„Sie hatten nur eins, ein Prinzeßchen,“ antwortete das Heimchen zirpend.

„Ei, mein Himmel — da wäre wohl am Ende gar“ — rief Floribella staunend aus, aber ehe sie noch ihre Rede vollendete, schlug das Bretende mit ihr und Cölestine unsanft zu Boden, daß durch die Erschütterung beide Mädchen laut-schreiend zu Boden purzelten, denn das tückeboldische Heim-chen hatte plötzlich das Bret verlassen und war verschwunden. Zum Glück that der Fall den beiden Kindern nicht sehr weh, doch fühlten sie sich unzart berührt, und gingen mit einigen Thränchen in den Augen still durch den Garten, wieder nach dem Schlosse zu, aus welchem ihnen Lisa schon entgegen kam, sie zu suchen und in das Haus zu holen, denn die Dämme-rung sank nieder, die Leuchtkäfer zogen umher, und Rosen und Lilien dufteten stark und betäubend süß.

Bald suchten und fanden beide Freundinnen die Ruhe-stätte, aber noch nicht die rechte Ruhe. Cölestine fühlte, auch ohne daß Floribella es ihr deutete, daß sie und niemand anderes das Prinzeßchen sei, dessen das Heimchen erwähnt, und mit einemmale ergriff das bisher so sorgenlose Kind ein mächtiges Heimweh, und eine starke Sehnsucht, und es weinte lange und konnte nicht einschlafen.

Horch! da zirpte das Heimchen in der Schlafkammer. Erschreckt starrten die Mädchen in das Dunkel.

„Fürchtet euch nicht, liebe Kinder!“ zirpte das Heim-chen. „Ich bin bei euch, und bin kein böser Geist. Ich will Dir etwas beruhigendes sagen, armes Prinzeßchen, denn ich

habe Dich erschreckt und beunruhigt. Allen Menschen sind vom Geschick Prüfungen auferlegt, manchen kommen schon in seiner Kindheit schwere Prüfungen, andern kommen sie erst im reiferen oder selbst im späteren Alter. Die Kindheit trägt sie leichter, doch machen sie meist die Menschen ernst und traurig. Dein Leben hier in diesem verwünschten Schlosse ist eine Prüfung, Cölestine. Die Menschen sollen nicht stets, auch nicht die zum Glück scheinbar auserkorenen und hochgeborenen, auf Purpur ruhen, und auf glatten, völlig dornenlosen Wegen wandeln, sie sollen das Leben nicht nur von der Licht- sondern auch von der Schattenseite kennen lernen. Sie sollen auch das sogenannte gemeine Leben bis in seine Niedrigkeiten herab durchschauen, und das soll ihnen die rechte Lehre geben, alles gemeine denken und thun zu fliehen und zu meiden. Sie sollen lernen, sich selbst zu beherrschen und sich selbst zu verläugnen. Sie sollen selbst die Ueberspannung und die falschen Begriffe ihrer Mitmenschen, welche oft seltsam, lästig und unbequem erscheinen, dulden und ertragen lernen, denn nicht alle Menschen können ganz klug und trefflich unterrichtet sein. Ich wehre es Dir nicht, Cölestine, wenn Du bei diesen Worten an Heiner denken willst. Wie seltsam sein Wesen Dir auch erscheine, so hat er doch von vielen Dingen Kenntniß, welche andere in solchem Grade nicht haben."

Hochaufmerksam lauschten die Kinder in ihren Bettchen, welche neben einander standen, der ernsten Rede des Hausgeistes, die so leise, und doch so feierlich erklang. Sie sahen das Heimchen kaum, doch floß aus einer Ecke der Schlafkammer ein bleicher Schimmer, in dem sich die Gestalt eines Kindes abzeichnete, wie das feinste Nebelbild einer magischen Laterne.



Jungfrau Lisa, welche das Schlafgemach mit den Kindern theilte, war draußen noch mit häuslichen Verrichtungen beschäftigt.

„Die Menschen sollen lernen," fuhr die Stimme des Heimchens fort, leise und doch vernehmlich zu flüstern: „die redliche Thätigkeit und den wackern rastlosen Fleiß auch geringerer Leute und Diener zu achten und werth zu halten, denn dieser Fleiß ist es, der den reichen und glücklichen das Leben schön und angenehm machen hilft. Habe Acht, wie Jungfrau Lisa sich so treu bemüht, Ordnung zu halten, und lerne selbst Ordnung, denn diese ist die Seele jedes Hauswesens und aller Geschäfte."

„Reiche und glückliche Menschen" fuhr das Heimchen zu wispern fort: „sollen lernen, nie der armen und unglücklichen zu vergessen, sollen sie stützen und unterstützen, darum vergiß nicht, Cölestine, daß Du noch in der Schuld der armen Köhlerfrau bist, die im Walde Dir und Floribella so freundlich ihre mühsam gesammelten Beeren bot. Jene Frau ist nicht gekommen, trotzig ihren Lohn zu fordern, die verschämte Armuth will aufgesucht sein. Fordere Heiner auf, sich in seinen Försterstaat zu werfen, und Dich mit Floribella in den Wald zur Hütte der armen Köhlerleute zu geleiten."

„Ja, das will ich gern thun, liebes Heimchen!" rief Cölestine aus ihrem Bettchen.

„Die Menschen sollen lernen," fuhr das Heimchen abermals fort: „Hoffahrt und Hochmuth zu meiden, sich vor Irrthümern zu hüten, und nichts böses zu thun, denn das böse verwirrt die Sinne und nimmt das gute gefangen. Es zieht herab zum gemeinen und lasterhaften, und bildet dann aus den Menschen, die dem bösen folgen, solche abschreckende und widerwärtige Gestalten, wie sich euch nach dem Gewitter

im Schlosse und im Hofe deren mehrere zeigten — Und endlich sollen die Menschen lernen, das ehrwürdige Alter verehren, ihm gern nahen, seinen Lehren lauschen, seiner Zucht gehorchen. Lernten die Menschen stets vom alten, so würden sie nicht auf neue Thorheiten und Verbrechen verfallen, die sich bis zum höchsten verhöhnend, verfolgend und entwürdigend steigern, sie würden nichts unternehmen, was ihrem Berufskreise fern liegt, gleich dem Schneiderlein, von dem ich euch vorhin erzählte. Und nun schlafet wohl! Vielleicht sehen wir uns bald wieder, besonders dann, wenn Du Cölestine, die Prüfung, welche Dir in Deinen Jugendjahren auferlegt wird, gut und wacker bestehst!"

Damit schwieg das Heimchen, der bleiche Schimmer in der Zimmerecke verschwand, und der Schlummer senkte sich mit holden Mädchenträumen auf die Kinder nieder.

Das war ein Tag im verwünschten Schlosse.

Viel wäre noch zu erzählen von den andern Tagen, wie Cölestine mit Floribella fleißig hinab zum alten Pfarrer ging, und vieles von ihm lernten, wie die Kinder auf dem schattigen Kirchhof spielten, auch einander immer lieber gewannen und treue Freundinnen wurden für ihr ganzes Leben. Und ferner, wie das Schneiderregiment im benachbarten Königreiche ein Ende nahm mit Schmach und Schrecken, wie die Krone auf dem Baume des Königthumes wieder neu und stark und stolz erwuchs, und eines Tages ein großer, prächtiger Zug von Wagen und Reitern, mit vieler rauschenden Musik und glänzender Dienerschaft im Hofe des verwünschten Schlosses anlangte, und aus einem Prachtwagen der König und die Königin ausstiegen — derselbe Herr und dieselbe Dame, die einst ihr Prinzeßchen in dieses sichere und entlegene Schloß zur treuen Aufbewahrung gebracht und geborgen hatten, ihr Goldkind nun

unter Freudenthränen wieder abholten, und Floribella auch mit sich nahmen. O, welche freudestrahlende Mienen machten da Jungfrau Lisa und der alte, gute Heiner, die sich treu belohnt sahen für lange Treue. Zum letztenmale spannte Heiner Paperlapap und Pimperlimpimp an, die nun auch wieder fortgingen, und rief dabei, während ihm Thränen um Thränen über die Wangen herab in den grauen Bart rollten: „Potz Königskraut und Königskerzen! Potz Jungfernkrone und Prinzessinthee! Potz Thränengras und — Vergißmeinnicht!“ —

Lange grüßten noch, dahin rollend, über den Schlag des Wagens Cölestine und Floribella mit wehenden Tüchern zu Lisa und Heiner — zum ewigen Abschied.





Der Meergeist,

oder

Mann und Weib auf der wüsten Insel.

Ein Märchen.

Auf einem Schiffe, das nach Australien fuhr, befanden sich ein Mann und eine Frau. Beide waren noch jung, und wollten sich fern von ihrem Vaterlande eine neue Heimath gründen. Sie hatten gehört, daß Australien ein Land sei, wo man bald zu etwas kommen könne, und wo auch die Goldklumpen umher lägen, wie die Fäuste groß, und wer grade so glücklich sei, eine Schürze voll zu finden, der habe genug, wenigstens Gold, für sein ganzes Leben. Da wollten die beiden also hin, denn da — meinten sie — müsse es prächtig sein. Es gäbe auch wilde Menschen dort, von denen müsse man sich ein Paar fangen, und die müßten einem dann dienen, und alle Arbeit, umsonst thun. Das sollte einmal ein herrliches Leben werden, meinten der Mann und die Frau, und ertrugen voll Geduld und Hoffnung alle Beschwerden der langen Seereise, die gar kein Ende nehmen wollte, und sie dachten oft, der Steuermann habe sich verirrt auf dem großen Weltmeer, wo nicht alle Stunden ein Wegweiser stand, wie auf dem platten Lande — sonst müßten sie doch endlich und endlich hinkommen, es dauere ja eine Ewigkeit, und sei wirklich zum Davonlaufen, dieses lange fahren auf dem Wasser. Gleichwohl liefen Mann und Frau



dennoch nicht davon und wußten auch warum sie dieß nicht thaten.

Von Zeit zu Zeit kam das Schiff an eine Insel, da glaubten Mann und Frau, nun wären sie in Australien, allein da waren sie immer noch nicht, und zuletzt ergaben sie sich in den Gedanken, sie würden niemals hinkommen. Und das war recht gut, daß sie sich in diesen Gedanken ergeben hatten, denn sie kamen auch wirklich nicht hin, und es war nichts mit Goldklumpen und wilden Menschen, welche die Arbeit umsonst thun.

Ein fürchterlicher Sturm erhob sich, schleuderte das Schiff wie eine Nußschale auf den bergeshohen Meereswogen umher, und es war ein so entsetzlicher Lärm, daß dem Mann und der Frau hören und sehen verging, und das war auch kein Wunder, denn es krachte und platzte alles zusammen, das Schiff scheiterte und als Mann und Frau ihr hören und sehen wieder bekamen, so sahen und hörten sie nichts mehr von dem Schiff, darauf sie gefahren waren, sondern lagen halb todt am Strand einer kleinen wüsten Insel, in nassen Kleidern, mit sehr vielen Beulen und blauen Flecken und außerdem lagen noch einige Fässer und Kisten um sie her, und das war alles.

Nun war guter Rath theuer. Mann und Frau versuchten zunächst, ob sie aufstehen und gehen könnten; das ging so leidlich, dann sahen sie sich um, wo sie wohl sein möchten und meinten, die Insel, an deren Strand der wilde Meeressturm sie geworfen, müsse doch einen Namen haben, denn Mann und Frau waren in der Schule fleißige Kinder gewesen, und hatten die schönen Namen der Inseln in der Südsee gar wohl in ihrem Gedächtniß behalten und sich tief eingeprägt, und es hat immer sein gutes, wenn die Kinder recht

viele Namen der Südsee-Inseln in der Schule auswendig lernen, und niemals wieder vergessen.

Nun zerbrachen sich Mann und Frau sehr den Kopf, und beklagten schrecklich, daß sie ihre Land- und Seekarten nicht zur Hand hatten und ihr Geographiebuch, um nachzulesen, ob ihre Insel bewohnt sei und von wem?

„Ob es wohl eine Freundschaftsinsel ist? Vielleicht Tongataboo?" warf die Frau die Frage auf. „Oder eine Molucke? Vielleicht Salabatty?" fragte der Mann. „Es könnte auch eine Mariane sein! Etwa Uracoas!" sprach die Frau. — „Oder eine Caroline! Vielleicht Ulalu?" warf der Mann hin. „Es heißt nicht Caroline — es heißt neue Philippine!" bestritt die Frau. „Caroline heißt es! ich weiß das gewiß!" versetzte der Mann. — „Nein! Es heißt Philippine — sage ich, ein für allemal! Und es heißt auch die Insel nicht Ulalu, sondern Holulu! das werde ich doch wissen!" eiferte die Frau. „Du weißt ja alles besser als ich, liebe Frau!" spöttelte der Mann. „Uebrigens kann es auch eine Gesellschafts-Insel sein." — „Das scheint mir nicht so, ich merke nichts von Gesellschaft, es müßte denn Affen oder Opossums auf dieser Insel geben!" widersprach die Frau.

„Was streiten wir?" sagte der Mann; „laß es gut sein und laß uns sehen, was wir finden auf diesem Steinklumpen, der vielleicht unser Grab wird, wenn er keine Lebensmittel enthält. Lebensmittel sind uns jetzt viel nothwendiger als der Name dieser Insel."

Das war sehr vernünftig gesprochen. Beide. Mann und Frau, kletterten nun an dem Felsen mühsam in die Höhe; da sahen sie denn mit großem Schrecken, daß die Insel, auf der sie sich befanden, so wüst war, wie nur immer eine wüste Insel sein kann.






Ihr Umfang war ohngefähr eine halbe Stunde und rings um sie her fluthete und wogte, noch immer heftig bewegt von dem Sturme, der unermeßliche Ocean. Kein Vogel, kein Säugethier, kein Truthahn und kein Beutelthier, ja nicht einmal eine Maus oder Schildkröte waren zu erblicken. —

„Das ist schrecklich!" seufzte die Frau, und aller Muth sank ihr. „Nichts als Steinhaufen — keine Spur von Gold, kein Baum, kein Strauch, kein Mensch, kein Vieh! Oh allgerechter Himmel! wir sind verloren!"

„Ja wohl, verloren! Und Niemand findet uns, das ist das schlimmste!" stimmte der Mann ein in die Klage der Frau.

„Und es ist nicht einmal der Ort anzugeben, wo wir verloren gegangen, wie doch sonst in der civilisirten Welt Brauch und Sitte! Ach, wär' ich zu Hause geblieben!" — klagte die Frau.

„Und ich, und ich!" seufzte schmerzlich der Mann. „Mir ist so wüst!" —

„Nun, wie soll uns denn anders sein, als wüst auf einer so von Gott verlassenen wüsten Insel? Das möcht' ich wissen?„ begann die Frau zu hadern.

„Die wüste Insel kann immerhin wüst sein" — murrte der Mann: „sie ist das gewohnt, sie kann's vertragen, mein wüstsein aber kommt vom Hunger her, das thut nicht lange gut!"

„Was wollen wir thun? Was sollen wir thun?" fragte jammernd die Frau.

„Richtig!" sprach der Mann: „Wir müssen etwas thun, denn aus nichtsthun wird nichts, das ist eine alte Geschichte. Das erste was wir thun, ist: daß wir dort die Fässer und

Kisten aufschlagen, und sehen, ob nichts zu essen und zu trinken darin ist, denn: nie ohne dieses."

Die Frau gab diesem guten Einfalle ihres Mannes ihren Beifall, und der Zufall wollte, daß der Inhalt einer mühsam genug mit Hülfe von Steinen aufgeschlagenen Kiste einige der so sehr nöthigen Lebensmittel, einige Gartenwerkzeuge, einige Kleidungsstücke und ein kleines Zelt enthielt; ein an den Strand geworfenes Faß aber enthielt ein Getränk, welches leichter war als Wasser, weßhalb das Faß auch schwimmend hatte an den Strand gelangen können.

Mann und Frau machten sich nach Möglichkeit alles gefundene zu nutze, schürten ein Feuer, legten das Faß unter einen Felsen, um es anzuzapfen, zu welchem Behuf sie das nöthige Werkzeug in einer der Kisten glücklicherweise ebenfalls vorgefunden hatten, schlugen das kleine Zelt auf, und ergaben sich in ihr Schicksal, hoffend dasselbe werde sich in kurzem günstig wenden, ein Schiff werde vorüberfahren, ihr Feuer, oder die auf der Spitze ihres Zeltes wehende Flagge sehen, werde ein Boot aussetzen und sie abholen, wie dergleichen schon oft da gewesen und in Reisebeschreibungen sehr häufig zu lesen ist.

Allein es vergingen mehrere Tage, und es kam kein Schiff und kein Boot, und dem Mann wie der Frau wurde sehr bange, denn die aufgefundenen Lebensmittel gingen zu Ende, ebenso das Holz aus den zerschlagenen Kisten; auch fehlte, was das Schlimmste war, das Wasser, denn auf der felsigen wüsten Insel war kein Brunnen und regnen that es auch nicht.

„Mann, das wird nicht gut! Das nimmt ein schlechtes Ende!" rief die Frau.

„Du kannst diesesmal wohl recht haben, Frau!" erwie-



derte der Mann. „Mir ist schon der Anfang schlecht genug vorgekommen.“

„Wenn doch nur etwas auf dieser Insel wüchse, ich wollte ja gern alles ertragen, in jedes Ungemach mich fügen!“ seufzte die Frau.

„Arbeiten wollt' ich wie ein Pferd!“ stimmte der Mann ein; ackern und pflügen, wenn nur Land dazu da wäre!“ —

„Ich wollte kochen und backen, waschen und scheuern, wenn wir ein Häuschen hätten und zu allen diesen Thätigkeiten Gelegenheit. Mit dem wenigsten wollte ich zufrieden sein!“ seufzte die Frau nochmals.

„Ich auch, ich auch, und wollte sogar nicht böse sein, wenn es etwas mehr wäre, als das wenigste!“ fügte der Mann hinzu.

„Ich wollte gar keine Goldklumpen begehren, wenn wir nur Kartoffeln hätten!“ sprach die Frau.

„Und ich wollte unser wilder Mensch selber sein, und alle Arbeit selbst thun!“ gelobte der Mann.

„Aber o Himmel, was hilft all unser wünschen, reden und hoffen! Wir sind verlassen und verloren.“

„Und müssen den Geist aufgeben!“ meinte die Frau.

Da sprang der Mann von der Felsklippe, auf der er neben seiner Frau gesessen hatte, plötzlich auf, und rief: „Nein! Ich gebe den Geist nicht auf! Ich thu's nicht! Es ist gut, daß Du mich an ihn erinnerst! Ich rufe ihn!“

„Sei stille, liebe Frau, und störe mich jetzt nicht! Ein alter Schiffer vertraute mir ein großes Geheimniß an, das schon vielen geholfen hat; dieses besteht in der Kunst, die man aber nur in der größten Noth, beim heftigsten Sturme, oder im tiefsten Unglücke anwenden darf, den Meergeist zu rufen.



Er stieg nun schnell auf die Klippe hinauf, breitete beide Arme gegen das Weltmeer, das unter ihm wogte, aus, und rief dreimal diese Worte: „Hydriel! Chokelan! Nothelmy! Lamedo!“ und warf sich, nach dem dritten Rufe, mit ausgebreiteten Armen platt auf den Felsen nieder.

Alsbald rauschten die Wellen und wurde der Himmel finster; eine schwarze Wolke hing über der Insel, und aus ihr senkte sich's nieder wie ein spitzer schwarzer Kaffeesack, oder die Gestalt eines Trichters, und aus dem Wasser hob sich eine Säule von der Gestalt eines Zuckerhutes, aber groß wie ein Berg, und als sich die beiden Spitzen berührten, entstanden Blitze und Donner von großer Heftigkeit, so daß die Frau auf ihre Kniee fiel, und die ganze Wasser- und Wolkenmasse war jetzt anzusehen, wie ein himmelhoher schwarzer Thurm, der sich mit Donnerbrausen fort und fort um sich selbst drehte, und plötzlich stieg aus dem Meere heraus eine entsetzlich große Wasserschlange, welche sich in riesigen Windungen um die kreiselnde Wasserhose wand, und oben erschien ihr Kopf als ein schrecklich anzusehendes Menschenhaupt, und rief: „Staubgeborener Erdenwurm! Was rufst Du mich? Ich bin Hydriel, der große Meergeist, was ist Dein Begehren?“ —

„Daß dieses Eiland grün und fruchtbar sei!“ rief der Mann oben auf der Felsklippe.

„Daß es uns an gar nichts fehle, was zwei oder mehr Menschen brauchen zur Leibesnahrung und Nothdurft!“ rief die Frau auf den Knieen, drunten am Fuße der Klippe.

„Und daß wir allezeit unsere Nahrung haben, essen und trinken, Kleider und Schuhe und alles, was wir sonst bedürfen!“ rief flehend der Mann.

„Und daß“ — wollte die Frau weiter bitten, aber der große Meergeist rief mit Donnerstimme:



„Schweige Wurm von einem Weibe!" dann fuhr er fort sanfter zu sprechen: „Es soll euch durch meine Macht und Gnade gewährt sein, was ihr bittet, aber nicht ohne Bedingung gewähren die unsterblichen Geister ihre Güter und Gaben den sterblichen Menschen. — Dieses Eiland soll grünen und blühen und edle Früchte tragen, auch nützliche Pflanzen und Thiere! Ein nieversiegender Quellbrunnen süßen Wassers soll aus dieser Felsenklippe springen. Ihr sollt alles haben, was ihr in Wahrheit bedürfet, außer Gold, — das sollt ihr nicht haben, denn hier bedürfet ihr es nicht, und Gold ist Gift, das sollt ihr auch niemals suchen. Und zum Danke für die Gaben des großen Meergeistes wird von euch Gehorsam gefordert nur in einem einzigen Punkte. Mitten auf dieser Insel wird zum Andenken dessen, was und wie sie gewesen, ein großer Steinhaufen liegen bleiben, diesen soll euer Fuß nie betreten, eure Hand soll ihn nie berühren! Wenn Blumen auf ihm blühen, die sollt ihr niemals pflücken, wenn ein Thier sich auf ihn flüchtet, sollt ihr das ungescheucht darauf lassen, es nicht hinwegschrecken, noch weniger es tödten! — Gelobest Du das alles treulich zu halten, Menschengewürm, bei der furchtbar heiligen Macht des großen Meergeistes und seiner neunmalneunundneunzigtausend Fürsten, die ihm dienen und gehorchen, bei dem ewigen Himmel und dem ewigen Meer und bei den ewigen Gestirnen der Nacht — so soll euer Wunsch erfüllt werden!"

„Ja, ja! Wir geloben, erhabener Meergeist!" riefen zitternd Mann und Frau, durchbebt, ja fast vernichtet von der allgewaltigen Erscheinung des Meergeistes — da borst mit Donnerkrachen die Wasserhose und der ringelnde Leviathan rauschte dahin durch die schäumenden Wellen. —

Mann und Frau sahen einander zitternd an, ob sie ge-



träumt hätten, oder noch träumten? Alles um sie her war verwandelt. Aus allen Felsritzen sproßte grünes Gras und nickten Blumen der südlichen Zone. Aloen, Cactus und Ananas schmückten in Fülle den Fels, und drunten sprang in einem silberfarbigen Bogen ein Wasserstrahl aus dem Gestein. Am Strande lagen appetitliche Austern, krochen kleine und große Schildkröten, und letztere hatten nichts eiligeres zu thun, als Eier so groß wie Tauben- und Hühnereier zu legen, welche bekanntlich gut schmecken. In einer muldenförmigen Klippe am Strande glitzerte Salz; im Sande krochen große Seekrebse, und gingen rücklings auf die Frau zu, als wünschten sie gefangen zu werden. Etwas weiter zurück stand ein allerliebstes Häuschen an einen Felsen gelehnt, sicher vor den Wellen und dem Sturme, in dem Häuschen war eine Stube, eine Schlafkammer und eine Küche; in der Stube standen Tisch und Stühle, und eine Komode voll Wäsche und Bettzeug, in der Kammer Betten und ein Kleiderschrank, in der Küche Töpfe, Teller, Bratpfannen, Gelten, Wassereimer und ein Bügeleisen. An das Häuschen stieß ein Gärtchen, und an das Gärtchen ein Wäldchen von Palmen, welche reife Nüsse trugen, so groß wie Kinderköpfe, kurz es war eine Pracht und ein unendlicher Segen.

Der Mann stieg voller Verwunderung vom Felsen herab, umarmte in aller Eile seine Frau, und rief: „Komme mit herauf, und schaue unser kleines Paradies!"

„Nein, lieber Mann! Komme erst her und schaue unser kleines Häuschen! Ach, wie schön ist das!" Und so gingen sie erst Hand in Hand in das Häuschen, und sahen alles, und freuten sich, und die Frau sagte: „Schade, daß kein Glas da ist, sonst wollten wir gleich einmal von dem herrlichen Wasser trinken."



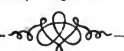

„Ein Topf thut's auch!" sprach der Mann; nahm einen Topf, hielt ihn unter den Springquell, und trank behaglich, und ließ auch die Frau trinken. Das lange von beiden entbehrte Wasser schmeckte ihnen wie der köstlichste Wein, auch ohne Glas, aus dem irdenen Topf.

Nun ging es auf den Felsen hinauf, zu dem gleich neben dem Häuschen eine bequeme Treppe von natürlichen Stufen führte, und wurde die kleine Insel überblickt. Die lag unter ihnen in grüner Pracht. Da stand ein Feld mit Mais, dort eins mit Reis, dort ragten Sagopalmen empor, dort rankten Rebstöcke, welche in schwellenden Trauben künftige große und kleine Rosinen trugen. Dort drunten blitzte ein kleiner Teich, darin Silber- und Goldfische emporschnellten, rund um ihn her stand hohes Zuckerrohr. Aus den Felsenlöchern guckten Kaninchen, die man auch Hasenkühe zu nennen pflegt, und aus dem Kirschbaumwäldchen dort drunten hörten die staunenden Beherrscher dieser Insel die gullernden Stimmen von Truthähnen, und sahen auch einige Goldfasanen laufen. Auf der Wiese dort weideten Kühe, Ziegen und zwei Esel. Schöne Schmetterlinge und Prachtkäfer flogen um die Blumen; von Vögeln gab es außer den Puthühnern auch noch Tauben und Canarienvögel, welche letztere sehr schön sangen. und ganz zahm waren, außerdem Rebhühner, Perlhühner, Reisvögel, und viele andere, die schön singen und gut schmekken. Kaum konnten Mann und Frau sich satt sehen an all dieser Herrlichkeit, und von ihrem stets neuen Erstaunen sich gar nicht erholen.

„Nun weiß ich, was das für eine Insel ist, nun weiß ich ihren Namen!" sprach die Frau.

„Nun?" fragte der Mann gespannt und neugierig.

„Es ist eine glückliche Insel."







„Ach, an denen sind wir ja vor einem Vierteljahre vorbeigefahren!“ — entgegnete der Mann: die liegen ja im westafrikanischen Ocean, und heißen jetzt kanarische Inseln.“

„Nun freilich, eben deswegen. Siehst und hörst Du nicht die Menge Kanarienvögel?“

Beide lebten nun eine Zeitlang ein äußerst glückliches Leben auf dieser einsamen schönen Insel. Nie erblickten sie ein Schiff, auch nicht von ferne. Stets lachte der blaue Himmel wolkenlos über dem grünen Eiland, und Nachts fiel bisweilen ein erquickender Regen oder starker Thau. Der Mann nahm sich des Gartenbaues an, die Frau der Küche; es gab sehr gute Gemüse und in den Speisen die schönste Abwechselung: Truthahnbraten, Kaninchenbraten, Seekrebse, Fasanenbraten, Schildkrötensuppe, Perlhuhnbraten, Sagosuppe mit Schildkröteneiern, Reissuppe mit Rosinen, Hummersalat, Seefische, Süßwasserfische, Rebhuhnbraten und so fort. Und zum Nachtisch Cocosnüsse und Milch aus denselben, Ananas, Kirschen, Erdbeeren, Trauben; zum Frühstück aber herrliche Austern und Matjes-Häringe.

So vergingen mehrere Monate, und das Glück von Mann und Frau wurde noch durch ein schönes Kindchen vermehrt, welches Frau und Mann mit der größten Liebe groß zu ziehen bemüht waren.

Der Mann ärntete Reis und Mais und Sago, fing Vögel, Hummern, Fische und Kaninchen, die Frau molk die Kühe und Ziegen in die blanken Eimer, und wenn beide ihre Arbeit gethan hatten, so ritten sie auf den Eseln rings um den Strand ihrer kleinen Insel, nahmen das Kindchen immer mit, das nun schon anfing laufen zu lernen, und es verging ihnen, obschon sie stets allein und auf sich selbst beschränkt waren, die Zeit ganz angenehm und schnell.



Wenn sie auch beiderseits nicht stets über alles einig und einerlei Meinung waren, so vereinigten sie sich doch immer sehr leicht wieder.

Seltsam war es, daß man auf jeder Stelle der Insel, man mochte sich befinden, wo man wollte, den kahlen Steinhaufen sah, weshalb auch auf einem Spazierritt zu Esel die Frau einmal zu ihrem Manne sprach: „Nimm mir's nicht übel, lieber Mann, ich gebe zu, daß unser Wohlthäter, Dein großer Meergeist, äußerst gütig ist, aber Geschmack hat er doch nicht, und von der Landschaftsgärtnerei könnte er noch in Deutschland oder England viel lernen. Wie häßlich stört jener alte kahle Steinhaufen die Lieblichkeit unserer grünen Glückseligkeitsinsel! Er ist der Mittelpunkt derselben, aber was für einer? So ohne alle Form, so roh; die Insel sieht aus, wie ein schöner Teppich oder Shawl, der in der Mitte einen großen gelben Schmutzfleck hat. Könnte nicht an seiner Stelle etwas schönes und würdiges zur Zierde der Landschaft stehen? Zum Beispiel ein Felsenaltar, von ehrwürdigen Eichen umschattet, oder, wenn diese hier nicht gedeihen, von Palmen. Oder ein kleiner Tempel zu Ehren des Meergeistes, oder ein Steinwürfel mit einer Sonnenuhr — es ist ohnehin recht störend, daß wir keine Uhr und keinen Kalender hier haben, man weiß gar nicht, ist's daheim Sommer oder Winter, ist Fest- oder Werkeltag, ist Jahrmarkt oder ist keiner. Artig war es auch nicht von Deinem Meergeist, daß er mir so unhöflich Schweigen gebot, denn ich wollte ja nur noch um einige unentbehrliche Kleinigkeiten bitten, um mein Nähzeug, Garn, Nadel, Scheere, Fingerhut und etwas Band, um einige Kaffeetassen, und Haisanthee und ein Paar Gläser Eau de Cologne, auch etwas Fischbein, und einige Haar-, Näh-, Steck- und Stricknadeln, und was man so in das Haus



braucht: Seide, Zwirn, Baumwolle, Watte, Wichswachs, Seitenkämmchen, Taschenspiegel, und dergleichen. Und wie schön wäre es, wenn wir eine Uhr hätten, mit einem Wecker oder einem Glockenspiel.'

Der Mann lachte und sagte: „Gieb Dich zufrieden liebe Frau! Eins von Deinen vielen Wünschdingern haben wir in der That. Sieh da unsern kleinen, frischen, muntern Wecker. Der erspart mir frühmorgens jede Uhr. — Er schreit mich wie ein Zahnbrecher jeden Morgen aus dem Schlafe."

„O, Du böser Mann!" schalt die Frau. „Es ist häßlich von Dir, daß Du meinen süßen, lieben Jungen, der schon sechs allerliebste Zähnchen hat, mit einem Zahnbrecher vergleichst!" —

Ein anderesmal, auf einem Spaziergang, wo wieder jener Steinhaufen der Frau unangenehm in das Auge fiel, sagte sie zum Manne: „Eins thut mir in der Seele weh um unser Kind. Wenn wir hier sterben sollten, und es bliebe allein zurück, ach, da wär' es so bettelarm! — Sollte denn auf dieser unserer Glückseligkeitsinsel, die doch unmöglich allzuweit mehr von Australien liegen kann, sich gar nicht ein bischen Gold finden? Ich für meinen Theil verlange und begehre keins, aber für mein Kind — das arme Würmlein — ach, wenn das einmal so nackt und blos in die Welt hinausgestoßen würde!"

„Laß mich in Frieden mit Gold! liebe Frau!" bat der Mann. „Du weißt, was der Meergeist sagte: Gold ist Gift. Ich habe auch, wie tief ich immer im Felde und Garten grub, niemals welches entdeckt."

„Weil Du nie an der rechten Stelle gesucht hast, und suchen magst!" warf die Frau etwas gereizt hin.

„Und wo sollt' ich denn suchen?" fragte der Mann.





„Ei wo denn anders, als da, wo Dein schlauer großer Meergeist, den ich mir übrigens größer gedacht hatte, es verborgen hat? Just unter dem Steinklumpen. Er gönnt uns nichts, er ist mißgünstig, daher das Verbot — oh — solche Schliche kenne ich. Wär' ich nur ein Mann und hätte die Kraft, die schweren Steine wegzuwälzen. Drunten liegt, ich weiß es, ein ganzer Braukessel voll gediegenes Gold, das ist wahr, das *muß* wahr sein, es hat mir schon *dreimal hintereinander* davon geträumt."

„Nun freilich, liebe Frau, wenn das so ist, wenn es Dir *dreimal* geträumt hat, dann muß es ohne allen Zweifel ganz gewiß wahr sein!" spöttelte der Mann. „Erlaube mir aber zu bemerken, daß ich für noch wahrer das Wort des Meergeistes halte, der uns verbot, den Steinhaufen nur zu berühren. Ich werde daher mich an diese Vorschrift halten, ein für allemal zu unser aller Besten, und *damit gut!*"

Wenn der Mann sagte: damit gut — so wußte die Frau schon, daß dann nichts weiter durch Vorstellungen von ihm zu erlangen war, sie verschob also ihre Versuchungen, ihn zur Uebertretung jenes Verbotes des Meergeistes zu verleiten, auf eine andere Zeit. —

Nun traf es sich, daß ganz in der Nähe des Steinhaufens und rund um denselben ein Gehege niedrigen schattengebenden Strauchwerkes sich zog, wo die schönsten Käfer und Schmetterlinge anzutreffen waren, und die Strauchwerke trugen saftige und erquickende Beeren in Menge, da ging denn öfters die junge Mutter mit dem Kinde hin, und hieß dieses dort spielen, Käfer fangen, bunte Blumen pflücken und von den süßen erquickenden Beeren naschen.

Eines Tages, als dieses auch geschah, und die Mutter





mit dem Kinde spielte, zeigte dieses nach einer schönen rothen Blume, welche gerade aus dem Steinhaufen hervorgesproßt war, und verlangte dieselbe in seine kleinen Händchen. Der Vater, welcher soeben eine Gartenarbeit in der Nähe vollendet hatte, kam auch hinzu, und die Frau sprach zu ihm: „Sieh einmal lieber Mann, dort steht eine so schöne Blume, das Kind verlangt sie! — Bitte gehe hin, und pflücke sie!“ —

„Das Kind braucht jene Blume nicht, hier stehen genug andere, gieb ihm diese — es wird jene gleich vergessen, trage es fort, daß es jene Blume nicht mehr sieht, und hüte Dich, dem Steinhaufen zu nahe zu kommen!“ sprach der Mann.

„Ich sehe recht, wie wenig Du unser Kind lieb hast, nicht einmal eine armselige Blume, die sich's wünscht, soll mein Liebchen haben, mein süßes Herzchen!“ — Dabei küßte die Frau ihr Kind unzähligemale, aber das schrie und zappelte, und wollte nicht geküßt sein, sondern die Blume wollte es haben, mit aller Gewalt, denn es war schon sehr verwöhnt von seiner gar lieben, guten und nachgiebigen Mutter.

„Nein, das halte aus, wer es kann!“ rief die Frau — riß halb zürnend ganze Hände voll Blumen aus, die in der Nähe standen, und gab sie dem Kinde — das warf sie aber alle mit einander zu Boden, und schrie immerfort, und wollte die große, schöne rothe Blume haben.

„Da siehst Du ja, daß sich's nicht begütigen läßt!“ rief die Frau dem Manne zu. „Was kann man denn da anders thun, als seinen Willen, lieber Mann?“ —

„Das will ich Dir sagen, liebe Frau,“ entgegnete der Mann: „man kann ihm ein paar Patsche dahin geben, wo sie ihm nichts schaden, wie unartigen Kindern geschehen muß, daß sie artig werden.“

„Schlagen? Mein Kind?“ rief die Frau, und zum



Kinde sich wendend, sagte sie: „Sei still, mein Goldkäferchen, sei still! Wenn Dein Vater Dir die kleine Freude nicht machen will, die Mutter macht sie Dir! Ich hole Dir die Blume!“ —

„Weib Du wirst nicht! Um des Himmels Willen nicht!“ rief erschreckt der Mann, aber die Frau war schon hingesprungen zu dem Steinhaufen, riß die rothe Blume ab, und brachte sie dem Kinde. Dieses jauchzte, lachte, freute sich, und als es einige Augenblicke die Blume betrachtet hatte, riß es dieselbe erst vom Stengel ab, und zerzupfte sie dann in kindischer Weise, und warf Blätter und Stengel zur Erde.

Da knallte aus heiterm Himmel ein Donnerschlag, der Himmel wurde nachtschwarz, der Steinhaufen rumpelte, als prassele eine ganze Felsenwand zusammen und hinter dem Steinhaufen hervor blickte der Meergeist mit zornvollem Antlitz und rief: „Verwegene! Haltet Ihr so mein Gebot?“ —

Der Mann fiel auf seine Kniee, zum Tod erschrocken. Die Frau kreischte laut auf, und riß ihr Kind an sich, und fiel auch auf die Kniee, ein Wunder war es, daß sie nicht in Ohnmacht fiel. Der Meergeist aber drohte: „Wagt nie wieder zu thun, was ich verbot! Um des Kindes willen, das noch keinen Verstand hat, und um der Mutterliebe willen, die oft blind ist, soll euch dieß einemal verziehen sein, aber wehe euch, wenn ihr zum zweitenmale mein Verbot überschreitet.

Wieder ein Blitz und Donnerschlag, und weg war der Meergeist, und der Himmel war wieder blau, und der Steinhaufen lag ruhig da, und rasselte und prasselte nicht mehr.

Die Frau war zum Tod erschrocken — als sie sich wieder etwas erholt hatte, sprach sie zum Manne: „Geh mir mit Deinem Meergeist! So einen Lärm um eine einzige



Blume auf einem alten Steinhaufen! Einer armen Frau so einen Schrecken zu machen -- alle Glieder schlagen mir — da möchte man nimmer auf der Welt sein! Das vergesse ich in meinem Leben nicht — ich rühre keine Blume wieder an, auf der ganzen Insel, nein, nimmermehr! O wär' ich doch nur zu Hause geblieben und hätte nicht nach Australien verlangt! O käme doch ein mitleidiges Schiff und nähme uns mit fort von dieser verwünschten Insel!"

So jammerte die Frau und weinte bitterlich dazu und dem Manne that es so leid, daß sie weinte, und das Kind weinte auch, und da wurde ihm selbst ganz weinerlich zu Muthe. —

Einige Zeit darauf sprach die Frau zum Manne: „Gehe hin, und fange eine Truthenne, ich möchte eine braten, es darf auch ein Hahn sein — komme aber bald wieder, hörst Du?"

„Ja liebe Frau, nach Deinem Wunsche!" sprach der Mann, nahm sein Jagdzeug und ging nach dem Kirschenwäldchen, wo die Truthühner und Goldfasanen sich aufhielten, und da sah er einen recht fetten Puter, auf den ging er los, der Puter roch aber den Braten schon bevor er selbst gebraten wurde, und schrie, bevor er am Spieße stak, schon so laut, als stecke er bereits lebendig am Spieße, und lief fort, und der Mann lief hinter ihm drein voller Eifer, den fetten Vogel zu fangen, und der lief immer gerade vor ihm her, und der Mann sah nur immer auf den Vogel und nicht wohin dieser lief, und jetzt warf er seine Schlinge; *in diesem* Augenblick aber stolperte und fiel er und stieß sich auf einem harten Steinhaufen fast die Nase entzwei, und o Schrecken! dieser selbige Steinhaufen war just der einzige, den es auf der ganzen Insel gab, und aus einem Loch hervor kroch eine

gräuliche große grasgrüne Schlange mit einem scheußlichen Menschengesicht, das war abermals der Meergeist, und schrie: „Ungehorsamer! Jetzt mußt Du sterben! Jetzt mußt Du mit hinunter in die ewige Tiefe!“ —

Der Mann hielt in der Lage, in welcher er sich befand, für das Beste, dieselbe gar nicht zu ändern. Er dachte, liegen thue ich bereits; wenn ich sterben muß, so brauche ich nicht erst umzufallen. Grausam wäre und bliebe es aber, dachte er: um einer Truthenne willen so schrecklich mitgenommen zu werden, das sei gewiß noch Niemanden in der Welt so begegnet, als gerade ihm, er sei zum Unglück geboren, und zum Verderben auf die sogenannte Glückseligkeitsinsel verschlagen worden, und wenn die Frau klügere Gedanken gehabt, so hätte sie ihn heute nicht abgeschickt, einen Puter zu fangen. Dabei schrie der Mann kläglich laut auf: „Die Frau! die Frau!“ das sollte soviel heißen, als: die Frau ist schuld, daß ich auf den Kopf und auf den Steinhaufen gefallen bin! —

„So will ich“ — sprach unerwartet der Meergeist: „diesesmal um der Frau willen verzeihen, wie ich schon einmal um des Kindes willen gethan — aber wird mein Gebot zum drittenmale übertreten, dann wehe, wehe, wehe!“ —

Diese drei „wehe“ klangen wie das Geheul einer Hyäne, das Gebrüll des Löwen und das Geschrei des Behemots im Schilfmeer, und es verging dem Manne fast wieder sehen und hören. —

Seit dieser Zeit waren Mann und Frau auf der Glückseligkeitsinsel, trotzdem es ihnen nach wie vor an gar nichts fehlte, nicht mehr so glücklich, wie vorher.

Sie konnten den Steinhaufen nicht mehr ohne ein geheimes Grauen anblicken — es war um ihre Ruhe gethan,



und folglich um ihre Glückseligkeit. Sie sprachen mit einander traurig und kummervoll.

„Wir sind sehr unglücklich" sprachen sie. „Unser Leben ist uns sehr getrübt!" —

„Ich habe einmal in einem Buche gelesen," sprach die Frau: „darin stand:

Nur halb ist der Genuß des schönsten Glücks,
Wenn wir auf den Besitz nicht sicher zählten.

„Das ist unser Loos, unsere Lage. Wir sind nicht Herren dieser Insel. Ich kann sie auch nicht länger mehr Glückseligkeitsinsel nennen."

„Wie denn anders liebe Frau?" fragte der Mann mit theilnehmendem Ausdruck und matter Stimme.

„Ich dächte Wauwau, von dem Steinhaufen, vor dem wir uns beständig fürchten müssen, wie vor einem bösen Hunde!

„Aber liebe Frau," warf der Mann ein: „damit könnte doch eine Verwirrung und Verwechslung in die Geographie kommen, denn Du wirst aus der Schule oder dem Institut wissen, daß" —

„Daß allerdings schon eine Insel Wauwau, oder auch Wawau vorhanden ist, und zwar in der zweiten von den vier Gruppen der Tonga-Inseln, welche Gruppe Annamoka heißt — o mein lieber Mann, das weiß ich sehr wohl, so was wichtiges vergißt sich niemals!" unterbrach die Frau sehr rasch ihres Mannes Rede.

„Sehr richtig!" lobte der Mann: „So was vergißt sich so wenig, als daß die nächste Nachbarinsel von jener Wauwau Eua, so viel als Eva heißt."

„Du — lieber Mann, ich verbitte mir alle Anspielungen" — sprach die Frau streng. „Ich soll wohl die Eva sein, in



diesem beneidenswerthen Paradiese, die Dir die verbotene Frucht in Gestalt einer Blume zeigte? Nun—die Schlange dieses Paradieses kennen wir wenigstens, sie ist ein häßlicher Meergeist. Wenn Du mich armes Weib aber verhöhnen willst, so wollte ich lieber, mein lieber Mann, Du säßest auf der Adams-Insel — ohne Eva.

„So verwünschest Du mich also, liebe Frau!" seufzte der Mann vorwurfsvoll.

„In so verwünschter Lage und auf einer so verwünschten Insel mit doppelt und dreifach und neunmalneunundneunzigtausendfach verwünschtem Steinhaufen, darauf wäre es wahrlich kein Wunder!" wehklagte die Frau.

„Wir können aber, sammt unserm Kinde doch nicht von dannen!" warf der Mann trostlos ein.

„Wer weiß?" fragte die Frau kurz und spitz. „Giebt es eine Kunst einen Meergeist zu rufen, der uns hier festbannt, so muß es auch eine Kunst geben, einen andern Geist zu rufen, der uns fortträgt, wieder nach Hause."

„Ja wenn es ginge, wenn wir nur erst mit unserm Kindchen zu Hause wären, liebe Frau!" —

„Ich weiß, was ich weiß" — sprach die Frau heimlich, vertraulich: „ein Traum hat mir's wiederholt offenbart — unter dem Steinhaufen steckt ein unermeßlicher Schatz, und oben darauf liegt ein schwarzes Zauberbuch, da steht alles darin."

„Ach Possen! Geh mir doch mit Deinen Träumereien!" sprach der Mann: „Du machst mich ganz unmuthig!"

„Ei? Thue ich das erst? Bist Du nicht unmuthig von Natur? Ja wohl — gehe — lege die Hände in den Schoos, und jammere. Mache keinen Versuch zu Deinem Glück! Sei



träge wie eine Schildkröte und feig wie eine Hasenkuh!" zürnte die Frau.

„Weib!" zürnte der Mann. Du bringst uns alle in das Verderben."

„Der Kluge umgeht das Verderben! — Der Meergeist hat befohlen, wir sollen den Steinhaufen nicht betreten, nicht berühren — gut; du nimmst Hacke und Schaufel, und gräbst seitwärts hinein, darunter, und holst die Schätze, und rufst einen bessern Geist!"

„Nein! nein und abermals nein!" rief heftig der Mann. „Und wüßte ich hunderttausend Geister zu rufen, ich riefe nie wieder einen einzigen." —

„Der Meergeist war gütig, wir haben ihn erzürnt, er hat uns verziehen, und ich soll ihn abermals erzürnen, und mich, Dich und unser Kind dem gewissen Verderben preisgeben! Da wollt' ich lieber, ich hätte ihn nicht gerufen, wir hätten nicht so viel Glück gehabt, denn wir waren dessen nicht werth."

„Meinetwegen, mir ist alles einerlei — wenn ich die Insel nicht haben soll ohne den Steinhaufen, so kann ich nicht mehr froh sein — so sterbe ich, und es gilt völlig gleich, ob am Zorn des Meergeistes oder am Kummer, der mir das Herz abnagt. Ich kann diesen verhaßten Steinhaufen nun einmal nicht mehr ersehen!" rief die Frau.

„Und ich wollte, ich hätte ihn nie gesehen!" schrie aufs höchste erzürnt der Mann. „O Hydriel! Chokelan! Nothelmy! Lamedo!"

Krach! krach! that es einen Schlag, als berste die Insel; Mann und Frau und ihr Kind saßen auf nackter Felswand, das Haus war weg, Gräser, Blumen, Bäume, Thiere — alles — öde — öde — öde — und die See ging hoch, die




Wellen donnerten und schäumten. — Keine Nahrung war mehr da, auch der Brunnen sprang nicht mehr, nicht die kleinste Auster lag am Strande, ein qualvoller schrecklicher Zustand brach über das ärmste, ungenügsame, bethörte Menschenpaar herein; es sah sammt dem unschuldigen Kinde den nackteu Tod vor Augen.

Aber der Meergeist zürnte den Thörichten nicht auf immer. Er führte noch denselben Tag ein Schiff an die Insel, das reich mit Gold beladen aus Australien heimkehrte, das nahm sie auf, und brachte sie sammt ihrem Kinde wieder in ihr Heimathland zurück, aber ohne Gold. —





Weinglas und Tintenfaß.

(Fabel-Märchen.)



Auf dem Arbeitstische eines deutschen Dichters standen freundnachbarlich ein Weinglas und ein Tintenfaß beisammen. Es bedarf kaum des anführens, daß aus dem ersteren der Dichter trank und aus dem zweiten schrieb; niemals umgekehrt, sonst würde er in den sehr schlimmen Ruf gekommen sein, Tinte getrunken, und seine Schriften mit Wein geschrieben zu haben. Vor beiden Mißgriffen hat sich ein deutscher Dichter und Schriftsteller außerordentlich zu hüten, absonderlich aber vor dem ersteren.

Das Tintenfaß war groß, von schwarzgebeiztem polirtem Holze und hatte ein sehr ehrwürdiges, altes Ansehen, indem sich auf seiner Fläche, die keine Fläche mehr war, sondern ein Hügel, vertrockneter Tintenschlamm, mit Streusand vermählt, fast zum Berge gehäuft hatte, in dessen Mitte wie ein dunkler Krater sich eine trichterförmige Vertiefung hinabsenkte, kaum weit genug, die Feder in die im Bauche des Tintenfasses ruhende Tinte einzutauchen. Das Glas war viel, viel älter als das Tintenfaß, aber es war hell und rein, eine ganz jugendliche Gestalt, und sah mithin so jung aus, wie alte, aber schlanke und gut gehaltene Gestalten aussehen. Diese beiden sahen sich fast täglich, und ihr Besitzer wußte nicht,

daß sie sich bisweilen, wenn es ganz still war, und er fern, miteinander unterhielten, und auf einem ganz leidlich guten Fuße mit einander lebten, wie es nahen Nachbarn und Leuten ziemt, die nun einmal mit und neben einander leben müssen. Aber an einem äußerst heißen Sommertage, an welchem die Hitze in dem sonst kühlen Arbeitszimmer des Dichters die angenehme Höhe von zweiundzwanzig Grad Reaumür erreichte, die ganze Natur so zu sagen dampfte und lechzte, und auch der Dichter zur Abkühlung einigemale mehr als sonst aus dem Glase getrunken hatte, überwältigte ihn in einer Nachmittagsstunde, zumal die ganze Atmosphäre elektrisch war, und Gewitter drohten, eine Abspannung dergestalt, daß er sich förmlich gezwungen fühlte, sich ein wenig auf seine Ottomane niederzulegen, welches sonst gar nicht seine Gewohnheit war, nicht um zu schlafen, sondern nur um zu ruhen, da die Hitze jede Thätigkeit und jede Bewegung untersagte.

Es war so still im Zimmer, daß man das sumsen einer Mücke hätte vernehmen können; die Wanduhr bewegte ihren Perpendickel im gleichmäßigen Takt und die Taschenuhr pickte vernehmlich laut, da hörte der Dichter mit einemmale, wie das Glas und das Tintenfaß mit einander in ein Gespräch und gleich darauf in Streit kamen — wahrscheinlich in Folge der großen herrschenden Hitze.

Das Glas nahm eine ganz ausschließlich vornehme Stellung gegen das Tintenfaß an, und sprach: Habe die Güte, und komme mir nicht zu nahe, denn wie Du aussiehst — na, ich wünschte nichts, als Du könntest in einen Spiegel sehen, und Deine Gestalt betrachten, Du würdest einen Mohren erblicken, der zugleich ein Schornsteinfeger ist. —

Schöne Dame! — entgegnete das Tintenfaß: wenn ich so eitel wäre in einen Spiegel sehen zu wollen, so dürfte ich





ja nur Sie anblicken: in Ihrem Glanze spiegelt sich ja alles in diesem Zimmer, warum nicht auch ein armes, altes Tintenfaß? —

Das Glas wußte nicht recht, ob es diese Antwort für Ernst oder für Spott nehmen sollte, daher besann es sich erst ein wenig, bevor es erwiederte: Ich muß das leider geschehen lassen, daß sich alles an mich herandrängt, und in meinem Abglanz sich selbst erblickt. Hinge es von meinem Willen ab, wem ich die Bespiegelung als eine Gunst vergönnen wollte, so würden gewisse Gegenstände und Personen auf alle Fälle von dieser Gunst ausgeschlossen sein.

Und ich zu allererst, das kann ich mir wohl denken, sprach ruhig das Tintenfaß. Darum ist es gut, daß ich mich selbst bescheide, eine Tugend, die zu üben nicht jedermann gegeben ist.

Wenn ich damit gemeint sein sollte, versetzte das Glas: so finde ich die Lehre sehr überflüssig. Ich finde es in der Ordnung, daß sich bescheidet, wer nicht den geringsten äußern Vorzug besitzt; wer nicht etwa nur in Dunkel gehüllt ist, sondern das Dunkel in Person vorstellt; wer fast nie von seiner Stelle gehoben wird, sondern stets an der Scholle klebt; wer nie mit edler, sondern stets mit ekler Flüssigkeit gefüllt wird, mit schnöder Tinte, die aus schnödem Wasser besteht, aus häßlichen bittern Galläpfeln, aus abscheulich sauern Eisensalzen, nebst der Brühe von widrigen Blauspähnen, einer Flüssigkeit, von der jeder Tropfen einen Fleck macht, und deren Behälter ich um keinen Preis der Welt sein möchte.

Fleckenlose Dame, Sie sprechen sehr viel in einem Athem! versetzte das Tintenfaß. Ich bitte, schonen Sie sich! Ich habe schon sehr, sehr viele Gläser gesehen, in welchen die von Ihnen so verunehrte Tinte aufbewahrt wurde, man nennt sie





vorzugsweise Tintengläser, und ich habe nie gesehen, daß die Tinte die Gläser angefressen oder sonst beschädigt hätte.

Ich würde mich zu Tode schämen und grämen, wenn mir das widerführe — entgegnete das Glas. Du mußt wissen, daß ich ein Weinglas bin und kein Tintenglas, daß ich folglich eine höhere Bestimmung habe, denn so beschränkt wirst Du doch nicht sein, Deine liebe Tinte, um die ich Dich ja gar nicht beneide, höher stellen zu wollen als den edlen Wein.

Ich habe nicht die Ehre — antwortete das Tintenfaß spöttisch: Ihren Liebling, den edlen Wein zu kennen, so viel ich indeß wahrzunehmen Gelegenheit hatte, dient er doch eigentlich zu nichts, als den Durst — ich gebe zu auf eine angenehme Weise — zu stillen — allein was ist das gegen meine Tinte? Tinte regiert die Welt, ist die Großmacht aller Großmächte. Tinte schreibt Gesetze, Tinte verbindet einzelne Menschen und ganze Völker, die fern von einander wohnen. Tinte ist überall!

Ja wohl und leider! — höhnte das Glas. Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner — Tinte. Wird doch „in der Tinte sitzen" sprichwörtlich gebraucht, um ein großes Uebel zu bezeichnen! Sage mir doch, gelehrtes, schwarzes Tintenfaß, warum man so spricht? —

Liebes, weißes Glas! versetzte das Tintenfaß: ich kann Dir dieß in der That nicht sagen, denn ich habe noch nie in der Tinte gesessen, sondern stets saß die Tinte in mir.

Du brauchst nicht liebes Glas zu mir zu sagen, denn Du liebst mich ja doch nicht — warf das Glas verdrießlich hin. Wir passen einmal nicht zusammen. Ich bin ein klarer, durchsichtiger, offener Charakter, Du — nun ich will nichts sagen.





Ich werde Dir gleich beweisen, gegenredete das Tintenfaß etwas empfindlich; daß ich auch kein verschlossener Charakter bin; Dir scheint es zu gehen, wie vielen Menschen, die ihre baare und bündige Grobheit für Offenheit und Wahrheitliebe halten und ausgeben. Oh, oh, oh, ich kann auch offen sein, sehr offen, und ich sage Dir, daß Du sehr wohl thust, nichts sagen zu wollen, so wirst Du mindestens nichts nichtssagendes sagen!

Was Du nicht alles sagst! rief das Glas sehr doppelsinnig aus.

Ich sage die Wahrheit, doch ohne Schärfe. Tinte heilt böse Finger, versetzte das Tintenfaß.

Wir scheinen in recht gallenbitterer Stimmung! spöttelte das Glas.

Und wir in sehr weinerlicher! versetzte das Tintenfaß!

Wir leiden an der schwarzen Krankheit, sprach das Glas.

Wir haben die Bleichsucht! erwiederte das Tintenfaß.

Wir sind voll Gift und Galle! schalt das Glas immer heftiger.

Und wir sind leer — gegenredete das Tintenfaß voll Ruhe.

Ich möchte vor Aerger zerspringen! schrie das Glas.

Das wäre doch schade, da gäbe es Scherben! spottete das Tintenfaß.

Bersten möchte ich vor Zorn und Wuth! schrie das Glas ordentlich gellend.

Und ich möchte mich ausschütten vor Lachen! Und am liebsten in Dich, eitles aufgeblasenes Glas! — schalt das Tintenfaß.

Aufgeblasen! schrie das Glas. Das ist zu arg, zu toll! Habe ich mich selbst aufgeblasen oder that dieß der Glasbläser,

der mich formte, der mir die schlanke edle Gestalt gab, die Mitte zwischen Lilie und Tulipane, den Kelch, ja den Kelch einer Blume? Ich bin der Kelch, darin die Weinblume duftet, in und aus dem die Quelle der Begeisterung strömt -- ha — ich muß mich selbst verachten, daß ich mich verstimmen lasse, über ein und durch ein — Tintenfaß. Wenn unser Gebieter in die Fluth, die ich zu Zeiten umschließe, den Finger taucht, und meinen Rand umfährt, töne ich Spährenmelodie, wer in Dich den Finger taucht — und deinen Rand umfährt — bringt keine Melodie hervor, er beschmutzt sich, das ist alles!

Herrlichster, krystallklarer, offenster aller offenen Charaktere — erwiederte das Tintenfaß mit heiterer, spöttischer Ruhe: weshalb regst Du Dich so auf? Weshalb wirfst Du Blasen? Weißst Du nicht, daß ein gutes Glas daran erkannt wird, daß es blasenfrei ist?

Ich will nichts mehr wissen! Schweige! herrschte stolz das Glas dem Tintenfaße zu. Siehe mich an! In mich schliff des Künstlers Hand eine Krone, das Zeichen höchster Würde. Du bist mir nicht ebenbürtig, Du bist Plebs, bist Diener des geistigen Proletariats.

Allen Respekt! Ich möchte eine tiefe Verbeugung machen, wenn ich dieß könnte, ohne Gefahr zu laufen, daß meine Tinte ausliefe! gab das Tintenfaß dagegen. Die Krone, deren Du Dich rühmst, ist allerdings ein Zeichen höchster Würde, aber sie ist doch, wie Du zugeben wirst, nicht die höchste Würde selbst, mindestens an Dir vermisse ich diese Würde sehr. Ich wünschte lebhaft, daß der Künstler, der Dich schliff, noch ein mehreres an Dir gethan hätte. —

Unerträglich! schrie das Weinglas. Du willst mich ungeschliffen schelten, Du ungehobeltes, erbärmliches Tintenfaß!

Allerdings — ich bin weder geschliffen noch gehobelt wor-







den, versetzte das Tintenfaß, stets in großer Ruhe: — aber sieh mich einmal recht an, ich bin gedrechselt, ich habe Politur — ich glänze —

Wie Stiefelwichse! höhnte giftig unterbrechend das Glas, das sich durchaus nicht beruhigen konnte. Ist das nicht ein Glanz, nicht eine Pracht! Unten Wichsglanz, oben Schimmel, ein Wald voll Weisheit, ehrwürdiges Grau, eselfarbig, und im Schooße die Sibylle, die verehrungswürdige Frau Tintenmutter.

Was giebt es, was giebt es? Wer nennt mich, wer nennt mich? ertönte eine vertrocknete Stimme in der Tiefe des Tintenfasses.

Das Glas erschrak; das war die Stimme der Tintenmutter. Wenn letztere sich in den Streit mischte, so war es verloren, denn gegen die deutsche Tintenmutter kommt nichts auf und ist mit ihr kein auskommen, zumal sie die Eigenheit hat, alles zweimal zu sagen.

Ich habe nichts und sage nichts gegen achtbare Personen, lenkte eingeschüchtert das Glas ein: ich habe es nur mit einem außerordentlich dickthuenden und sich klug und weise dünkenden Tintenfaß, das sich so hölzern benimmt, wie nur immer ein hölzernes Tintenfaß sich benehmen kann gegen Leute vom Stande.

Vom Stande! lachte das Tintenfaß laut: Ich dächte doch unser Stand und unsere Stellung wären sich ganz gleich. Wir sind eines Herrn, stehen auf einem Tische und so weiter. —

Es ist das Stigma der Gemeinheit, Standesunterschiede nicht willig anerkennen zu wollen — entgegnete das Weinglas: und gegen die höhere, bessere und edlere Natur sich aufzulehnen. Was zum Heller geschlagen ist, wird kein Thaler;



was ein Holz ist, wird kein Glas. Nie habe ich von einem gläsernen Peter gehört, hölzerne Peter giebt es in Fülle, und was ist ein Peter? Ein Peter ist eine Versinnbildung der Albernheit und Tölpelei.

Und was ist ein *Hohlglas*? fragte jetzt gereizt das Tintenfaß. Hohlglas ist kein Tafelglas, wenn es sich auch in Gestalt von Flaschen und Bechern auf Tafeln drängt; kein Spiegelglas, wenn es sich auch im Glanze seiner Eitelkeit bespiegelt. Hohlglas ist die Anmaßung, die sich etwas rechts dünkt, die Spiegel-Glaskugel, die nur *sich* aufbläht, und alles, was sie auffangen kann, *verkleinert*!

Ach, Du armes, gebrechliches und zerbrechliches Hohlglas, fast fange ich an, Mitleid mit Dir zu fühlen, ein leichter Stoß bringt Dich zum wanken, zum umfallen, zum zerbrechen, ich aber stehe auf dem, was die biedern deutschen Menschen mit wälscher Zunge eine „solide Basis“ nennen. Ich bin gleichsam ein geborenes „Fundament“ und da ich aus *Kernholz* gedreht bin, so bin ich naturgemäß das Sinnbild des kernhaften, tüchtigen, gegenüber Dir, dem schimmernden, vergänglichen. Ich bin die persönliche Gesetztheit.

Ja wohl, Du gesetzter Tinten-Philister! daß Du *nicht* schimmerst, sondern nur schimmelst, und daß Tinte auf Erden *unvergänglich* ist, das ist wahr, das sei Gott geklagt! seufzte ironisch das Weinglas. Was die Vergänglichkeit anlangt, so brüste Dich nicht. Mich wirft ein Lufthauch um, Dich verzehrt ein Feuer. Schwerlich hat unser Besitzer uns beide versichert, und wäre das, was hilft es uns; dann hat er es nicht gethan, *uns* zu erhalten, sondern nur unsern *Werth* vergütet zu erhalten.

Es freut mich nur, und könnte mich fast stolz machen, spöttelte darauf das Tintenfaß: daß Sie so gnädig und her-



ablassend sind, höchstverehrtes Weinglas, von unserm Werth zu reden, mir folglich auch ein Mindestttheilchen Werth, Höchstsich gegenüber — zuzugestehen! In der That, dieß ist rührend, und ich bitte mir zu erlauben, einige schwarze Zähren der Rührung aus meinem Innern rinnen zu lassen.

Du hast gar nicht nöthig, zu spotten! versetzte das Glas ganz schnippisch. Bleibe Du, was Du bist, und ich will bleiben was ich bin — aber von Dir so fern als möglich, denn schlechte Gesellschaft verdirbt gute Sitten, einen Mohren und ein Tintenfaß wäscht niemand weiß — wer Pech oder auch Tintensatz angreift, besudelt sich, und ich bin nicht gern in so trockener hölzerner Gesellschaft.

Fräulein Nachbarin! Ich muß mir auf das allerhöflichste alle und jede Anzüglichkeit verbitten! rief jetzt bei diesen Worten des Glases eine heissere Stimme aus, die nicht dem Tintenfaß angehörte. — Ich habe mich mit Absicht nicht in Ihren Streit mit dem Tintenfaß mischen mögen, weil ich den Frieden und die Neutralität über alles liebe, allein wie gesagt, beleidigen lasse ich mich nicht. Was wollen Sie sagen mit der „hölzernen Gesellschaft?“ Wir sind nicht Ihre Gesellschaft, wir drängen uns Ihnen nicht auf, Sie sind zu uns auf diesen Tisch gekommen, nicht wir zu Ihnen. Wir waren immer da, sind immer da. Sie können leicht gewechselt werden, wir schwerlich. Sie sind leicht zu ersetzen, wir minder leicht. Wir sind hier im Rechte des Besitzes, des Bestandes. Wir sind hier Standespersonen, nicht Sie, wenn Sie es wissen wollen. Wollen Sie sich aristokratisch uns gegenüber zeigen, so müssen Sie wissen, daß wir Patrizier sind, denn schon alle Ur- Kirchen- und andere Väter, den einzigen Vater Noah vielleicht ausgenommen, bedienten sich unserer.

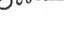
Sie müssen wissen, daß man geschrieben und gestreut hat, ehe man Wein aus Glas trank!

Diese eifernde und scheltende Stimme gehörte Niemand an, als der treuen Nachbarin und Schwester des Tintenfasses, der Streusandbüchse. Sie lebte zwar mit dem Tintenfaß nicht in stets ununterbrochener Eintracht, denn sie hatte oft Anlaß, über dasselbe unwillig zu werden, wenn ihr Gebieter eine zu volle Feder in ihren Krater und auf ihren reinen Sand aussprützte, und das Tintenfaß gerieth in noch größeren Aerger über sie, wenn derselbe Mann überflüssigen Sand vom Papier leichthin abschnellte, so daß ungleich mehr davon auf dem Rande des Tintenfasses hängen blieb, als in die Streusandbüchse zurückkam, doch freute sich das Tintenfaß jetzt im Grunde seines Herzens über die Hülfe, die ihm so unerwartet gegen das feindselige Glas kam, und noch dazu von einer Seite her, wo es Hülfe nicht gehofft hatte.

Das Glas sah mit einem stolzen fast wegwerfenden Blick auf die Streusandbüchse, und höhnte:

Wer spricht denn da mit so überströmender Beredsamkeit? Ah — Sie — Frau Sandbüchse. Hm! Gleich und gleich gesellt sich gern, gleiche Lumpen gleiche Lappen; sage mir, mit wem Du umgehst, so will ich Dir sagen, wer Du bist. Man kehre doch und streue Sand vor der eigenen Thüre, ehe man sich um die Thüre der Nachbarn bekümmert. Es gehört viel Dünkel dazu, sich so wichtig zu machen, wenn man weiter nichts in seinem Innern hat: als Streusand.

O ja! — entgegnete alsbald die Streusandbüchse: Ich gebe zu, daß es angenehmer sein mag, geistvoll zu sein, als sandvoll, allein mit noch so vielem Wein und Weingeist wird wenig oder nichts erreicht, während die ganze Weltgeschichte lehrt, daß zu gewissen Zeiten von Großen großes er-



reicht wurde, wenn man den Menschen beim rechten Zeitpunkte Sand in die Augen streute. Auch werden Sie wissen, verehrteste alte Fräulein Nachbarin, Verzeihung, wollte sagen Fräulein, alte Nachbarin, daß es nicht heißt, das Leben verrinnt wie Wein, sondern es verrinnt, wie Sand; Sand ist mithin ein Bild des ganzen Lebens, während Wein nur das Bild eines vereinzelten Lebensgenusses ist. Sanduhren gab es längst, ehe es Räderuhreu gab —

Sanduhren, die ohne Glas nicht sein konnten, wenn Sie gütigst erlauben wollen! fiel das Weinglas ein.

Nun sehen Sie! triumphirte die Streusandbüchse: Da geben Sie mir ja selbst Recht! In diesen Sanduhrgläsern ist nichts anderes und besseres, als was in mir ist — folglich hat keins von uns beiden das Recht, sich über das andere zu erheben, und das war es, was ich sagen wollte.

Und was Sie in der That nicht nur sagen wollten, sondern auch gesagt haben, und zwar mit vielen trockenen Worten! rief das Glas.

Nun freilich, versetzte die Streusandbüchse: ich bin nicht so feuchter, ewig durstiger Natur, wie gewisse Leute; ich leide etwas an Rheuma, und Feuchtigkeit schadet mir. Ich liebe das trockene, bin für das trockene geschaffen und halte dafür, daß das trockene den Vorzug vor dem nassen verdient, da man mit Recht von jemand sagt, der zu Gut und Geld, zu Glück und Vermögen gelangte: der hat sein Schäfchen ins Trockene gebracht — eine Sache, welche man den „nassen Brüdern“ fast niemals nachrühmen kann.

Dieser hitzige und witzige Zwiesprach zwischen dem Weinglas und der Streusandbüchse auf dem Tische des Dichters, hatte dem Tintenfasse Zeit gegeben, sich in etwas zu er-



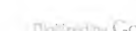
holen, es erhob jetzt auch wie der mit frischem Muthe zu streiten seine Stimme und rief:

Wäre es denn gar nicht erlaubt, auch einmal wieder zu Worte kommen zu können, verehrte Damen Nachbarinnen! Man ist doch nicht allein auf der Welt und hier auf diesem Tische. Ich meinestheils will gar nicht die Partei des gänzlich trockenen nehmen, denn mir könnte nichts schlimmeres begegnen, als auszutrocknen, allein ich darf auch sagen, daß ein stets voller Zustand sehr verachtet wird.

Bin ich etwa stets voll? fragte das Weinglas nicht ohne Heftigkeit, und beantwortete die Frage gleich selbst: Nein, ich bin selten oder nie voll, denn dazu gelange ich gar nicht.

Undankbares Glas, schöner Charakter! rief das Tintenfaß! Dir ist nichts heilig, Du bist ohne alle Pietät! Schon vorhin äußertest Du Dich nachtheilig über unsern gemeinsamen Herrn, jetzt spöttelst Du abermals über ihn, und seinen Durst, daß er Dich nie voll stehen lasse, sondern stätig austrinke. Könnte ich in der Menschensprache reden, so würde ich ihm Deine Gesinnung offenbaren, und er würde Dich nehmen, und Dich an der ersten besten Wand zerschmettern!

Ha, ha, ha! schlug das Glas eine helle Lache auf: was so ein simples, ehrliches, altdeutsches Tintenfaß nicht alles wissen will. Da habe ich früher ganz andere Gläser klingen und ganz andere Worte fallen hören. Ich habe im sogenannten „Kreise froher, kluger Zecher" gehört, daß Leute, die andern Leuten Treue geschworen hatten, deren Vertrauen sie genossen und durch die sie ihren Lebensunterhalt bezogen, diesen Leuten das allerbitterste nachredeten, daß sie dieselben abgeschafft oder mindestens mediatisirt wissen wollten, um prahlhansige Republikaner zu heißen oder Unterthanen eines Kaisers zu werden, und da waren Professoren, Consistorialräthe und



sogar Minister darunter — und that allen nichts, wurde keiner zerschmettert, blieben ganz und in ihren Stellen. —

Bis auf die, die nicht in ihren Stellen blieben! — ergänzte mit gewohnter Ruhe und innerlicher Behaglichkeit das gesetzte Tintenfaß.

Solche Dinge sollte man nicht aufrühren, wie alten Tintenfaß! rief die Streusandbüchse: denn die, welche auch Schellenkappen trugen, auf großen Pferden ritten, die großen Lieder sangen, und die großen Worte machten, schämen sich nun, hören sich ungern an ihre Thorheit erinnern, und nehmen solches erinnern schrecklich übel — wollen es nimmermehr gewesen sein, sagen der und der und der war ja auch nicht anders und besser! Wir waren allzumal angesteckt von der politischen Tarantelsucht, einer wie der andere, und haben die Comödie mitgespielt, weil das Veitstanz-Miasma in der Luft und in der Zeit lag.

Ich weiß überhaupt nicht, setzte das Tintenfaß dieser Rede hinzu: weshalb es dem glänzenden Fräulein da drüben beliebt hat, das Gespräch auf diesen Punkt und dieses unerquickliche Thema zu lenken; es sollte mich doch sehr wundern, wenn es nicht selbst einmal mit geklungen hätte auf eine bessere Zeit, eine Zeit der Freiheit und Einheit, mit obligatem schwarz-roth-gold!

Gewiß, das habe ich, und mit Freude, und mein Klang war ein voller und reiner — antwortete das Glas. Die neue verheissungreiche Zeit wurde begrüßt, wie ein schöner Völkerfrühling; daran freilich, als man auf sie, sie willkommen heißend anklang, und eine edle Freiheit der Geister, eine Einheit aller deutschen Völkerstämme gegenüber allen ihren stets feindlichen Nachbarn begründen zu können hoffte, dachte man nicht, daß gleich eine Schaar vaterlandsfeindlicher aufwieg-

lerischer und räuberischer Gesellen voll Selbstsucht und Habgier sich erheben würde, um alles höhere zu erniedrigen, alles gute schlecht zu machen und alles bestehende niederzureissen. Wie viele schlechte Tinte ist damals versprützt und verschrieben worden!

Die Tinte ist nie moralisch schlecht, das bitte ich mir aus! zürnte bei diesen Worten das Tintenfaß: nur die Schreiber sind's bisweilen. — Und es wäre wohl manches ganz anders geworden und gekommen, wenn statt allzuvielen Klingklangs, schreiens und schreibens entschieden drein geschlagen, und etwas mehr Sand verbraucht worden wäre! — fügte die Streusandbüchse hinzu.

Diese doppelsinnigen Worte empörten die in der Tiefe des Tintenfasses wohnende Tintenmutter und sie rief kreischend herauf: Was ist das? Was ist das? Warum soll im lieben deutschen Vaterlande nicht geredet, viel geredet werden? viel geredet und nicht auch viel geschrieben, ja viel geschrieben werden? Wozu ist den Leuten eine Zunge gegeben, Zunge gegeben, als um zu reden, ja zu reden? Und wie sollte ich bestehen, ich bestehen, wenn nicht fort und fort und drauf und drein geschrieben würde? :|: Wozu wäre ich da? :|: Wozu wäre ich, die Tintenmutter, da? :|: (Diese Wiederholungszeigen deuten an, daß die Tintenmutter alles zweimal sagte.) Wenn nicht fortdauernd geredet und geschrieben würde :|:, so würde das ein unsägliches und unbeschreibliches Unglück sein! :|: Also kein unverständiger Streit über das unumgänglich nothwendige der Rede und der Schrift, vor allen der Schrift! :|:

Das Weinglas erschrak nicht wenig, als es die keifende Stimme der Tintenmutter vernahm, und nun gewahren mußte, daß es drei Gegner habe, das gesetzte Tintenfaß, die löcher-





und wortreiche Streusandbüchse und die höchst zungenfertige Tintenmutter, gegen welche niemand aufzukommen vermag. Die Geschichte der Tintenmutter erwartet noch ihren Monographen, und ihre Stelle in der deutschen Mythologie, denn die Zeit ihres Entstehens reicht in den altgermanischen Mythenkreis hinein; jedenfalls ist ihr Ursprung dunkel und sie gehört in das Geschlecht der Schwarzalfen. Sie ist eine schwarze Erdgöttin, gleich der griechischen Demeter, eine schwarze Aphrodite, eine schwarze Diana, zugleich auch die wälsche Fee Befana, die Kinderschreckerin, denn alle Kinder graueln sich, wenn sie schreiben lernen sollen. Sie ist die isländische blaue und schwarze Göttin Huldra, die Mutter der Halbgöttinnen Thorgerda und Yrpa, welche Namen blaue Flecken bedeuten, von Schlägen oder von Tinte, blaue und schwarze. Sie ist ein „Schrat", das heißt ein schwarzes Schreckgespenst, ein Waldteufel, angelsächsisch Scritta, was auf die lateinische Wurzel scribere, schreiben, und die indo-germanische sanscritta — die heilige, dunkle, mythische Schrift zurückzuführen ist. Sie wohnt nach der Mythe im Innern eines Felsen, der Srattaskar heißt, d. i. Schratt aller Schratte oder Schreck aller Schrecken, oder ganz einfach — ein Tintenfaß.

Nach dieser mythologischen Abschweifung, welche der Dichter, der dem Streite des Weinglases und Tintenfasses, der Tintenmutter und Streusandbüchse zuhörte, für sich in Gedanken machte, vernahm er, daß das Weinglas hell aufseufzte und zu zittern begann, ja es schien einer Ohnmacht nahe zu sein, da es den drei vereinten Gegnern sich nicht mächtig und nicht gewachsen fühlte.

Ach, wie schade, wenn das Weinglas umgefallen und hingewesen wäre! — Aber siehe da, eine ganz unvermuthet laut werdende Stimme brachte ihm wieder feste Haltung: Ich

sehe ganz klar — rief diese Stimme: daß hier eine Verschwörung obwaltet, um im undurchsichtigen und getrübten Meinungskampfe meine liebe Verwandte und Freundin, das Weinglas, zu fällen, ihre durchsichtige Heiterkeit ihr zu rauben, und sie zum Opfer eines schwarzen Planes zu machen. Dieses werde ich nicht dulden, denn ich überblicke und durchblicke alles; ich werde dem Glase beistehen und mit doppelter Schärfe die Unbilden rügen, die dem unschuldigen Glase, dem ich mich verwandt fühle, zugefügt werden.

Ah! Die Dame Brille! riefen Streusandbüchse und Tintenfaß, und die Tintenmutter schrie aus der schwarzen Tiefe herauf: Was will die Brille, was will die Brille? Sie hüte sich vor trüber Färbung, vor trüber Färbung! Wenn sie nicht stille, nicht stille, die Brille, so wollen wir ihr einen Klex anhängen, ja Klex anhängen, den sie lange mit sich herumtragen und an uns denken soll! :|:

Ich fürchte mich nicht vor euch und eurer schwarzen Rede und Gesinnung, sprach die Brille sehr ruhig: denn jeden Flecken, der an mir haftet, streift unser Gebieter ab von mir, und er hält mich stets rein, sowie auch das Weinglas, ihr aber, Tintenfaß und Streusandbüchse, ihr bleibt wie ihr seid, und werdet nie gewaschen, darum redet ihr auch so viel ungewaschenes Zeug, und die Frau Tintenmutter vollends, die kann freilich nichts anderes, als andere beschmutzen. Ich habe dem Streite, den ihr führt, vom Anfange an schweigend zugehört, und komme auf den alten Satz zurück —

Was alter Satz? alter Satz! — schrie zornig die Tintenmutter: damit soll wohl ich ohne Zweifel gemeint sein, ich, ich, ich? Nun gut, bin ich der alte Satz, so will ich's bleiben fest und treu und beharrlich, nicht weichend und wankend!

Aber keifend und zankend! entgegnete die Brille. Ich





rede ja gar nicht von Ihr, es leuchtet mir auch gar nicht ein, warum ich von Ihr reden sollte! Der alte Satz, den ich meine, ist der vom Glase aufgestellte vom unschönen Aeußern des Tintenfasses gegenüber ihm, dem Weinglas; und dieser Satz bleibt unbestritten. Bescheide sich ein jedes in seiner Sphäre, und keines überhebe sich. Du liebes Glas, bleibe was Du bist, und wie Du bist, ströme milde Lebenswärme in unsers Gebieters Brust. vertritt gleichsam die Schöpfung des Geistes, vertritt in erhabener Schönheit die Poesie, das und nur das ist Dein Beruf, so bleibst Du die fleckenreine Lilie, deren Form des Künstlers Hand Dir gab; eine stolze aufgeblasene Tulipane sollst Du nicht sein. Das Zeichen der Krone, das Du trägst, bedeutet, daß Poesie die Krone des irdischen Daseins der Menschen ist, und daß allem hohen geboten ist, auch nach dem edlen zu streben. Hoheit kann kaum gedacht werden ohne Edelmuth Nun ziemt den Edlen nicht, sich zu überheben, darum verachte nicht, werthes Glas, das nützliche Tintenfaß, wie Du vorhin gethan, und schilt es nicht ob seiner dunkeln Gestalt!

Bravo! Die Fräulein Brille spricht gut und wie ein Buch, lobte beruhigt das Tintenfaß, das Glas fühlte die Belehrung der Wahrheit, die es von der Brille empfing, und schwieg. Die Brille aber fuhr fort: Das Leben der Civilisation, wie es einmal ist, kann so wenig ohne Prosa bestehen, wie ohne Tinte. Gebräche es an Glas, so würde man Wein aus Gold- und Silberkelchen, oder aus Zinn- und Thonkrügen trinken, wie man vor Alters ohnehin häufig gethan, diese Geräthe werden dadurch nicht zu Weingläsern. Jedes Gefäß aber, in welches Tinte geschüttet wird, wird sogleich dadurch zum Tintenvas, — Vas heißt Geschirr — nicht Tintenfaß, das ist die Macht der Prosa über die Poesie. Es giebt auch poetische Tinten,

das sind die farbigen, Gold=, Purpur=, grüne und blaue und rothe Tinte; nur die beiden letzteren sind neben der schwarzen im Gebrauch. Die Amerikaner, obschon sie die Farbigen über alle Maßen verachten, bedienen sich vorzugsweise der blauen Tinte, nicht weil sie poetischer sind wie die Deutschen, sondern im Gegentheil, weil sie gern alles blau anlaufen lassen. Deutschland hat sich den Satz und Schatz der schwarzen Tinte gerettet, also mindestens eine seiner Nationalfarben, die erste und bedeutenste, an der es eisern hält, da Eisen zumal ein Bestandtheil seiner Tinte ist, und Tinte ist Deutschlands Zuflucht für und für, tausende und aber tausende leben nur von ihr, in ihr und durch sie; doch dürften auch die deutschen Tintenfässer etwas bescheidener sein, als sie gewöhnlich sind, und das trostlose Geschäft der Anschwärzung minder üben, und die achtbare deutsche Tintenmutter dürfte sich einiger Mäßigung befleißigen, und nicht ihr gallapfliches Wesen, ihren beliebten Gerbestoff, allzusehr an Tag legen.

Ei seht doch! Ei seht doch! schrie die Tintenmutter. So eine junge, grasgrüne, naseweise Brille will mir alten Frau Lehren ertheilen, Lehren ertheilen! Wohin guckt Sie denn, Jungfer Brille? Sehe Sie sich doch vor, daß Sie nicht übersichtig wird! :|: Sehe Sie —

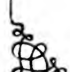
Ich sehe Sie nicht, und das ist mir lieb! unterbrach die Brille die scheltende Tintenmutter. Wie manche Leute den Wald vor Bäumen nicht sehen, so sehe ich vor Tinte die Tintenmutter nicht. Im Grunde ist es am besten, wenn Sie im Grunde bleibt, und ich wünsche Ihr wohl zu leben. Nur zu Ihnen noch ein Wort, Frau Streusandbüchse. Sie am allermindesten dürfen sich überheben und Streit suchen, denn Sie sind nur geduldet, Sie sind ein altes Ueberkommen, und werden nur noch hie und da bei Poeten, Alterthümlern



und dergleichen Leuten gefunden. Danken Sie daher dem Himmel, wenn Sie hier nicht auch abgeschafft werden! In Briefen an hohe Personen sich des Streusandes zu bedienen, gilt für Unschicklichkeit, Unart und Mangel an Bildung. In keiner ehrenhaften, kaufmännischen Schreibstube wird Ihresgleichen gelitten, da ist längst das bescheidene Löschblatt eingeführt, das geduldig alle überflüssige Tinte einsaugt, und nie so anmaßend ist, etwas von sich zu geben. Das Löschblatt ist zwar ein Lump, aber ein anerkannter. Selbst in den Canzleien, wo vor Zeiten das Geschlecht der Streusandbüchsen völlig herrschend war, ist es stark im abnehmen. Und in den Schulen wird Streusand auch nicht mehr geduldet, und was nicht in den deutschen Schulen geduldet wird, hat kein Recht zu bestehen, — denn die Schule ist gänzlich ausschließlich und erkennt keine Gleichberechtigung an.

Ich hoffe, daß ich Sie nun allerseits, ohne Sie zu beleidigen oder Ihnen zu nahe zu treten, zufrieden gestellt habe, und daß wir alle Zeit gute Nachbarn und desgleichen bleiben. —

Glas, Tintenfaß und Tintenmutter schwiegen und schienen schweigend einzuwilligen; auch die Streusandbüchse schien sich zufrieden geben zu wollen. Sie rief blos, als die Brille ihre versöhnende Rede geendigt hatte, doch nicht ganz ohne Gereiztheit, und um gleichsam auch der Brille nunmehr Schweigen anzuempfehlen: Punktum! Streusand drauf! —

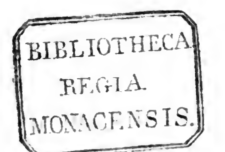








Inhalt:



Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.





